

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 35 (1976)

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen – Comptes rendus

Travaux de linguistique et de littérature publiés par le Centre de philologie et de littératures romanes de l'Université de Strasbourg 11/1 (1973): *Mélanges de linguistique française et de philologie et littérature médiévaux offerts à Monsieur Paul Imbs* ..., 667 p.

Wieder einmal ist ein Halbband der *Travaux de linguistique et de littérature* als Festschrift ausgelegt: nach Pierre Gardette (4/1 [1966]) und Albert Henry (8/1 (1970) wird nun Paul Imbs als dritter Forscher auf diese Weise geehrt. Der Festschriftcharakter bringt nun eine ganze Reihe von Modifikationen gegenüber den «normalen» *Travaux*-Bänden mit sich. Einmal ist Vol. 11/1 rund 300 Seiten stärker als die letzten der Linguistik im weiteren Sinne gewidmeten Halbbände. Dann wurde der sonst übliche Untertitel «Linguistique – Stylistique – Philologie» in «Linguistique française, philologie et littérature médiévaux» abgeändert; er umreißt nicht nur die Themenbereiche, denen sich die verschiedenen Beiträge mehr oder weniger zwanglos zuweisen lassen, er gibt auch gleichzeitig die Arbeitsgebiete an, in denen sich die Forschertätigkeit des Jubilars vorwiegend entfaltet hat. Als Festschrift wird der vorliegende Band ferner dadurch ausgewiesen, daß er ein Porträt (p. 4) des Geehrten, eine Zusammenstellung der wichtigsten biographischen Daten (p. 9–11) und ein von Eveline Martin und Georges Straka zusammengestelltes, 103 Nummern umfassendes Schriftenverzeichnis enthält (p. 13–22).

Die 53 Beiträge sind in 3 Sektionen untergebracht: I. *Sémantique, lexicologie, lexicographie*, II. *Méthodologie, grammaire, stylistique, phonétique* und III. *Philologie, littérature médiévale*. Natürlich wäre es nun ein leichtes nachzuweisen, daß dieser Klassifikationsrahmen zu weit, zu ungenau, zu heterogen usw. sei – aber Festschriftbeiträge sind nun einmal schwierig zu klassieren, v.a. wenn sie aus allen Teilen eines so weiten Arbeitsfeldes stammen wie demjenigen von Imbs. Den Herausgebern Robert Martin und Georges Straka gebührt vielmehr Anerkennung, daß sie wenigstens den Versuch einer sinnvollen Anordnung der Aufsätze gemacht und sich nicht einfach mit einer alphabetischen Anordnung nach Autorennamen zufrieden gegeben haben. Im einzelnen enthält der Band die folgenden Arbeiten:

I. Sémantique, lexicologie, lexicographie

1. Otto Ducháček, *Sur le problème de l'analyse componentielle* (p. 25–36). Ducháček versucht auf 11 Seiten, einen Überblick über die verschiedenen Ansätze im Bereich der semantischen Komponentenanalyse zu geben. Es werden nacheinander besprochen: Pottier, Ostrá, Katz (Fodor, Postal), Weinrich, Geckeler/Coseriu, Hjelmslev/Prieto. Daß dies alles nicht sehr tief schürfend sein kann, liegt auf der Hand, zumal Ducháček auch noch rund die Hälfte des Raumes benutzt, um seine eigene Konzeption vorzustellen. An diesem Ansatz gibt es zweifellos eine ganze Menge zu kritisieren – aber eine solche Auseinandersetzung müßte anhand von tief schürfenden Arbeiten des Verfassers geführt werden. – 2. Robert Martin, *Logique et mécanisme de l'antonymie* (p. 31–51). Wie bereits im letzten Band der *TLL*¹ legt Martin auch hier wieder eine hervorragende Studie vor, in der er demonstriert, wie man auf intelligente Weise sprachliche Probleme mit Mitteln der formalen Logik analysieren kann.

¹ Cf. R. MARTIN, *Esquisse d'une analyse formelle de la polysémie*, *TLL* 10/1 (1972), 125–136.

Er stellt einleitend fest, daß es zwei verschiedene Arten von Antonymie gibt: die eine kann man mit dem Disjunktions-Operator w beschreiben (p und q können beide weder gleichzeitig wahr noch falsch sein; z. B. *marié / célibataire*), die andere mit dem Inkompabilitäts-Operator (p und q können beide nicht gleichzeitig wahr sein, wohl aber gleichzeitig falsch; z. B. *bon/mauvais* [$> médiocre$]). Unter dem Einfluß einer Negation verhalten sich die beiden Antonymietypen verschieden: bei Disjunktion ergibt sich eine Äquivalenz ($p \equiv \sim q$ bzw. $\sim p \equiv q$), bei Inkompabilität eine Implikation ($p \Rightarrow \sim q$ bzw. $q \Rightarrow \sim p$). Auf sprachlicher Ebene manifestieren sich Antonymien bei Permutation (*Pierre bat Paul* \rightarrow *Paul bat Pierre*), bei Negation und Passivierung, sowie im lexikalischen Bereich. Hier stellt sich nun die Frage, ob die Antonymie auf der Ebene der Wörter, der Sememe oder Seme anzusiedeln ist; Martin macht auf überzeugende Weise klar, daß nur die dritte Lösung wirklich befriedigend ist. Weiter wird noch gezeigt, daß die Disjunktion an die Negation, die Inkompabilität an die Inversion (Permutation, Passivierung, Seminversion) gebunden ist und daß bei der Kombination von zwei Inversionstypen eine konverse Relation entsteht (X est le maître de $y \equiv y$ est l'esclave de X). – 3. Mario Wandruszka, *Le mot: connotations et indices socio-culturels* (p. 53–61). Wandruszka exemplifiziert seine schon verschiedentlich vertretene These, die Sprache sei kein kohärentes System, sondern ein mehr oder weniger heterogenes Inventar von Registern, in diesem Aufsatz am Beispiel des Lexikons. Die verschiedenen Stilschichten, Regiolekte, Soziolekte und Technolekte dürfen nach ihm nicht als Subsysteme, sondern nur als «langues partielles» angesehen werden (aber warum soll ein bestimmtes Subsystem nicht nur einen sprachlichen Teilbereich abdecken?). Jedes Wort würde nun mehr oder weniger deutlich die Indikation des Registers mit sich tragen, dem es angehört. Diese Indikationen dürfen nun nach Wandruszka nicht mit den Konnotationen gleichgesetzt werden. Er diskutiert verschiedene (amerikanische und europäische) Konnotationsbegriffe (Assoziation; Redebedeutung; Affektgehalt), um so den Unterschied zur Registerindikation aufzuweisen. Das Ganze ist aber nur ein Problem der Terminologie. Schließlich bezeichnet Hjelmslev die Registerindikation (neben anderem) als Konnotation – man kann den Begriff also ohne weiteres auf diesen Bereich einschränken (um so zu einem sauber definierten Terminus zu kommen) und sonst von Assoziation, Signifikation usw. sprechen. – 4. André Goosse, *La date de décès des mots* (p. 63–77). Während es in Wörterbüchern einigermaßen verbreitet ist, das Geburtsdatum eines Wortes anzugeben, versucht das *FEW* als einziges, bei «toten» Wörtern das «Sterbedatum» zu fixieren. Hauptquelle für diese Angaben sind die Wörterbücher, die jedoch bei weitem nicht immer Vertrauen verdienen – nicht nur, daß es bei den Wörterbuchautoren seit langer Zeit bekannte Abschreibtraditionen gibt, sondern auch deshalb, weil seltene Wörter oft «unterschwellig» weitervegetieren oder tote Wörter in der neueren Zeit von Schriftstellern wieder zu neuem Leben erweckt wurden. Ein reiches Material gestattet es Goosse, die verschiedenen Aspekte des Problems eindrücklich zu illustrieren. – 5. Bernard Pottier, *Schémas actanciels et dictionnaire* (p. 79–84). Ausgehend vom Artikel *accélérer* im *Trésor de la langue française* gibt Pottier zuerst eine Semanalyse des Verbs, um anschließend seine verschiedenen Wertigkeiten zu untersuchen. Eine Darstellung à la Tesnière wäre aber Pottiers Schemata vorzuziehen gewesen. Zudem ist zu beanstanden, daß das Reflexivpronomen (*s'accélérer*) nicht als Aktant behandelt wird. – 6. Charles Muller, *Le «Trésor de la langue française» et la statistique lexicale* (p. 85–95). Der *Trésor* ist das erste Wörterbuch, das am Schluß der meisten Artikel auch Informationen über die statistischen Aspekte des behandelten Inventars liefert; diese Angaben beruhen auf dem separat publizierten *Dictionnaire des fréquences* (19./20. Jh.), der in eine *Table alphabétique* und eine *Table des fréquences décroissantes* zerfällt. Muller behandelt in seinem Aufsatz die Lemmatisierungsprobleme, die Unterschiede zwischen den beiden Listen, die Umsetzungsmechanismen zwischen dem

Frequenzwörterbuch und der statistischen Rubrik des *Trésor*, und zeigt, welche Fülle von Informationen man aus diesen Angaben ziehen kann. – 7. Alain Rey, *La phraséologie et son image dans les dictionnaires de l'âge classique* (p. 97–107). Die Abgrenzung der Redewendungen gegenüber freien (sehr häufigen) Syntagmen und komplexen Lexien ist nach wie vor ein ungelöstes Problem. Syntaktische Anomalien können nur als fakultative Kriterien herangezogen werden, da in zahlreichen Redewendungen keine solchen vorhanden sind. Eine Erfassung der *locutions* ist nur auf semantischer Ebene möglich: eine solche liegt vor, wenn die globale semantische Funktion nicht mit dem analytischen (bzw. syntagmatischen) Signifikat zusammenfällt. Eine Redewendung ist entmotiviert und tendiert zum arbiträren Zeichen. Oft wird sie auch aufgrund ihrer ausdrucksseitigen Komponenten, die dann als (soziokulturell konnotierende) Hypozeichen fungieren, remotiviert. Auf jeden Fall muß darauf geachtet werden, die häufigen metaphorischen Verwendungen nicht mit den *locutions* gleichzusetzen – was oft zu schwierigen Abgrenzungsproblemen führt. Im zweiten Teil des Aufsatzes wird dann die Behandlung der Redewendungen bei Nicot, *Ac. 1694*, *Furetière 1690* und im *TLF* diskutiert. – 8. Josette Rey-Debove, *La sémiotique de l'emprunt lexical* (p. 109–123). In einem eindrücklichen Artikel versucht die Verfasserin den Prozeß der Entlehnung semiotisch zu erfassen, und zwar geht es nicht nur um eine Klassifikation der verschiedenen Integrationstypen, sondern auch um die Chronologie der einzelnen Typen im Rahmen einer fortschreitenden Integration. Die erste Phase wird als metalinguistisch-antonymisch bezeichnet. Hierher gehören Phänomene wie die Metarede des Linguisten über ein fremdes Wort oder das fremdsprachige Zitat und die Paraphrase eines Fremdworts in einem Text. In all diesen Fällen steht der fremde Signifikant nur für sich und «bedeutet» im eigentlichen Sinne nicht. Die zweite Phase ist die der antonymischen Konnotation. Das fremde Wort ist bereits so weit integriert, daß es in der aufnehmenden Sprache bedeutet bzw. denotiert, aber es wird noch auf seine fremde Herkunft verwiesen: durch Paraphrase und/oder Angabe der Ausgangssprache, durch Gleichsetzung mit einem autochthonen Wort (z. B. *X ou y*, *X(y)*, *X Apposition y*, graphische Auszeichnung usw.). In der dritten Phase ist das entlehnte Wort dann voll integriert und wird nur noch denotativ, ohne jede metasprachliche Beigabe eingesetzt. – 9. Raymond Arveiller, *Sur quelques mots d'emprunt* (p. 125–140). Aufgrund einer reichen Dokumentation untersucht Arveiller die Herkunft von vier Lehnwörtern des 16. Jh.s und kann die bisherigen «Quellenangaben» entscheidend korrigieren: *capitaine*, *capitane* wäre je nachdem aus dem Italienischen, Spanischen oder Okzitanischen übernommen, *chaouch (chaous)* wäre zuerst aus dem Italienischen (2. Form), später noch einmal (17. Jh.) direkt aus dem Türkischen entlehnt worden; *dace / dacier* stammen aus dem Italienischen, *scorsonère* dagegen aus dem Katalanischen. – 10. Kurt Baldinger, *Trois pastiches et leurs victimes en lexicologie* (p. 141–150). Ausgehend von einem «mot fantôme» *regaidir* und den bei Godefroy genannten Quellen, weist Baldinger nach, daß es sich bei diesen anfangs des 19. Jh.s publizierten Texten um Fälschungen des Herausgebers Charles Joseph Richelet handelt. Außer *regaidir* sind aber noch zahlreiche weitere «Schöpfungen» von Godefroy aufgenommen worden – und Wartburg, Kuhn, Gamillscheg, Brüch u. a. haben diese Kunstprodukte ernst genommen. Allerdings muß auch gesagt werden, daß Richelet ein außergewöhnlich intelligenter und begabter «afr. Wortschöpfer» war: viele seiner Produkte lassen sich tatsächlich anderweitig als Hapaxformen nachweisen! – 11. Jacques Monfrin, *Notes lexicographiques* (p. 151–168). Aufgrund einer sorgfältigen Dokumentation weist Monfrin nach, daß *pessa* in *Nos n'avem la pessa e'l coutel* (Wilhelm IX.) ursprünglich 'Fleischstück' bedeutet; die ganze Wendung ist in ihrer lexikalierten Form mit 'vollkommene Verfügungsgewalt haben über' wiederzugeben. Im zweiten Teil des Beitrags wird nachgewiesen, daß *juignet* zwar normalerweise den Monat Juli bezeichnet, daß aber im Raum Lothringen – Ost-

Champagne – Franche-Comté *juignet* auch für den Juni verwendet wird. Es dürfte sich um eine sekundäre Entwicklung handeln, die erst nach der Kreuzung *juignet* ‘Juli’ x *juil* (< JULIUS> *juillet* möglich geworden ist. – 12. Albert Henry, *Jean Wauquelin et l'histoire du mot WALLON* (p. 169–176). Vor *wallon*, das zwischen 1466 und 1477 erstmals belegt ist, lässt sich seit dem 13. Jh. ein älteres *waleſc(h)*, *valec* nachweisen, das nach 1450 untergegangen sein dürfte (letzter Beleg bei Wauquelin 1477). Der in der nördlichen Pikardie das Romanische bezeichnende Ausdruck dürfte aus geographischen und lautlichen² Gründen spätestens im 11. Jh. ausndl. *walisc* (> *walesch*) entlehnt worden sein. – 13. Yakov Malkiel, *Ancien français faü, feü, maloſtru* (p. 177–189). Malkiel lehnt die allgemein akzeptierte Etymologie *feü* < FÄTŪTUS ab, und zwar aufgrund des semantischen Feldes (Körperteile etc.), dem die -ŪTUS-Bildungen in den romanischen Sprachen normalerweise entstammen. *Feü* ist nach ihm vielmehr mit *maloſtru* ‘mal élevé, mal fait, grossier usw.’ zusammenzustellen, das von Diez auf *MALASTRUČUS (für MALASTRUOSUS) zurückgeführt worden ist. Entsprechend wäre für *feü* ein FÄTŪCUS anzusetzen. Allerdings können bei diesem Ansatz afr. Belege wie *malſedude*, *malſedut* usw. nur aufgrund einer späteren Suffixsubstitution erklärt werden, was Malkiels Ansatz entscheidend schwächt. – 14. Germán Colon, *Fr. casson et cassonade* (p. 191–198). Obwohl nur in der Galloromania vital, sind die Zuckerbezeichnungen *casson* und *cassonade* zuerst in kat. und lat. Dokumenten aus Katalonien bezeugt (1334–42; 1375); *cassonada* dürfte im Frz. ein Provenzalismus sein. – 15. Duncan McMillan, *Le suif de cheminée* (p. 199–206). Obwohl heute in der Schriftsprache auch lautlich geschieden, waren *suie* < SUDIA und *suif* < SAEVUM seit dem 12. Jh. während mehreren Jahrhunderten Homonymie; zahlreiche Reflexe dieses Zustands finden sich auch heute noch in den Dialekten (cf. ALF). Auch hinsichtlich der Objektkontiguität liegt eine Koaleszenz nahe, produzieren doch die Kerzen (aus *suif*) einen rußigen Niederschlag (*suie*). – 16. Hélène Naïs, *Grand temps et longs jours sont, monsieur l'indiciaire* (p. 207–218). Die Verfasserin stellt den geschichtlich-kulturellen Hintergrund des Worts *indiciaire* (Ehrentitel der offiziellen Chronisten am Hofe des Herzogs von Burgund) dar, der 1473 erstmals an Chastellain, später noch an Molinet, Lemaire de Belges und Rémy du Puis verliehen wurde. Die nur kurze Zeit vitale Bezeichnung wird hinsichtlich ihrer Überschneidungen und Unterschiede in bezug auf *historiographe* (*historien*, *historiographeur*) und *chroniqueur* sorgfältig analysiert. – 17. Bengt Hasselrot, *Période de dix ans: décade ou décennie?* (p. 219–223). In der Bedeutung ‘Zeitraum von 10 Jahren’ anfangs des 20. Jahrhunderts aufgetaucht (Entlehnung aus dem Englischen), hat *décade* in den 40er Jahren in *décennie* einen Konkurrenten erhalten, der nach 1960 die Oberhand gewonnen hat, ohne allerdings *décade* definitiv verdrängen zu können. – 18. Georges Merk, *Les substantifs déverbaux (ou prétendus tels) du verbe LAISSE* (p. 225–251). Merk setzt sein in der Festschrift Henry aufgenommenen Studien zu den deverbalen Ableitungen³ fort, beschränkt sich dieses Mal aber auf den Signifikanten *laisse*. Obwohl das FEW alle 10 Bedeutungen bzw. Sememe⁴ auf LAXARE zurückführt, sind nach seiner Auffassung nur die ersten drei eindeutig diesem Etymon zuzuweisen (‘action de laisser’, ‘donation, legs’, ‘excréments de gibier’). Für 4 ‘endroit ou les loups aiguisent leurs ongles’ zieht er auch eine Kreuzung mit *lisſe/lisser* (< LIXARE) in Betracht (*lisſe*: ‘usure par le frottement polissage’), und auch eine Beeinflussung durch *LATIA ist nicht ausgeschlossen. Eine solche scheint bei 5 ‘bande de terre laissé par l’eau de la mer’ sicher zu sein, wobei zusätzlich auch

² Eine Entlehnung aus anfrk. *walhisk, mhd. *walhisch* (FEW 17, 554) kommt nach HENRY wegen der Palatalisierung nicht in Frage.

³ Cf. G. MERK, *Déverbaux?*, «Formes raccourcies»?, «Formations régressives»?, *TLL* 8/1 (1970), 167–189.

⁴ MERK verwendet irreführenderweise *sème* anstelle von *sémème* (p. 226, 238).

noch eine Kreuzung mit den Nachfolgern von *LAQUEA mitgespielt haben könnte. Bei Bedeutung 6 'lanière, bride, corde, lien' soll das Deverbale von LAXARE sogar von 3 anderen Lexien beeinflußt worden sein: den Nachfolgern von *LAQUEA, *LATIA und *LATITIA. Bedeutung 7 'tour de ressort à une montre' kann nur mit Vorbehalten auf *laisser* < LAXARE zurückgeführt werden, während dies bei den restlichen drei Sememen wohl überhaupt ausgeschlossen werden muß: 8 'barrière, palissade' repräsentiert germ. *listja*, 9 'texte lu ou récité, poème', 'strophe des chansons de geste' stellt eine Kreuzung von *LECTIA mit *lai* < kelt. *laid* dar, und 10 'sonnerie des cloches pour un mort' dürfte eine semantische Ableitung aus *laisse*⁹ darstellen aufgrund der Tatsache, daß die Lesung gewisser liturgischer Texte von Glockenläuten begleitet war. – 19. Charles-Théodore Gossen, *De quelques dénominations du tourbillon dans les patois français* (p. 253–59). Ausgehend von den Typen 'demoiselle', 'chambrière', 'servante de prêtre' für die Bezeichnung des Wirbelwindes zeigt Gossen, daß auch sonst sehr oft Frauen mit diesem onomasiologischen Bereich in Beziehung gebracht werden: daher Benennungen wie '(ma)dame (du/de vent)', 'sorcière (de vent)', 'bohème', 'vieille (de vent)', 'folle', 'mauvaise femme', 'putain' usw. Diesen Bezeichnungen liegt die Auffassung zugrunde, daß die Haushälterin und oft gleichzeitig Konkubine des Priesters eine böse Macht repräsentiere und in dieser Funktion auch für die Wirbelstürme verantwortlich sei. – 20. Pierre Gardette, *Ancien lyonnais buydons, boydons 'cage, caisse'* (p. 261–264). Die Formen *bwédā*, *bwédo* finden sich fast im ganzen frankoprovenzalischen Raum, zeigen aber einen unterschiedlichen Semantismus: im Westen bedeuten sie 'cage à poulets, mue' im Osten dagegen 'toit à porc, à moutons etc.'; als Etymologie lehnt Gardette *burg*, **buwida* ab und schlägt ein vlg. lat. **BUXIDA* 'boîte, coffre' (< gr. *πύξιδα*) vor. – 21. Georges Straka, *En relisant Menaud, maître-draveur. Contribution à un inventaire du vocabulaire régional du Québec* (p. 265–294). In seinem Beitrag präsentiert Straka eine Fülle von lexikalischen Aspekten des Regionalfranzösischen von Québec. Das Material stammt aus der letzten Version (1964, Neudruck 1968) des epischen Prosagedichts *Menaud, maître-draveur* von Félix-Antoine Savard, zweifellos eines der bedeutendsten Werke der franko-kanadischen Literatur. Präsentiert in Anlehnung an das Begriffssystem von Hallig-Wartburg finden wir so Belegstellen und Kommentare zu über 200 Lemmata: Archaismen, Dialektalismen (Westen und Zentrum), Neologismen aus der Nouvelle-France sowie Entlehnungen aus dem Englischen und aus amerindischen Sprachen. – 22. Maurice Piron, *Les belgicismes lexicaux: essai d'un inventaire* (p. 295–304). Piron liefert eine Liste von rund 250 Lexien und Redewendungen, die entweder hinsichtlich ihrer Bedeutung oder als Zeichen schlechthin als charakteristisch für das in Belgien gesprochene Französisch gelten können. Jedes Lemma ist von einem Interpretament begleitet; dagegen fehlen Belegstellen. Als Aufnahmekriterien in die Liste wurde gefordert, daß die Einheiten in einem größeren Teil des Landes allgemein bekannt sein müssen. – 23. Octave Nandris, *Le mot français dans la langue roumaine* (p. 305–316). Unter dem um 1820/30 einsetzenden starken Einfluß des Französischen ist das Rumänische reromanisiert worden und hat sich zu einer modernen Kultursprache entwickelt. Neben der Syntax wirkte sich das Französische v.a. im lexikalischen Bereich entscheidend aus, so daß im 19. und 20. Jh. erfassenden Akademiewörterbuch von 1958 38,42 % der Einträge als Gallizismen zu betrachten sind. Dies läßt auf eine eigentliche Frankomanie schließen, die in der 1. Hälfte des 19. Jh.s zuerst die Aristokratie erfaßte, dann auf die Bourgeoisie übergriff und heute – v.a. unter dem Einfluß der Schule – sich selbst bei der Landbevölkerung auswirkt. Besonders reich an Entlehnungen aus dem Französischen sind die Bereiche von Technik, Wissenschaft, Zivilisation und Kultur; v.a. in den beiden letzten Sektoren haben die modernen Entlehnungen zum Untergang zahlreicher griechischer, türkischer und slawischer Wörter geführt.

II. Méthodologie, grammaire stylistique, phonétique

24. Jean Stéfanini, *Sur la conception guillaumienne de l'opposition langue/discours* (p. 319–338). Sich vor allem auf die beiden ersten Bände der nachgelassenen Schriften Guillaumes stützend, gibt Stéfanini ein kurzes und präzises Resumee von Guillaumes Konzeption der Unterscheidung *langue/discours*, seiner Auffassung der Satzgenese und der sich daraus ableitenden Sprachtypologie⁵. Im Gegensatz zu meiner eigenen, ebenfalls 1973 veröffentlichten Darstellung, fehlt aber eine Kritik aus der Sicht einer saussureschen Sprachkonzeption⁶, obwohl Stéfanini es nicht versäumt, Saussure und Guillaume hinsichtlich zahlreicher Punkte zu vergleichen. Sehr zutreffend ist in diesem Zusammenhang die Bemerkung, für Saussure sei die *langue* kein *store-house of signs* (Chomsky), sondern schließe die Kreativität mit ein, sowie die Gegenüberstellung von individueller und sozialer Neuerung⁷. Dagegen hat Stéfanini nicht erkannt, daß für Saussure der Satz keineswegs ausschließlich in die *parole* gehört, daß es für ihn vielmehr auch so etwas wie systemgegebene Satzbaupläne gibt – und gerade in diesem Punkt unterscheidet sich Saussure radikal von Guillaume⁸. – 25. Guy de Poerck et al., *Projets et réalisations en traitement automatique dans le domaine du français* (p. 329–341). De Poerck und seiner Equipe geht es darum, die rund 35000 Beispiele des *EGLF* elektronisch zu speichern und Programme zu entwickeln, die es erlauben, alle vorkommenden Wörter, Wortfolgen, Syntagmen usw. abzurufen und auch Informationen zu den verschiedenen Erscheinungen bei einzelnen Autoren, in bestimmten Epochen usw. zu erhalten. Es wird die Programmierarbeit und der gegenwärtige Entwicklungsstand des Projekts beschrieben. Da statistische Angaben aus dem *EGLF* nichts aussagen, wurden für die moderne Sprache, das Alt- und das Mittelfranzösische zusätzliche Korpora bereitgestellt. – 26. L.-C. Harmer, *La variété grammaticale en français* (p. 343–362). An verschiedene frühere Studien anschließend illustriert Harmer das Stilprinzip der *varietas* an einer Fülle von Beispielen vom Afr. bis zum 20. Jh. und läßt auch die Grammatiker aus den verschiedenen Epochen mit ihren je nachdem positiven oder negativen Urteilen zu Wort kommen. Seine Aufmerksamkeit gilt v.a. den folgenden Erscheinungen: lexikalischer Wechsel, assymetrischer Satzbau, Tempuswechsel, Moduswechsel (bei gleichem «auslösendem» Element). Daß die Autoren nach Variation streben, dürfte unbestritten sein – nur darf man diese Variation nicht als rein ausdrucksseitig interpretieren, wie dies Harmer tut. In all den von ihm angeführten Beispielen impliziert die Variation im Bereich des Signifikanten immer auch eine inhaltsseitige Nuancierung. – 27. Gérard Moignet, *Incidence verbale et transitivité* (p. 363–379). Ausgehend vom 2. Band von Guillaumes nachgelassenen Schriften (B/1) versucht Moignet, das Problem der Inzidenz und der Transitivität bzw. Intransitivität darzustellen; ebenso wird die Problematik der Diathese angesprochen. Die Darstellung fällt eindeutig klarer aus als bei Guillaume, und auch gewisse terminologische Mängel werden geschickt vermieden⁹. Im Gegensatz zu Guillaume stellt Moignet das Verb ausdrücklich ins Zentrum des Satzes, was aber unweigerlich zu einem Widerspruch zwischen *causation* und *incidence* führt: als Ausgangspunkt der *causation* wird das Subjekt angenommen, während die (kausative) Inzidenz

⁵ Cf. hierzu auch P. WUNDERLI, «Sémiologie», «temps opératif» und «chronogénèse», *VRom.* 32 (1973), 1–21 sowie meine Besprechung des 2. Bandes der nachgelassenen Schriften, *VRom.* 32 (1973), 291–301.

⁶ Cf. P. WUNDERLI, *Zur Saussure-Rezeption bei Gustave Guillaume und in seiner Nachfolge*, *HL* 1 (1973), 27–66.

⁷ Cf. P. WUNDERLI, *Saussure und die Kreativität*, *VRom.* 33 (1974), 1–31.

⁸ Cf. P. WUNDERLI, *Zur Stellung der Syntax bei Saussure*, *ZRPh.* 88 (1972), 483–506.

⁹ Cf. unsere Besprechung *VRom.* 32 (1973), 291–301, bes. p. 298 ss.

vom Verb auf das Subjekt verlaufen würde. Eine Lösung wie bei Tesnière (und in der Valenzgrammatik) scheint mir hier vorzuziehen zu sein; ebenso würde die Valenzgrammatik wohl die Behauptung nicht akzeptieren, die Transitivität sei ein semantisches, und kein syntaktisches Problem¹⁰. Interessant ist übrigens noch die Feststellung, daß Moignet hier P. pr. (aktiv) und P. p. (resultativ) direkt zueinander in Opposition setzt, und sie nicht wie in den Arbeiten zum Verbalsystem mit dem Inf. auf eine Ebene stellt; die Charakterisierung aktiv/resultativ entspricht weitgehend meiner Aktionsstandopposition *accomplissement/accompli*. – 28. Halina Lewicka, *La modalité de la phrase et l'emploi des modes en français* (p. 387–389). Halina Lewicka versucht die Modalitäten (Sprecherhaltung) gegenüber den Modi (Verbparadigmen) abzugrenzen. Als Modalitäten anerkennt sie: Affirmation, Interrogation, Volition, Salutation, Exklamation; die Modi wären: Indikativ, Konjunktiv, Konditional, Imperativ. Abschließend wird dann die Wiedergabe der volitiven Modalität untersucht und gezeigt, daß es zwischen Modalität und Modi keine feste Zuordnung, wohl aber gewisse Affinitäten gibt. Vieles bleibt hier jedoch fragwürdig. Warum figurieren die Negation und die Hypothese nicht unter den Modalitäten, obwohl sie die Modussetzung in vergleichbarer Weise zu beeinflussen vermögen wie die Interrogation? Und wieso noch an der längst überholten Auffassung eines Modus *Conditionnel* festhalten? Ebenso ist auch zu fragen, ob der Imperativ denn wirklich auf die gleiche Ebene gestellt werden darf wie Indikativ und Konjunktiv¹¹. – 29. André Lanly, *Sur le conditionnel français et roman* (p. 391–399). Lanly nimmt hier seine alte These über die Entstehung des Fut. und das Kond. wieder auf¹² – allerdings in modifizierter Form. Für das Futurum akzeptiert er heute nun doch eine Basis CANTARE HABEO; das Kond. soll dagegen nach wie vor auf den lat. Konj. Impf. zurückgehen. Allerdings hat sich auch hier die Argumentation geändert. Es wird nicht mehr eine rein formale Angleichung vom Typ *si volebat, cantaret* > *si voleat, cantaret* > *si voleat, cantareat* postuliert, sondern eine Mischform aus CANTARE HABEBAT (> HABEAT) und CANTARET. Die Argumentation ist aber auch 15 Jahre nach der Publikation der ersten Version der Theorie nicht überzeugender geworden. V.a. trägt Lanly nach wie vor den unterschiedlichen Akzentverhältnissen (VOLÉAT; CANTÁRET) und den it. Formen vom Typus *canterebbe* keine Rechnung¹³. – 30. Iorgu Iordan, *Note sur la double valeur du participe passé roman* (p. 401–405). Nach Iordan hat sich in keiner anderen romanischen Sprache das (ursprünglich passive) P. p. so sehr zu einem (aktiven) Adj. entwickelt wie im Rumänischen. Dies bleibt nicht ohne Folgen für den Ausdruck der (onomasiologischen) Passividee und die Bildung der zusammengesetzten Tempora. – 31. Hans-Wilhelm Klein, «Courageusement – avec courage». *Observations sur la structure de l'adverbe en français* (p. 407–414). Klein geht von der Feststellung aus, daß bei weitem nicht zu jedem Adj. ein Adv. auf -ment gebildet werden kann, cf. z.B. *possible, agressif, arrogant, charmant, content, coupable* usw. Es handelt sich v.a. um die folgenden semantischen Bereiche, die durch solche Interdikte gekennzeichnet sind: physische Eigenschaft, Farbe, Nationalität, Religion, menschliche Eigenschaft, moralische Haltung. Allerdings handelt es sich in all diesen Bereichen nicht um ein generelles Interdikt, sondern nur um eine Tendenz; was möglich und was nicht möglich ist, ist letztlich eine Frage des Lexikons. Klein geht dann weiter auf die Tatsache ein, daß sich das Adverb oft nur auf eines der Sememe des Adjektivs bezieht und daß seit der Klassik viele Adv. auf -ment ganz oder

¹⁰ Cf. hierzu jetzt W. BUSSE, *Klasse, Transivität, Valenz*, München 1974.

¹¹ Zu all diesen Fragen cf. P. WUNDERLI, *Die Teilaktualisierung des Verbalgeschehens (Subjonctif) im Mittelfranzösischen*, Tübingen 1970 und *L'impératif de «vouloir»: Subjonctif et indicatif, Actele celui de-al XII-lea Congres internațional de lingvistică și filologie romanică I*, București 1970, p. 557–568.

¹² Cf. FM 25 (1957), 101–120 und FM 26 (1958), 16–48.

¹³ Cf. hierzu WUNDERLI, *ZRPh.* 85 (1969), 387 N 5.

teilweise (in best. Bedeutungen) untergegangen sind. Nach ihm wäre diese Entwicklung auf die Abkehr von der *Séquence régressive*, auf die Tendenz zur Prädetermination zurückzuführen (*courageusement > avec courage*). Allerdings darf man nicht sagen, *avec* determiniere *courage* (sonst hätten wir ja wieder eine regressive Sequenz!). Vielmehr geht hier einfach das Morphem (Translativ) der Lexie voran; in syntaktischer Hinsicht liegt im Falle von *avec courage* eine Interdependenzrelation vor (Hjelmslev); auf rein semantischer Ebene müßte man sagen, die Lexie determiniere das Translativ¹⁴. – 32. Jacques Pohl, *Le gorille et l'ablette. Approximations statistiques sur le genre des noms d'animaux* (p. 415–428). Aufgrund des *Trésor de la langue française*, des *Petit Robert* und des *Dictionnaire fondamental* von Gougenheim stellt Pohl fest, daß der Anteil der Maskulina bei den Tiernamen zwischen 62,5 und 82,5 % ausmacht. Verschiedene Subkategorisierungen fördern folgende Faktoren zutage, die das unmarkierte Genus favorisieren: wissenschaftliche Terminologie; Gattungsbezeichnung; Neologismus; keine Bedeutung für die Nahrungsmittelproduktion; biologische Verwandtschaft mit dem Menschen; großes starkes Tier¹⁵. – 33. Jean Séguy, *L'accusatif prépositionnel en gascon et dans le français du Sud-Ouest* (p. 429–433). Séguy untersucht die unterschiedliche Resistenz des präpositionalen Akkusativs bei a) Personenbezeichnungen und b) segmentierten Sätzen mit Explizierung und Hervorhebung der den (pronominalen) Akkusativ liefernden Person. Die geringe Häufigkeit des *a* im ersten Fall wird durch die Abfragesituation (in Frz.) und dem sich leicht aus dieser ergebenden Calque, die große Häufigkeit im zweiten Fall mit dem Streben nach Desambiguierung erklärt (*il l'a vu, Pierre*) ist zweideutig, nicht aber *il l'a vu, à Pierre*. – 34. Alexandre Lorian, *La phrase poétique dans la prose française du XVI^e siècle* (p. 435–444). Nach Lorian ist der poetische Stil vom latinisierenden zu scheiden, obwohl sie viele Gemeinsamkeiten aufweisen. Der poetische Prosaatz wäre v. a. durch die Emphase und die Amplificatio gekennzeichnet. Die Emphase würde sich in erster Linie in der Wortordnung manifestieren (Voranstellung des Adj., Inversion, Dislokation [Tmesis]), die Amplificatio im ausführlichen Vergleich und der korrelativen Konstruktion. – 35. Gérald Antoine, *Pour une stylistique comparative des deux Bérénice* (p. 445–461). Was das Vokabular und die Okkurenzen der einzelnen Schlüsselwörter angeht, so unterscheiden sich *Bérénice* und *Tite et Bérénice* nur geringfügig. Dagegen stellt Antoine fest, daß die charakteristischen Lexien bei Corneille sehr oft in formelhaften Wendungen und in übertragener Bedeutung auftreten, während sie bei Racine meist ihre Normalbedeutung haben. Die Syntax bei Corneille ist komplex, stark hypotaktisch orientiert, während sich bei Racine eine deutliche Tendenz zur Parataxe feststellen läßt. All dies schafft in *Tite et Bérénice* eine kalte, intellektualistische Atmosphäre, während der Stil in *Bérénice* (relativ) spontan und gefühlsbetont wirkt. – 36. Yves le Hir, *Sur des présents de Chateaubriand dans «les Aventures du dernier Abencérage»* (p. 463–469). Nach Le Hir kennen die *Aventures* eine Tempusstruktur, die stark an diejenige der *chansons de geste* erinnert (scheinbare Tempuskonfusion). In Wirklichkeit ist es aber so, daß der Autor immer dann ins Präsens umspringt, wenn es gilt, eine Beschleunigung der Handlung, einen Höhepunkt zu markieren. Dagegen fehlt nach Le Hir das «Aktivierungsmittel» des *style indirect libre*. – 37. Monique Parent, *La «fonction poétique» du langage, dans un passage de «La jeune Parque» de Paul Valéry* (p. 471–480). Ausgehend von Jakobsons Begriff der *fonction poétique* versucht Monique Parent den kreativen Aspekt der dichterischen Form eines Abschnitts der *Jeune Parque*

¹⁴ Cf. hierzu auch P. WUNDERLI, *Au sujet de l'article roumain: affixation, détermination ou «position»*, *Dacoromania* 3 (1976).

¹⁵ Im Gegensatz zu Pohl kann ich das größere Korpus nicht als selbständigen, die Maskulinität fördernden Faktor betrachten; es handelt sich hierbei vielmehr um eine Ableitung aus den übrigen aufgezählten Faktoren, die sich desto stärker auswirken, je größer das Korpus ist.

darzustellen. Wesentliche Elemente der Technik sind: die Lautassoziationen, die Phonem-repetition und -variation, die Invokationsformeln, der Wechsel synthetischer > analytischer Ausdruck sowie die Metapher und die Metonymie. – 38. André Martinet, *La palatalisation du roman septentrional* (p. 481–486). Martinet versucht, die lautphysiologische (Assimilation an pal. Vokale), die strukturalistische und die ethnolinguistische Erklärung der französischen Palatalisierung miteinander zu verbinden. Als beeinflussende germanische Sprache käme aber nur das Anglo-Friesische in Frage, das im Gegensatz zum Fränkischen palatalisierte Dorsale kannte. – 39. Henri Frei, *Pour l'n mouillé* (p. 487–494). Frei will die These von Martinet (Malmberg u. a. m.) widerlegen, nach der das Phonem /ñ/ im Untergang begriffen sei. Er weist einerseits darauf hin, daß die Realisierung [ñ] für /nj/ sich ausdehne, und daß überdies in zahlreichen Positionen, in denen /ñ/ vorkomme, eine Kombination /cons. + j/ nicht zugelassen sei; bei einer Auflösung /ñ/ > /nj/ würde gerade diese Regel verletzt. Freis Argumentation scheint mir gerade in diesem Punkt schwach zu sein: er geht davon aus, daß die Distributionsregeln (Phonemik) unantastbar seien. Nun ist es aber offensichtlich, daß der phonologische Bereich als der abstraktere stabiler ist als der phonemische. Wenn man schon Systemveränderung annimmt, dann steht wohl der Annahme einer als Folgeerscheinung zu interpretierenden Modifikation der Distributionsregeln nichts im Wege. – 40. Marc Hug, *La distribution des voyelles et des consonnes est-elle aléatoire?* (p. 445–508). Aufgrund statistischer Untersuchungen weist Hug nach, daß die weitgehend regelmäßige Alternanz zwischen Vokal und Konsonant nicht zufällig ist¹⁶. Zufälligen Charakter hat dagegen die jeweilige Auffüllung der Positionen V und C aufgrund der beiden Paradigmen.

III. Philologie, littérature médiévale

41. Gerold Hilty, *Les Serments de Strasbourg* (p. 511–524). Seine früheren Untersuchungen über die Straßburger Eide wieder aufnehmend¹⁷, befaßt sich G. Hilty dieses Mal nicht mehr mit den graphisch-phonetischen Zügen des Textes, sondern mit seinen lexikalischen, semantischen und syntaktischen Charakteristika. Er versucht zu zeigen, daß alle diesbezüglichen Eigenheiten, in ganz besonderem Maße die Typen *ab* und *sendra* auch anderweitig in alten Texten eindeutig französischen Ursprungs vorkommen. Kernstück der ganzen Abhandlung ist aber zweifellos eine neue – meiner Ansicht nach überzeugende und sorgfältig abgesicherte – Interpretation der alten *Crux lostanit*. Hilty liest mit guten Gründen *lof tannit* < LOCU TENEAT, eine Wendung, die an der betreffenden Stelle die Bedeutung 'tenir bon' hätte (< 'tenir, maintenir une position'). – 42. Félix Lecoy, *Sur deux passages de Chrétien* (p. 525–528). Lecoy zeigt, daß *en audience* (*Chevalier de la Charette*, v. 225) nicht mit 'en confidence' interpretiert werden kann (was seit Foerster-Breuer normalerweise getan wird), sondern 'à haute voix' bedeutet. In *mot (et cil ne mot* [Perceval, v. 4223, 4226]) haben wir nicht eine Form von *mouvoir* (3. sg. P.s.), sondern einen Ind. Präs. von *motir* 'proférer une parole'. – 43. Rafael Lapesa, *Rasgos franceses y occitanos en el lenguaje del Fuero de Villavaruz de Rioseco (1181)* (p. 529–532). Durch die starke französische und okzitanische Einwanderung im 17. Jh. entsteht im christlichen Spanien eine Art Koiné, die sich v. a. in den *Fueros* niederschlägt. Obwohl in der Sprache stark latinisierend, enthält auch das *Fuero de Villavaruz* einige galloromanische Züge im lautlich-graphischen und lexikalischen Bereich; noch ausgeprägter sind diese Aspekte in den Beifügungen am Schluß des Textes. – 44. Antonio-M.

16 Wenn dieses Resultat auch außer Zweifel steht, so sind doch gegenüber den Zahlen im Detail gewisse Vorbehalte angebracht; v. a. ist nicht klar, ob die Halbvokale als V oder C gezählt werden (von ihrem phonologischen Status her gesehen drängt sich wohl das erstere auf).

17 Cf. *VRom.* 25 (1966), 227–235.

Badia-Margarit, *Les morceaux français de la Chronique catalane de Bernat Desclot* (p. 533–540). Badia-Margarit liefert uns ein Inventar von isolierten Wörtern und kurzen Sätzen bzw. Satzbruchstücken, die als französische «Zitate» in der Chronik von Desclot figurieren. Solche Elemente finden sich nur im Munde von französischen Persönlichkeiten, und zwar vorwiegend dann, wenn es darum geht, sie als antipathisch zu kennzeichnen. – 45. Raymond Lebègue, *La langue d'un prêtre de Haute-Bretagne* (p. 541–548). Der Verfasser liefert ein Inventar der für die Haute-Bretagne typischen (v.a. lexikalischen) Regionalismen, Archaismen, Neologismen usw. im Werk von Noël Georges (* ca. 1570) und kann dabei zeigen, daß die Regionalsprache deutlich hinter der Entwicklung der Hochsprache nachhinkt. – 46. Maurice Delbouille, *Des origines du personnage et du nom de Gauvain* (p. 549–559). Der Personenname *Gauvain* taucht Ende des 11.Jh.s auf in Dokumenten – d.h. also noch bevor er in literarischen Zeugnissen faßbar wird. Aus diesem Grund – und auch aufgrund der Rückkoppelung an den geogr. Namen *Gauvoie (Galloway)* – ist nicht an eine Buchschöpfung zu denken. Als Etymologie ist ein kelt. (*G*)*walwen* (evtl. zu *wall*, *gwall*) anzusetzen (cf. auch *Gauvoie/Galloway* < [G]*walweitha*). – 47. Jean Frappier, *A propos du lai de Tydorel et de ses éléments mythiques* (p. 561–587). Das wohl aus der 2. Hälfte des 12. Jh.s stammende anonyme *Lai de Tydorel* (490 Verse) vereinigt in sich 2 Themen: die Liebe eines Sterblichen und eines übernatürlichen Wesens, sowie dasjenige des Helden, der nie schläft. Bei Tydorel ist es eindeutig das erste Thema, das die Einheit des Lai ausmacht; das zweite ist in dieses eingebettet. Anschließend untersucht Frappier die im Text enthaltenen mythologischen Motive und vergleicht sie mit der Ausgestaltung in anderen Werken. Er stellt dabei fest, daß *Tydorel* und die übrigen anonymen Lais eine Art Mittelstellung zwischen den primitiven mythologischen Strukturen und ihrer stark modifizierten Form bei Marie de France einnehmen. – 48. Rita Lejeune, *L'esprit «clérical» et les curiosités intellectuelles de Jean Renart dans le Roman de Guillaume de Dole* (p. 589–601). Daß Tafelfreuden und galante Abenteuer Jean Renarts Aufmerksamkeit gefunden haben, ist längst bekannt. Rita Lejeune geht es nun darum, eine Art Gegengewicht zu schaffen und zu zeigen, daß der *Guillaume de Dole* auch sehr stark durch die klerikale Kultur geprägt ist, was sich aus der Entstehung in Lüttich unter der Herrschaft des Fürstbischofs Hugues de Pierrepont erklären würde. So treten z.B. die kirchlichen Würdenträger wie Barone auf; Bischöfe, Erzbischöfe und Heilige spielen eine wichtige Rolle im Text; Ausdrücke aus dem theologischen und juristischen Vokabular sind unverhältnismäßig häufig, und das Gleiche gilt auch für die Anspielungen auf Bibel und Dogma. Nicht vergessen werden darf aber auch die ausgezeichnete literarische Bildung von Jean Renart, die es ihm erlaubt, laufend ältere und zeitgenössische Werke zu zitieren und zu kommentieren. – 49. Knud Togeby, *Courtois d'Arras* (p. 603–614). Der *Courtois d'Arras* ist nach Togeby viel zu wenig gewürdigt worden. Er diskutiert deshalb zuerst eine Reihe von problematischen Stellen in der Ausgabe von Faral, um sich dann Problemen wie: Datierung und Lokalisierung, Adäquatheit des Titels, behandelte Themen, Bibeleinfluß, literarische Gattung, Versifikation, Autor zuzuwenden. Entstanden wäre das Werk um 1200 in Arras und müßte eigentlich *Courtois d'Artois* heißen¹⁸. Es würde sich nicht um einen epischen Text, sondern um eine Dramatisierung der biblischen Parabel vom verlorenen Sohn handeln, die sehr wohl Jean Bodel zugeschrieben werden könnte. – 50. Jean Rychner, *Observations sur les textes incunables du «Testament» de Villon* (p. 615–620). Nachdem er in den *Mélanges Lecoy* bereits die beiden Ausgaben von Levet (Paris 1489) und Jean Dupré (Lyon, ca. 1490) verglichen hatte, zieht nun Rychner auch noch die Ausgabe von Germain Bineau (Paris 1490) in seine Betrachtungen mit ein. Durch sorgfältige Analyse der Fehler, Lücken,

¹⁸ Der Courtois kommt nicht aus Arras, sondern geht vom Land in die Stadt!

Umstellungen und Verbesserungen kann er zeigen, daß auch Bineau im wesentlichen auf Levet basiert, gleichzeitig aber auch noch eine ältere Ausgabe *z* benutzt, die wohl auch den Kontaminationen bei Dupré zugrundeliegt; überdies darf sie wohl auch als Grundlage von Levet angesehen werden. Bineau und Dupré verbessern somit – jeder auf seine Weise – Levet aufgrund seiner Vorlage. – 51. François Pirot, «*A la fontana de vergier*» du troubadour *Marcabru* (P.-C. 293,1). *Edition, traduction et notes* (p. 621–642). Trotz der angekündigten Gesamtausgabe von Roncaglia ediert, übersetzt und kommentiert Pirot dieses bereits 35mal publizierte Gedicht von Marcabru nochmals. – 52. Charles Rostaing, *Une chanson de troubadour anonyme*, «*A l'entrada del tans florit*», 461,13 (p. 643–548). Rostaing ediert, übersetzt und kommentiert diese nur in einem frz. Manuskript (BN fr. 844) überlieferte Kanzone, geht dabei aber nicht wesentlich über die früheren Ausgaben von Appel und Gauchat hinaus. Die Sprache des Textes ist hybrid und zeigt eine ganze Reihe von graphischen und sprachlichen Französismen. Eine Datierung und Lokalisierung des Textes ist nicht möglich. – 53. Charles Camproux, *Préface à Flamenca* (p. 649–662). Die Verse 228–250 des Flamenca-romans stellen eine Art Hors-d’œuvre dar und lassen sich nicht in den Handlungsablauf integrieren. Camproux interpretiert sie als eine zwischen die erste und die zweite Episode eingeschobenes (nachträgliches) Vorwort, in dem die Zielsetzung des Romans dargelegt wird: es soll sich um eine Satire der neuen, aus dem französischen Sprachraum eindringenden Sitten handeln, um eine Klage über den Untergang der alten Troubadourkultur.

So rundet sich denn die Festschrift zu einem eindrücklichen Panorama der Interessen des Jubilars. Die Gabe ist des Gefeierten zweifellos würdig.

Peter Wunderli



ROCH VALIN, *Principes de linguistique théorique de Gustave Guillaume*. Recueil de textes inédits préparé en collaboration sous la direction de R.V., Québec – Paris (Presses de l’Université Laval – Klincksieck) 1973, 279 p.

Dieser von Roch Valin betreute und mit einem Vorwort versehene Sammelband enthält 72 weitgehend unbekannte und meist noch unpublizierte Texte Gustave Guillaumes. Zum größten Teil entstammen sie den nachgelassenen Skripten zu den Vorlesungen, die Guillaume zwischen 1938 und 1960 an der *Ecole pratique des Hautes Etudes* gehalten hat, und zwar den Studienjahren 1941/42, 1943/44, 1947/48, 1951/52, 1952/53, 1956/57, 1957/58 und 1958/59. Welche Gründe zu einer Beschränkung auf diese acht Jahre geführt haben, ist nicht bekannt; feststehen dürfte nur, daß die bereits publizierten Vorlesungen des Jahres 1948/49¹ bewußt ausgeklammert wurden, um nicht Platz für bereits Zugängliches zu verschwenden. Dazu kommen noch einige wenige Texte, die aus zur Publikation bestimmten, aber unvollendet gebliebenen Manuskripten stammen² sowie ein Ausschnitt aus dem Jahresbericht über die Vorlesung des Jahres 1953–54³. Ausgesucht wurden diese Texte in einem ersten Durchgang durch ein Team von Mitarbeitern in Québec⁴; aus diesem Material trafen dann Maurice

¹ Cf. *Leçons de linguistique de Gustave Guillaume*, publiées par ROCH VALIN, 1948–1949, Séries A–C, 3 vol., Québec-Paris 1971–73.

² Cf. *Essai de mécanique intuitionnelle* (ca. 1951); *Prolégomènes à la linguistique structurale* (1954).

³ Cf. *Rapport sur la conférence de l’année 1953–54, Annuaire de l’Ecole pratique des Hautes Etudes 1955*, p. 53–55.

⁴ Für die Liste der Mitarbeiter cf. *Principes*, p. 14/15.

Molho und Gérard Moignet die endgültige Wahl, ordneten die einzelnen Fragmente provisorisch ein und versahen sie mit einem Titel. Die definitive Anordnung stammt von Roch Valin, der auch Umfang und Abgrenzung der Ausschnitte einer nochmaligen Überprüfung unterzog und z.T. leicht modifizierte.

Die vorgelegten Textausschnitte enthalten kaum Detailanalysen und Beispiele, sieht man von einigen verstreuten Hinweisen auf den Artikelgebrauch im Französischen, auf die Tempussetzung usw. ab. Der Sammelband will auch gar nicht Lösungen zu Einzelproblemen präsentieren, und ebensowenig geht es darum, eine Einführung in die guillaumistische Linguistik vorzulegen⁵: vielmehr soll versucht werden, «[de] dégager en traits nets... les principes sur lesquels se fonde la linguistique nouvelle dont l'auteur de *Temps et Verbe* a été le créateur»⁶. Die Texte fördern nur in beschränktem Ausmaß bis anhin unbekannte Aspekte des Guillaumeschen Gedankengebäudes zutage – zum größten Teil handelt es sich um bekannte Ideen und Themen. Neu ist dagegen die gedrängte Darstellung, neu sind gewisse Variationen in der Argumentation, und neu sind z.T. auch die Formulierungen und die Terminologie; in diesem Sinn vermögen die vorgelegten Texte zweifellos auch einen Vorgeschmack auf die noch zur Publikation anstehenden Texte zu geben.

Viele der Texte sind nun nicht eigentlich linguistischer Natur, sondern müssen im weitesten Sinne als sprachphilosophisch bezeichnet werden; dies gilt in ganz besonderem Maße für Teil 6 (*Pensée et langage*; p. 221ss.) und den Epilog (p. 249ss.): Guillaume versucht hier immer die philosophischen und anthropologischen Dimensionen der Sprache und der sich mit ihr befassenden Wissenschaft aufzuzeigen, Parallelen und Gegensätze zur Mathematik, Physik, Kunst usw. herauszuarbeiten. Daß er dabei sehr oft in Konflikt gerät mit der schulmäßigen Sprachphilosophie und Wissenschaftstheorie, kann bei seiner weitgehenden Isolierung und seinem hypochondrischen Temperament nicht weiter erstaunen. Diese Charakterzüge bewirken auch einen nicht zu übersehenden Hermetismus der Texte, der allerdings bedeutend geringfügiger ausfällt als in den vom Verfasser selbst zur Publikation bestimmten Arbeiten⁷. Wenn deshalb Valin behauptet, die Texte seien so ausgewählt worden, daß nichts «supposât une connaissance préalable des vues et théories de l'auteur» (p. 8), so ist er wohl das Opfer einer Selbsttäuschung geworden: für den Uneingeweihten dürfte der Zugang zu Guillaumes Gedankenwelt äußerst schwierig sein, denn er wird sich immer wieder an dem eigenwilligen Sprachgebrauch und der ungewohnten Terminologie stoßen – wenn auch in unterschiedlichem Maße. Ganz sicher nicht für Laien und Uneingeweihte ist der *Propos liminaire* (*Leçon inaugurale 1952/53*; p. 17–28), in dem Themen wie: *voir – comprendre* («Sichtbares» – Verborgenes); Systemcharakter der Sprache und Artikel als Teilsystem der substantivischen Aktivierung⁸; *langue* als dynamischer Repräsentationsmechanismus mit Fortsetzung im Ausdrucksmechanismus des *discours*; Antinomie Raum – Zeit und Spatialisierung der Zeit; usw. Es zeigt sich auch hier wieder, daß ein von mir schon verschiedentlich gefordertes *Lexique de la terminologie guillaumienne* (analog zu Englers *Lexique de la terminologie saussurienne*) nach wie vor ein dringendes Desiderat bleibt.

⁵ Eine meisterliche Präsentation dieser Art verdanken wir M. WILMET, *Gustave Guillaume et son école linguistique*, Paris-Bruxelles 1972.

⁶ Cf. Valin, in: *Principes*, p. 8.

⁷ Cf. z.B. die Artikelsammlung *Langage et science du langage*, Québec-Paris 1964 (1969).

⁸ Nach Guillaume (cf. *Principes*, p. 21) hätte Bally den Begriff *actualisation* von ihm übernommen. Wohl beschreibt Guillaume in seinem Artikelbuch (1919) das entsprechende Phänomen, der Terminus fehlt jedoch – soweit ich sehe – noch; damit dürfte Bally nachwievor der erste sein, der in diesem Rahmen von *actualisation* gesprochen hat. Cf. hierzu auch P. WUNDERLI, *ZRPh.* 86 (1970), 429–32.

In Teil 1 (*Problématique d'une science du langage*; p. 29ss.) weist Guillaume zuerst einmal darauf hin, daß die Linguistik – im Gegensatz zur Mathematik – dem Menschen keine neuen Erkenntnismittel liefere, sondern ihm nur helfe, vorhandene Mittel und ihr Funktionieren besser zu verstehen. Wichtigste Erkenntnis ist zweifellos, daß (nach Guillaumes Auffassung) logische Kategorien absoluten, abstrakten und statischen Charakter haben, während im linguistischen Bereich alles dynamisch und kreativ wäre und den konkreten und den abstrakten Bereich miteinander verbinden würde (p. 32ss.) Diese Überbrückung würde (in der Richtung abstrakt → konkret) über die Etappen *visibilité mentale*, *dicibilité mentale* und *dicibilité orale/scripturale* ablaufen, wobei man den konkreten Bereich über eine *observation fine* erfassen könnte, den abstrakten dagegen nur über eine auf diesen Ergebnissen aufbauende, weitgehend intuitive *réflexion profonde*: der abstrakte Bereich der *langue* ist ein inneres, nicht direkt zugängliches Universum (p. 37ss.). Wichtig ist für Guillaume vor allem die Rechtfertigung des intuitiven Vorgehens, das er mit einer deutlichen Bevorzugung des deduktiven Ansatzes verbindet: «La théorie ... doit ... prendre son départ non pas au fait mais à une exigence absolue inévitable, et cheminer d'exigences absolues en exigences absolues jusqu'à la rencontre des faits»⁹. Diese einseitige Bevorzugung der Deduktion und vollständige Vernachlässigung der Induktion scheint mir allerdings nicht statthaft zu sein: um zu brauchbaren Resultaten zu kommen, halte ich vielmehr ein dialektisches Zusammenspiel von Induktion und Deduktion, von Semasiologie und Onomasiologie für unerlässlich, wobei ich im Rahmen dieser «Spiralbewegung» einem induktiven ersten Schritt den Vorzug geben würde¹⁰.

Anschließend an diese allgemeinen Überlegungen findet sich dann eine Reihe von Texten, die Guillaumes Verhältnis zur sprachwissenschaftlichen Tradition verdeutlichen (p. 53ss.). Der *grammaire générale* wirft er vor, die hochentwickelten Sprachstrukturen als durch die menschliche Psyche bedingt zu betrachten, und dies, obwohl z. B. die Differenzierung Substantiv/Verb keineswegs universellen Charakter hätte; ebenso unannehmbar wären die logischen Periphrasen vom Typ *je marche* = *je suis marchant*, da sie den Bedeutungsunterschieden zwischen den beiden Konstruktionen und den spezifischen Gegebenheiten der verbalen Semantik (Inhaltsgenese) nicht genügend Rechnung tragen würden. Die historische Grammatik hätte nach Guillaume den Fehler begangen, das System vollkommen zu vernachlässigen, während die vergleichende Sprachwissenschaft dem Problem der Wortgenese (cf. unten) und der Rolle der *consonne axiale* nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt hätte¹¹. – Von ganz besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang Guillaumes Abgrenzungsversuch seiner Position gegenüber Saussure (p. 62ss.). Zuerst einmal wirft Guillaume Saussure vor, er hätte – trotz der prinzipiellen Berechtigung des Synchroniebegriffs – Synchronie und Diachronie zu radikal voneinander geschieden; nach seiner Auffassung gibt es keine deskriptive Sprachdarstellung, die vollkommen von der Geschichte abstrahieren könnte, und zwar deshalb nicht, weil immer irgendwelche Teilbereiche des Systems existieren würden, in denen der frühere Sprachzustand nicht oder nur unvollständig überwunden wäre (p. 61 ss.). Hierzu ist zweierlei zu bemerken. Einmal habe ich kürzlich gezeigt, daß die Trennung von

⁹ Cf. *Principes*, p. 48.

¹⁰ Cf. hierzu auch P. WUNDERLI, *VRom.* 28 (1969), 89–91; P. WUNDERLI, *Modus und Tempus*, Tübingen 1976, p. 3/4.

¹¹ Wenn Guillaume allerdings zu *rendre* bemerkt, die *consonne axiale* (stammauslautender Konsonant) sei «dans toute la conjugaison conservée» (p. 75), so ist ihm zu widersprechen: die generelle Bewahrung des *-d-* trifft nur für den graphischen, nicht aber für den phonologischen Bereich zu; obwohl in der Distribution abweichend, liegen die Verhältnisse im Prinzip nicht anders als bei *prendre*, *lire*, usw.

Synchronie und Diachronie bei Saussure gar nicht so radikal ist wie immer behauptet wird. Die zur Diskussion stehende Dichotomie stellt bei Saussure nichts weiter als eine methodische Forderung dar, während das Objekt Sprache für ihn ganz eindeutig eine historische Größe, ein kontinuierliches Werden ist¹². Zum anderen ist das Argument der Nicht-überwindung früherer Sprachzustände in einzelnen Teilbereichen nicht stichhaltig: wenn solche Teilsysteme unverändert in einer späteren Phase beibehalten werden, dann haben sie eben als solche als integrierender Bestandteil dieses späteren Systems zu gelten – ein Zwang zur Berücksichtigung der historischen Dimension ergibt sich daraus noch nicht; diese beginnt erst dann eine Rolle zu spielen, wenn ich die Untersuchungsperspektive wechsle¹³. – Ein weiterer Kritikpunkt betrifft Saussures Formel *langage* = *langue* + *parole* (p. 64ss.). Diese Formel wird von Guillaume im Sinne einer Sukzessivität *langue* > *parole* interpretiert, weshalb er dann Saussure vorwerfen kann, er vernachlässige in diesem Zusammenhang den Faktor *Zeit*¹⁴. Guillaumes Interpretation ist nun in zweierlei Hinsicht unzutreffend: zum einen beinhaltet Saussures Formel gar keine Sukzessivität, sondern will nur die beiden Wesensformen von Sprache unter einem Oberbegriff (*langage*) subsumieren, und zum anderen darf *langage* nicht mit *acte de langage*, *acte linguistique* usw. gleichgesetzt werden: mit *langage* bezeichnet Saussure gerade nicht die Aktivierung, die Überführung von *langue* in *parole*¹⁵. Aus diesen Gründen ist die «Korrektur» der obigen Formel zu

$$\text{langage} \quad \int \quad \begin{matrix} \text{parole} \\ \uparrow \\ \text{langue} \end{matrix}$$

im Rahmen von Saussures Ansatz nicht angemessen. – Ähnliches gilt schließlich auch für Guillaumes Neufassung des *parole*-Begriffs. Für ihn ist *parole* eine bestimmte Realisierungsform (Semiologie) des sprachlichen Ausdrucks, nämlich *gesprochene* aktivierte Sprache. Innerhalb dieser Realisierungsform wird nun eine *parole virtuelle* (> *langue*) und eine *parole effective* unterschieden, was letztlich auf nichts anderes hinausläuft als auf eine Gleichsetzung von *parole* mit Saussures *signifiant* (soweit es lautlicher Natur ist). Guillaumes Modifikation scheint mir hier alles andere als zu einer Verbesserung und Klärung von Saussures Ansatz beizutragen.

In Teil 2 (*De la problématique à la systématique du langage*; p. 87ss.) wird zuerst einmal ein Thema wieder aufgenommen, das auch schon vorher verschiedentlich angesprochen wurde: auf Systemebene gibt es nach Guillaume nur einige wenige extrem einfache Operationen (z. B. das Zweispannungsschema), mit deren Hilfe und der in jeder Phase des Prozesses möglichen Unterbrechungen (*coupes*, *saisies*) die Vielzahl der konkreten Sinneffekte erzielt würden. Die derart konzipierte *langue* kann in guillaumistischer Perspektive als Abbild der Möglichkeiten und Mechanismen zur Selbsterfassung angesehen werden, die im menschlichen Denken angelegt sind. Diese dynamischen Prozesse würden nun immer in zwei Teile zerfallen, nämlich in eine *visée de puissance*, die noch der *langue* angehören würde, und eine

¹² Cf. P. WUNDERLI, *Saussure, Wartburg und die Panchronie*, *ZRPh*. 92 (1976), 1–34.

¹³ Damit soll keineswegs bestritten werden, daß im Einzelfall der Rückgriff auf einen früheren Sprachzustand das Verständnis des Funktionierens einer späteren Entwicklungsstufe in nicht unerheblichem Maße erleichtern kann; dies berechtigt aber noch keineswegs dazu, eine Verschmelzung von Synchronie und Diachronie zu fordern. – Vgl. hierzu auch P. WUNDERLI, *VRom*. 33 (1974), 244/55.

¹⁴ Cf. hierzu jetzt auch in ähnlicher, wenn auch nicht vollkommen identischer Form *Leçons linguistiques de Gustave Guillaume 1948–1949/C*, p. 9–43.

¹⁵ Cf. hierzu auch WUNDERLI, *VRom*. 33 (1974), 9–11 und passim.

viseé d'effet, die bereits im *discours* anzusiedeln wäre¹⁶. Zwischen den beiden Bereichen besteht nach Guillaume das, was er als *loi de non-récurrence* bezeichnet: in der *visée de puissance* erzielte Resultate und Ergebnisse können in der *visée d'effet* nicht aufgehoben oder zurückgenommen werden; es ist nur möglich, sie zu spezifizieren, zu ergänzen, weiterzuentwickeln. Zurückgeführt auf einen Strukturalismus Saussurescher Prägung würde dies bedeuten: Es gibt eine *langue* und eine *parole*, wobei die in der *langue* vorgegebenen Unterscheidungen und (statischen) Einheiten in der *parole* nicht aufgehoben, sondern nur modifiziert werden können; mit einer solchen Formulierung wird aber der Möglichkeit zur Neutralisierung nicht Rechnung getragen.

Die *langue* und die von ihr beinhalteten Systeme sind nun im Laufe der Zeit bzw. Geschichte nicht konstant, sondern verändern sich je nachdem verschieden stark (p. 101 ss.). Guillaume benutzt diese Feststellung zu einem engagierten Plädoyer für die Schaffung eines diachronischen Strukturalismus (Geschichte der Systeme), der nach seiner Auffassung zu Beginn der vierziger Jahre noch nicht existiert hat und den zu schaffen auch Saussure versäumt hätte. Dieser Vorwurf ist zweifellos nicht berechtigt, habe ich doch kürzlich gezeigt, daß sich diese Betrachtungsweise bei Saussure durchaus findet, wenn auch ein spezifischer Terminus fehlt¹⁷. Nicht weniger zweifelhaft ist wohl auch die Behauptung, das Entwicklungstempo der einzelnen Sprachen würde im Laufe der Geschichte zusehends abnehmen, da sie immer vollkommener und für den Ausdruck der Denkinhalte adäquater würden (p. 113 ss.). Eine derartige teleologische Sicht scheint zwar durch die als Beispiel zitierten Verhältnisse im Französischen bestätigt zu werden, doch würde ich die Gründe für die gebremste Entwicklung ganz anders sehen: Einmal trifft eine derartige Feststellung nur für die Schriftsprache, nicht aber für die gesprochene Sprache zu, und auch im ersten Fall nur seit dem 17. Jh. Dies dürfte es nahelegen, den Grund für die feststellbare (weitgehende) Konstanz in der strengen Kodifikation der klassischen Epoche und der bis heute – trotz einiger Einbrüchen – gültigen Orientierung von Schule, Literatur, Massenmedien usw. an dieser präskriptiven Norm zu sehen. Orientiert man sich dagegen an der populären gesprochenen Sprache, so kann kaum von einer verlangsamten Entwicklung die Rede sein¹⁸. – Diese permanente Entwicklung veranlaßt nun Guillaume dazu, das ständige Vorhandensein der synchronischen und der diachronischen Dimension im Objekt Sprache zu postulieren (wogegen sicher nichts einzuwenden ist, nur darf diese Feststellung nicht zu einer Verwischung der Grenzen im methodischen Bereich führen [cf. auch oben]). Man hätte an eine Art annäherndes Gleichgewicht zwischen Desorganisation und (Re-)Organisation zu denken, wobei die erste Komponente immer ein leichtes Übergewicht hätte – andernfalls müßte die Entwicklung ja zum Stillstand kommen. Diese Gedankengänge erinnern stark an Sechehaye¹⁹, obwohl dessen Name nirgends erwähnt wird; die Feststellung ist v.a. deshalb von Interesse, weil sich auch andere Parallelen zu den Auffassungen des Genfer Saussure-Schülers nachweisen lassen (cf. unten).

In Teil 3 (*Signifiant et signifié*; p. 119 ss.) wird dann das Verhältnis zwischen Ausdrucks- und Inhaltsseite der sprachlichen Zeichen dargestellt, wobei die Termini hier im Sinne Saussures, und nicht in demjenigen Guillaumes (*signifiant = signifié + signe*) gebraucht werden²⁰.

¹⁶ Cf. *Principes*, p. 95 ss.; vgl. auch p. 143–46.

¹⁷ Cf. WUNDERLI, *ZRPh*. 92 (1976), 24–27.

¹⁸ Cf. hierzu auch L. SÖLL, *Gesprochenes und geschriebenes Französisch*, Berlin 1974.

¹⁹ Cf. v.a. A. SECHEHAYE, *Evolution organique et évolution contingentielle*, in: *Mélanges linguistiques offerts à Charles Bally*, Genève 1939, p. 19–29.

²⁰ Cf. auch die Anmerkung des Herausgebers, *Principes*, p. 127 N 1. – Ähnliches läßt sich auch hinsichtlich des Gebrauchs von *parole* feststellen, wo Guillaume ebenfalls ständig zwischen seiner

Der physische Bereich («Semiologie») würde jeweils die Inhalte nur in bedingtem (wenn auch ausreichendem) Maße adäquat wiedergeben: seine Gestaltung würde immer hinter dem weiterentwickelten psychischen Bereich herhinken und diesen einzuholen versuchen²¹. Darin ist bereits ein entscheidender Unterschied zu Saussures Zeichenbegriff gegeben, wo *signifiant* und *signifié* gesamthaft gesehen gleichberechtigt nebeneinander stehen und sich gegenseitig bedingen²². Allerdings ist diese teleologische Sicht der Zuordnung («Symphyse») und Anpassung der beiden Zeichenkomponenten nicht immer derart einseitig orientiert; an anderer Stelle (p. 131/132) zieht Guillaume auch eine Anpassung der Inhalts- an die Ausdrucksseite in Betracht und nähert sich damit bis zu einem gewissen Grade der Saussureschen Sicht an.

Von ganz besonderem Interesse scheint mir dann Teil 4 (*L'acte de langage*; p. 135ss.) zu sein. Nach Guillaume schließt der Sprechakt auch den Denkakt mit ein und umfaßt neben diesem die auf *langue*- und auf *discours*-Ebene anzusiedelnden Operationen. Die Abwahl einer Form verlangt nun immer Zeit (*temps opératif*), zumal beim Einsatz einer Einheit nicht nur diese, sondern das ganze System bzw. Teilsystem, dem sie angehört, evoziert werden muß (p. 139/140). In dieser Form ist gegen den Begriff des *temps opératif* kaum etwas einzuwenden, da ihm so linguistisch ja auch keine Bedeutung zukommt. Anders liegen die Dinge dagegen, wenn er andernorts als Grundlage der in jedem Sprechakt neu vollzogenen *ab-ovo*-Genese der sprachlichen Systeme dargestellt wird²³: es zeigt sich auch hier wieder, daß Guillaume in seinen zu Beginn der vierziger Jahre gehaltenen Vorlesungen Saussure viel näher steht als in zahlreichen anderen Texten. – Nun wäre es allerdings falsch, anzunehmen, alles, was in der Rede erscheint bzw. eine Rolle spielt, sei in der *langue* angelegt; vielmehr gibt es nach Guillaume auch zahlreiche nichtkodierte Elemente, die gleichwohl kommunikationsrelevant sind. Es wird deshalb zwischen den beiden Komponenten des *institué* und des *improvisé* unterschieden, wobei in primitiven Sprachen die zweite, in hochentwickelten dagegen die erste dominieren würde, keine der beiden aber in menschlicher Rede je ganz fehlen könnte. Die Ausdrucksmittel des *improvisé* – in erster Linie die Intonation (Prosodie) – wären nun rein spontaner, natürlicher Art und würden der Expressivität und Modalisierung (soweit diese nicht über das *institué* geleistet wird) dienen. Diese Darstellung bei Guillaume erinnert nun wieder stark an Sechehaye und dessen Unterscheidung von *langage extragrammatical/langage grammatical* bzw. *parole prégrammaticale/parole organisée*²⁴, unterscheidet sich von ihr aber dadurch, daß bei Sechehaye die *parole organisée* in die *parole prégrammaticale* eingebettet wird, während das *improvisé* bei Guillaume eine Art *distorter*-Funktion in bezug auf das *institué* ausübt, diesem also nachgeordnet ist²⁵. Guil-

eigenen Sprachregelung (cf. oben) und derjenigen Saussures hin und her springt; vgl. auch *Principes*, p. 71 und P. WUNDERLI, *Das Zeichen und die langue/parole-Dichotomie* (erscheint demnächst).

²¹ Cf. *Principes*, p. 121–25, 127–29; vgl. auch P. WUNDERLI, *Zur Saussure-Rezeption bei Gustave Guillaume und in seiner Nachfolge*, *Historiographia Linguistica 1* (1973), 27–66, bes. p. 32/33.

²² Cf. auch P. WUNDERLI, *Zum Zeichenbegriff bei Saussure: Privilegierung des «signifié» oder des «signifiant»?* in: *Mélanges Gossen*, Bern-Lüttich 1976, II, p. 945–953.

²³ Cf. hierzu auch P. WUNDERLI, «Sémiologie», «temps opératif» und «chronogénèse», *VRom. 32* (1973), 1–21, bes. p. 7–10.

²⁴ Cf. A. SECHEHAYE, *Programme et méthodes de la linguistique théorique (Psychologie du langage)*, Paris-Genève-Leipzig 1908 und *Les trois linguistiques saussuriennes*, *VRom. 5* (1940), 1–48. – Vgl. auch P. WUNDERLI, *Saussure als Schüler Sechehayes?* in: *Akten des Kolloquiums zur Wissenschaftsgeschichte der Romanistik*, Trier, 2.–4. Oktober 1975, Amsterdam 1976, p. 419–460.

²⁵ Zum *distorter*-Begriff (Bloomfield, Léon, Fónagy usw.) cf. P. WUNDERLI – KAROLA BENTHIN – ANGELA KARASCH, *Französische Intonationsforschung*, Tübingen 1977, Kap. 4.6., 5.1.

laumes Sicht ist aus der Perspektive des Funktionierens hochentwickelter Sprachen zweifellos vorzuziehen, während Sechehayes Auffassung in genetischer Sicht der Vorrang gebührt. Im übrigen sind aber Guillaumes Gleichsetzungen zu pauschal: obwohl oft bis zu einem gewissen Grade motiviert, haben die Intonationseinheiten gleichwohl in weiten Bereichen als kodiert, im System angelegt zu gelten²⁶; überdies dienen sie nicht nur der Expressivität, sondern üben auch zahlreiche Funktionen im Symbolbereich aus, während umgekehrt der *langage affectif* sich auch anderer Mittel als der Intonation bedienen kann. Um Guillaume gerecht zu werden, muß man allerdings sagen, daß er sich in einem Text aus dem Jahre 1947/48 nochmals die Frage nach dem Status der Expressivitätsmittel stellt und dabei zu einer bedeutend differenzierteren Antwort kommt (p. 151/152): in die *langue* gehört alles, was man irgendwie als institutionalisiert, fixiert, festgeschrieben bezeichnen kann, doch sind in diesem Rahmen verschiedene Grade der Grammatikalisierung bzw. Motivierung zu unterscheiden; eine solche Sicht ist durchaus im Einklang mit den Ergebnissen der modernen Intonationsforschung.

Interessant ist in diesem Teil auch noch ein Text zur Stellung der Syntax. Während Guillaume sonst den Satz global dem *discours* zuweist, gesteht er 1947/48 zu, «[qu'] il y a des manières très fixes d'employer les signes, que les signes emportent avec eux, et qui, comme eux, font partie de la langue» (p. 151) und bemerkt 1951, daß «le système de la phrase fait partie intégrale de la langue» (p. 180); obwohl er erst bedingt bis zum Satzbauplan vorstößt, verweist Guillaume hier doch gewisse Aspekte der Syntax (z.B. die Wortordnung; p. 152) in die *langue*; voll in die Rede würde dagegen der konkrete, mit lexikalischem Material aufgefüllte Satz gehören, während die lexikalische Einheit als solche in der *langue* anzusiedeln wäre (p. 153–156)²⁷. Auch hier stellen wir wieder eine vorübergehende Konvergenz mit Saussures Haltung fest²⁸, der von Guillaumes Schülern normalerweise nicht genügend Rechnung getragen wird.

Teil 5 (*Langage et système*; p. 172ss.) enthält nochmals eine Reihe von Texten zum Systemcharakter der Sprache. Dabei wird v.a. auch auf das Problem der Wortgenese (*matière* = *contenu*; *forme* = *partie du discours*)²⁹ und die Zuordnung *espace* → *nom* bzw. *temps* → *verbe* insistiert. Interessant sind ferner auch die Ausführungen zum Inzidenzprinzip (p. 201–205), für das hier eine weitere, bis anhin nicht bekannte (und wohl als noch recht unvollkommen anzusehende) Version aus dem Jahre 1944 präsentiert wird: Substantiv und Verb wären durch eine innere Inzidenz (auf ihren eigenen Grundwert), das Adjektiv dagegen durch eine äußere Inzidenz (auf das Substantiv) gekennzeichnet; Substantiv und Verb würden sich nur bezüglich der Zugehörigkeit zum räumlichen bzw. zeitlichen Bereich voneinander unterscheiden³⁰. – Wichtig (und durchaus zu beherzigen) sind ferner die Überlegungen zur Funktion des Artikels (p. 208–217), der nach Guillaume im Modernfranzösischen nicht etwa das Substantiv determiniert, sondern dieses vielmehr *qua* Substantiv in der Rede aktiviert (*réalisateur*)³¹.

Bleiben noch Teil 6 (*Pensée et langage*; p. 221ss.) und der Epilog (p. 249ss.), die beide stark philosophisch geprägt sind und auf die wir hier – trotz oder gerade wegen ihrer Pro-

26 Cf. WUNDERLI–BENTHIN–KARASCH, *Französische Intonationsforschung*, Kap. 4., 4.1., 5.1.

27 Cf. ferner auch *Principes*, p. 180 (1951). – Wie die lexikalischen Einheiten sind auch als Ganzes lexikalierte Sätze zu behandeln.

28 Cf. hierzu P. WUNDERLI, *Zur Stellung der Syntax bei Saussure*, *ZRPh.* 88 (1972), 483–506.

29 Cf. auch P. WUNDERLI, *Historiographia Linguistica* 1 (1973), 42–45.

30 Zum Inzidenzproblem cf. auch P. WUNDERLI, *VRom.* 32 (1973), 298/99.

31 Wenn man schon eine Determinationsrelation annehmen will, dann muß das Substantiv als Determinant des Artikels angesehen werden; cf. auch *Principes*, p. 216.

blematik – nicht näher eingehen wollen. Gesamthaft gesehen darf die hier vorgelegte Textauswahl sicher als gegückt und repräsentativ angesehen werden: sie liefert eine Art guillaumistisches Vademekum, obwohl sich Valin im Vorwort (p. 9) von einer solchen Charakterisierung distanziert. Aber mehr noch: gerade weil gewisse Widersprüche (sowohl innerhalb der Textauswahl als auch zu anderen Arbeiten Guillaumes) nicht vertuscht werden, wird deutlich, daß hier keine abgeschlossene und endgültige Theorie vorgelegt wird: vielmehr sehen wir uns mit einem Forscher konfrontiert, der tastend und suchend sich immer um neue und adäquatere Lösungen bemüht. Gerade die Unvollkommenheit und Fragwürdigkeit gewisser Lösungsvorschläge wirkt als willkommener Denk- und Diskussionsanstoß, dem sich niemand entziehen kann, der Linguistik wirklich ernst nimmt.

Peter Wunderli



JÜRGEN OLBERT / BRUNO SCHNEIDER, *Gesammelte Aufsätze zum Transfer. Einige Beiträge zur Fremdsprachendidaktik*, Frankfurt/Berlin/München 1973, 125 p. (Schule und Forschung 20).

Der Wert des Bandes liegt im II. Teil, nämlich in den vielen Hinweisen und praktischen Unterrichtsbeispielen; besonders gefallen haben uns die Signalübungen von Jürgen Olbert/ Bruno Schneider p. 54s. Die Unterrichtsbeispiele können allerdings nicht, wie im Vorwort angekündigt, in ein «kohärentes lernpsychologisches Bezugssystem» (p. 4) eingeordnet werden. Der Band liefert nämlich kein solches «kohärentes Bezugssystem». Der theoretische erste Teil des Bandes ist höchst unbefriedigend, im gewissen Sinne aber symptomatisch für die Anwendung der Lernpsychologie auf das Fremdsprachenlernen. Die Schwäche dieses Teils röhrt daher, daß

1. Ergebnisse der «reinen» Lernpsychologie, hier der Lernpsychologie van Parreren, allzu undifferenziert auf den Fremdsprachenunterricht übertragen werden. Den Grundstein zu diesem Mißverständnis hat Parreren 1963, 1964 selbst gelegt¹. Aus diesem Mißverständnis ergeben sich z.T. die weiteren Schwächen, nämlich daß
2. kognitive und nicht kognitive Lernprozesse als sich ausschließende Alternativen gegenübergestellt werden,
3. der Begriff «kognitiv» zu eng gefaßt wird.

Diese drei Punkte seien im folgenden diskutiert:

Zu 1.: Der Begriff «Transfer» wird pauschal auf alles und jedes angewandt. Transfer bedeutet Lernübertragung, d.h. die Beeinflussung von Lernprozessen und Lernergebnissen durch früher gemachte Lernerfahrungen; die Anwendung von etwas Gelerntem auf neue Situationen also. Unterschiedliche Arten des Transfer, unterschiedliche Auftretensbedingungen werden in dem Band nur am Rande erwähnt. So bringt Schneider erst p. 28 die Anmerkung, daß es gilt, verschiedene Spurensysteme zu unterscheiden, z.B. *Französisch/*

¹ C. VAN PARREREN, *Psychologie und Fremdsprachenunterricht*, Praxis 1963, 6–10, und *Die Systemtheorie und der Fremdsprachenunterricht*, Praxis 1964, 213–219. Eine Korrektur dieser Anwendungspraxis unternimmt C. VAN PARREREN mit dem Beitrag *Reine Lernpsychologie und Fremdsprachen-Lernpsychologie*, in R. FREUDENSTEIN, Focus 80, Berlin 1972, p. 94–104. – Für OLBERT/ SCHNEIDER kam der Beitrag offensichtlich zu spät.

Deutsch, Grammatikunterricht/Lektüre, Teilungsartikel, ... Sprachlaborübung etc. Für diese verschiedenen Spurensysteme gelten durchaus unterschiedliche Transferbedingungen, worauf aber gar nicht eingegangen wird. Besonders im praktischen Teil fehlen Hinweise, welche Transferprozesse im Unterricht aktiviert werden. Die einzige sehr pauschale Unterscheidung, die im Anschluß an Parreren getroffen wird, ist die zwischen autonomen und kognitivem Transfer. Während beim autonomen Transfer nicht-kognitive Lernresultate sozusagen automatisch aber mehr oder weniger zufällig auf neue Situationen übertragen werden, zeichnet sich der kognitive Transfer durch Gerichtetheit und damit bessere Lenkbarkeit aus.

Nun scheint uns, wie oben unter 2. angedeutet, der Gegensatz kognitiv/nicht-kognitiv im Bereich des Fremdsprachenlernens eine nicht haltbare und dazu fruchtlose Antinomie. Viele Mißverständnisse wurzeln in dieser pauschalen Gegenüberstellung von kognitiv/nicht-kognitiv. Es kommt hinzu, daß man nicht weiß, was «kognitiv» eigentlich meint (Kritikpunkt 3). Bei Werner, Schneider, Hägele wird «kognitiv» mit «bewußt» gleichgesetzt und «bewußt» wiederum eher negativ aufgefaßt als «nicht-automatisch», «nicht-behavioristisch». Durch solcher Art Abgrenzung wird man freilich weder dem Behaviorismus gerecht (besonders in seinen neueren «aufgeklärten» Erscheinungsformen), noch kommt man dem Begriff «kognitiv» näher.

Sehen wir uns zunächst die viel zitierten Gegensätze Kognitionspsychologie/Behaviorismus im Bereich des sprachlichen Lernens an. Uns scheint, daß es sich hier nur um Scheingegensätze handelt. Im Bereich des sprachlichen Lernens hat sich der Behaviorismus explizit oder implizit immer auf Mediationen stützen müssen (z. B. Razran 1936, 1939, passim²). Anders war das Phänomen des Transfers nicht erklärbar. Im Mittelpunkt der Transferproblematik stand ja immer das Problem der Ähnlichkeit, das im vorliegenden Band leider nur gestreift wird (Anspielung auf Thorndikes Theorie der identischen Elemente). Ähnlichkeiten intralingualer Art und auch Ähnlichkeiten interlingualer Art sind aber zuerst und vor allem semantische Ähnlichkeiten, d. h. es handelt sich um Äquivalenzen phänomenaler Art, die sich qualitativ grundsätzlich von elementaristisch-figuralen Ähnlichkeiten unterscheiden, wie sie in der klassischen S-R-Psychologie (Thorndike z. B.) beobachtet und beschrieben werden. Figurale Äquivalenzen in Form phonetischer oder graphematischer Ähnlichkeit zwischen den Elementen kommt lediglich eine stützende Rolle zu.

Einsicht in die semantische Äquivalenz von grammatischen Elementen und Organisation dieser Elemente in Strukturen ist ein «kognitiver» Akt. Ob die Behavioristen hier von *semantischer Generalisation* sprechen (vermittelnde Assoziation, repräsentationale s und r) und dabei notwendigerweise Mediationsprozesse ansetzen³, oder ob die Kognitionspsychologen (so Parreren z. B.) von Einsicht oder Denkaktivitäten sprechen, ist vorwiegend ein *Unterschied im Vokabular*.

Olbert/Schneider gehen leider mit keinem Wort auf diese Mediationstheorien ein, obwohl gerade diese Ansätze das fruchtlose Gegeneinander von Kognitionspsychologie und Behaviorismus überwinden helfen.

Einsicht in ein sprachliches System haben, bedeutet jedoch nicht, diese Einsicht auch verbalisieren zu können. Entscheidendes Merkmal für Einsicht ist das regelbestimmte *Verhalten*. Uns scheint, daß Werner und Schneider den Begriff «kognitiv» zu eng verstehen,

² G. H. S. RAZRAN, *Salivating and thinking in different languages*, *Journal of Psychology* 1 (1936), 145–151, und *A quantitative study of meaning by a conditioned salivary techniques (semantic conditioning)*, *Science* 90 (1939), 89–90. – Dazu auch zusammenfassend: K. FOPPA, *Lernen, Gedächtnis, Verhalten*, Köln 1972, p. 233 ss.

³ Zu den verschiedenen Mediationsprozessen vgl. H. HÖRMANN, *Psychologie der Sprache*, Berlin/Heidelberg/New York 1970, p. 185 ss.

nämlich im Sinne einer verbalen Repräsentation der Regel (Bewußtmachung von Regeln). Hier liegt ein fundamentales Mißverständnis des Begriffs «kognitiv». In unserem Sinne formulieren wir z. B. das folgende:

Wenn ein Lerner eine Struktur wie *j'ai offri (offert)* bildet, zeigt er regelbestimmtes Verhalten (*offri* kann nicht imitativ erworben sein), auch wenn er die Regel über den Zusammenhang zwischen der Infinitivendung *ir* und dem Morphem *i* des passé composé nicht verbalisieren kann. Wie immer er idiosynkratisch diese Regel auch kodieren mag (die phonetische Ähnlichkeit *ir*→*i* spielt hier sicher eine stützende Rolle), die Anwendung der Regel führt zu einer systemgerechten Übergeneralisierung und ist damit Beleg für Transfer.

Wir haben es mit einer intralingualen Transferregel zu tun, die man etwa folgendermaßen verbalisieren könnte: immer wenn im Französischen ein Verb auf *ir* endet, setze im passé composé *i*.

Um es noch einmal deutlich zu sagen: auch das behavioristische Lernen nach einem Strukturmuster (pattern) bedeutet ein Lernen nach Regeln. In einem Strukturmuster werden nämlich Stimulus- und Response-Klassen einander zugeordnet. Eine solche Zuordnung abstrakter Klassen ist eine Regel. Unserem Beispiel entsprechend lautet die Regel:

$S\{ir\} \rightarrow R\{i\}$ (die {} deuten an, daß es sich um Klassen handelt). Diese Regeldarstellung ist äquivalent der oben angeführten Darstellung, beide Darstellungen unterscheiden sich nur im Vokabular.

Der Unterschied zwischen behavioristischen Lernmethoden und Regellern-Methoden besteht lediglich darin, daß diese Regeln nach behavioristischer Auffassung nicht erklärt, nicht verbalisiert werden.

Der Vorteil des Lernens nach explizit formulierten Regeln liegt aber in dem höheren Abstraktionsniveau und damit in der maximalen Ausnutzung des Transfers. Die Forderung nach transferförderndem Unterricht gehört zu den geläufigen Forderungen der heutigen Bildungspolitik. Wer Transfer aber will, der muß auch negativen Transfer hinnehmen, d.h. der muß damit rechnen, daß eine frühere Lernerfahrung einen neuen Lernprozeß stört. Olbert/Schneider akzeptieren theoretisch diesen negativen Transfer. Wir vermissen nun aber die praktischen Konsequenzen daraus. Die Konsequenzen betreffen die Einstellung des Lehrers gegenüber Fehlern seiner Schüler. Ein Fehler wie *offri* ist ein konstruktiver Fehler, Beleg einer produktiven Transferleistung. Es wäre also absurd, diese Leistung zu sanktionieren. In diesem Zusammenhang überrascht die sehr undifferenzierte Korrekturstrategie von Françoise Bidaud und Marie-Thérèse Bréant, für die eine solche Transferleistung nicht zu existieren scheint: «Toute participation incorrecte, mal formulée ou mal prononcée, est reprise par le professeur qui fait répéter la phrase corrigée» (p. 94). Eine solche Korrekturstrategie ist letzten Endes frustrierend und damit transferhemmend, selbst wenn sie diskret vorgenommen wird, wie die Autorinnen versichern.

Wenn man sich zum Transfer bekennt, ist es nur logisch, Fehler obiger Art (*offri*) in einer bestimmten Lernphase zuzulassen. Eine Differenzierung der Regel kann in einer späteren Lernphase erfolgen, so daß dann obiger Fehler abgebaut wird.

Noch einmal zurück zur Antinomie kognitiv/nicht-kognitiv. «Kognitiv» wird von den Autoren mit «bewußt» gleichgesetzt. Nun kann der Grad der Regelbewußtheit stark variieren, so daß eine Alternative bewußt/unbewußt inadäquat ist. Die Fähigkeiten und Fertigkeiten in einer Fremdsprache haben keinen einheitlichen Status, sondern das Ausmaß der

Bewußtheit ändert sich ständig und kontinuierlich, je nach Gliederungsebene der Sprache, aktiver Fertigkeit, Situation, Kontext, Lernalter etc.⁴.

Diese sehr wechselnden Einwirkungen verschiedener Faktoren führen zu ständig wechselnden Bewußtheitszuständen des Lerners bei der Sprachorganisation. Die Alternative kognitiv oder nicht-kognitiv wird diesen psychologisch instabilen Verhältnissen überhaupt nicht gerecht. Wir haben es mit einem dynamischen Bewußtheitskontinuum zu tun. Interferenz⁵ ist meistens ein Zeichen fehlender bewußter Kontrolle in bestimmten Situationen; Interferenz ist aber nicht notwendigerweise ein Zeichen nicht-kognitiver Lernprozesse (so Schneider p. 15). Aus Gründen der Performanzökonomie hat jeder sprachliche Lernprozeß, auch der relativ bewußte in der Fremdsprache, Lernresultate zum Ziel, die weitgehend automatisch zur Verfügung stehen. Völlig unhaltbar ist die Charakterisierung solcher Lernresultate als nicht-kognitive Lernresultate.

Die statische Gegenüberstellung kognitiv/nicht-kognitiv führt auch zu mechanistischen Lernvorstellungen. Werner schlägt in ihrem Beitrag (im Anschluß an Zimmermann) einen methodischen Dreierschritt vor, der uns im Widerspruch zum Transferprinzip zu stehen scheint. Dies gilt besonders für Phase II, die Phase der Sprachverarbeitung, deren Ziel die Automatisierung der gelernten Strukturen sein soll. Phase II droht durch mechanisches Üben (üben in kommunikationsleeren Situationen), die die transferfördernden Effekte der Phase I (Sprachaufnahme [Regelbewußtmachung]) wieder zu zerstören.

Die methodischen Überlegungen und Beispiele des Bandes sind vorwiegend auf Phase III, die Anwendungsphase, konzentriert. D.h. behandelt wird fast ausschließlich der horizontale Transfer, die Frage also, wie das in der Schulstunde Gelernte optimal in realen Situationen zur Anwendung kommen kann. In der Terminologie van Parrerens geht es um die Aktualisierung des Spurensystems «Schulstunde», «Sprachlaborübung» in neuen aber äquivalenten Situationen.

Die Forderung nach situativem transferfördernden Unterricht ist sicher berechtigt, auch die Kritik am monotonen transferhemmenden pattern-drill. Das Spurensystem «Sprachlabor» wird nachgewiesenermaßen in realen Situationen nur schwer aktualisiert. Darum also der Vorschlag, die Übungsphase transferfördernd mit der Anwendungsphase zu verbinden⁶.

Wie guter situativer Unterricht aussehen könnte, wird an einer Reihe von Beiträgen des II. Teils anschaulich illustriert. Was in dem Band fehlt, ist der Hinweis auf die Bedeutung des *vertikalen* Transfers. Wir deuteten oben bereits an, daß die verschiedenen Formen und Auftretensbedingungen des Transfers viel zu wenig differenziert werden. Beim vertikalen Transfer geht es darum, welche Fähigkeiten als Lernvoraussetzungen neue Lernprozesse optimieren können. Gerade dieser Frage kommt in der heutigen Lernforschung besondere Bedeutung zu. Beim Fremdsprachenlernen geht es z. B. darum, festzustellen, ob schon erworbene grammatische Teilsysteme auf andere neu zu lernende Teilsysteme übertragen werden können. Eine solche Lernübertragung kann sowohl intralingual als auch interlingual stattfinden. Es ist bedauerlich, daß Olbert/Schneider die Mechanismen des vertikalen Transfers⁷ überhaupt nicht darstellen.

⁴ Zu den verschiedenen Bewußtheitszuständen cf. besonders A. A. LEONT'EV, *Psycholinguistik und Fremdsprachenunterricht*, Stuttgart/Berlin/Köln 1974, p. 57s.

⁵ Völlig unverständlich ist die Klassifikation der Interferenzfehler durch Schneider (p. 17), bes. die Kategorien f und i mit den angeführten Beispielen kann ich nicht verstehen.

⁶ K. VOGEL, *Transfer und Fremdsprachenunterricht*, in: BÖRNER/KIELHÖFER/VOGEL, *Französisch lehren und lernen*, Kronberg 1976, 52 p.

⁷ Auf die Bedeutung des vertikalen Transfer hat besonders hingewiesen: R. M. GAGNÉ, *Die Bedingungen des menschlichen Lernens*, Hannover 1973, p. 264s.

Zusammenfassend möchten wir meinen, daß Olbert/Schneider der Lernpsychologie im Fremdsprachenunterricht einen zweischneidigen Dienst erwiesen haben. Zwar ist es ihr Verdienst, die Aufmerksamkeit der Schule auf das Phänomen des Transfers gelenkt zu haben; es ist aber andererseits ein gefährliches Verdienst, dermaßen undifferenziert lernpsychologische Erkenntnisse auf das Fremdsprachenlernen zu übertragen. Solche Extrapolationen führen allzuleicht zu Mißverständnissen und Fehlentwicklungen. Es ist zu befürchten, daß der Fremdsprachenunterricht in den siebziger Jahren durch unreflektierte Anwendung der Lernpsychologie noch einmal ähnliche Fehleinschätzungen riskiert wie in den sechziger Jahren durch die unreflektierte Anwendung der Linguistik.

Bernd Kielhöfer



THEODOR BERCHEM, *Studien zum Funktionswandel bei Auxiliarien und Semi-Auxiliarien in den romanischen Sprachen*, Tübingen (Niemeyer) 1973, 159 p. (Beih. ZRPh. 139).

Berchems Habilitationsschrift besteht aus zwei etwa gleichlangen Teilen: der erste behandelt das *vado*-Perfekt in geographischer und chronologischer Perspektive, der zweite befaßt sich mit bestimmten «Funktionsüberschneidungen» zwischen *esse* und *habere*. Ein geplantes «allgemeines Kapitel zum Funktionswandel sowie zur Periphrasenbildung» konnte laut Vorwort aus Zeitmangel nicht ausgeführt werden. So dominiert in den beiden Spezialkapiteln der Standpunkt des Dialektspezialisten, der seine sorgfältig gesammelten Materialien notwendig für theorie-unabhängig hält, und es ist dem Leser aufgegeben, diese Perspektive zu ergänzen durch den «point de vue qui crée l'objet» (Saussure).

Bei der Behandlung der Konstruktion *vado* + Infinitiv (p. 1-69) liegt eine der Hauptschwierigkeiten in der Feststellung und chronologischen Zurückverfolgung der perfektischen Bedeutung, wobei diese «nicht nur durch den Kontext oder die Situation bestimmt sein (...), sondern der Formel absolut inhärieren» soll (p. 7). Nun ist bekanntlich jede semantische Rekonstruktion dadurch erschwert, daß die Bedeutung sich sowohl in der paradigmatischen Dimension (metaphorisch), wie in der syntagmatischen Dimension (metonymisch) verschiebt, so daß bei der Rückverschiebung beide Dimensionen berücksichtigt werden müssen. Oder anders ausgedrückt: die Gesamtheit der semantischen Oppositionen zu einem gegebenen Textelement, d.h. das Feld der dafür einsetzbaren Synonyme, kann nur festgelegt werden, wenn dieses Element in seiner syntagmatischen Ausdehnung bestimmt ist. Dabei ist der semantische Substitutionsrahmen grundsätzlich unabhängig von dem morphologischen Flexionsrahmen (Wort), mit dem er zwar zusammenfallen, von dem er aber ebensowohl abweichen kann als Wortgruppe, die explizit vorhanden ist oder teilweise interpoliert (Hjelmslev würde sagen ‘katalysiert’) werden muß. So erhebt sich bei der Untersuchung des Präsensmorphems der *vadit*-Formen die Frage, ob die semantischen Oppositionen innerhalb des Wortes *vadit* (*vadebat*, *vadet* ...) oder im Rahmen der Wortgruppe *vadit dicere* zu erstellen sind (*dicit*, *dicebat* ...). Von der «Umschreibung *vado* + Infinitiv» (p. 8 u.ö.)¹ zu sprechen, erscheint unzweckmäßig, weil dadurch von vornherein der Substitutionsrahmen festgelegt und damit der Tempus-Rekonstruktion vorgegriffen wird. Hat *vadit* in *vadit dicere* präsens-

¹ Die Termini «Umschreibung» und «Periphrase» implizieren bei Berchem stets die Nennung des *verbum proprium*. Die Schulrhetorik kennt daneben die «eigentliche Periphrase» (H. LAUSBERG, *Handbuch der literarischen Rhetorik*, 2 vol., München 1960, § 589), bei der das Umschriebene in *absentia* steht.

tische Bedeutung, so ist es bestimmt durch die Opposition zu den übrigen Formen von *vadere*, d. h. als unzusammengesetztes Tempus (statt des Infinitivs könnte auch ein nominaler Kontext folgen). Faßt man umgekehrt *vadit dicere* als Komposition auf, so impliziert dies eine Verschiebung der paradigmatischen Bedeutung des Tempusmorphems. Das temporale «(verbum) auxiliare», das ja bereits als Terminus metonymischer Natur ist, läßt sich also semantisch definieren als ein Verb, dessen Tempusmorphem metonymisch verschoben ist, insofern es eintritt für das abwesende Morphem des in Kontiguität zu ihm stehenden infiniten Verbs². Nun rechnet Berchem daneben völlig zu Recht mit der Möglichkeit einer metaphorischen Verschiebung zur Vergangenheit (p. 10, 19 usw.). Die perfektische Bedeutung, für die er acht Kriterien anführt (p. 11–20), ist aber nur dann mit Sicherheit nicht auf ein historisches Präsens zurückzuführen, wenn die Bedeutungsverschiebung auch zu einer Formänderung führt. Eine Form wie altkat. *varen cantar* vs. *van cantar* (p. 14) ist durch Analogieeinflüsse motiviert (*cantaren*), wobei die somit formal attestierte semantische Verschiebung ebenso gut paradigmatischer wie syntagmatischer (metonymischer) Natur sein kann. Die Form *varen cantar* setzt nach Berchem «unbedingt die Grammatikalisierung des *vado*-Perfekts voraus» (p. 14). Die gaskognische Form *kę bau bęzę* bezeichnet er dagegen als «nicht grammatikalierte Form des *vado*-Perfekts» und schreibt ihr besonderen stilistischen Wert zu (p. 22), da sie 1. neben dem unzusammengesetzten Perfekt *kę bi* steht; 2. nur bei bestimmten Verben und in bestimmten Personen vorkommt. Was versteht Berchem also unter einer grammatikalierten Form? Die Wahlmöglichkeit (Synonymie) zwischen gask. *kę bau bęzę* und *kę bi* (aber auch die Alternative zwischen altkat. *varen cantar* und *cantaren*, auf die Berchem nicht näher eingeht) ist sicherlich stilistischer Natur, da sie an keine Kombinatorik gebunden, sondern «frei», d. h. nur von situationellen Faktoren abhängig ist³. Dagegen stehen altkat. *varen* und *van* zumindest teilweise in komplementärer Distribution, da sie außerhalb des Kontextes ‘vor Infinitiv’ offenbar nicht füreinander eintreten können, während sie innerhalb dieses Kontextes stilistische Varianten sein dürften. Vollständig komplementär, auch innerhalb des Kontextes ‘vor Infinitiv’, scheinen die *vado*-Formen einer provenzalisch-piemontesischen Mundart in Kalabrien, denen Berchem einen längeren Abschnitt widmet (p. 32–69). Die Wahl zwischen volltonigen und proklitischen Formen ist kontextgebunden, beide sind also kombinatorische Varianten. Da die proklitischen Formen laut Berchem nur im *vado*-Perfekt erscheinen (p. 37), kann z. B. auf die Form *vo* (1. P.) nur ein Infinitiv folgen, welcher somit redundant ist gegenüber *vo*. Es ist also zu unterscheiden zwischen einer Grammatikalisierung in *absentia*, bei der eine stilistische Variante zu einer kombinatorischen Variante wird, und einer Grammatikalisierung in *praesentia*, bei der ein stilistisches Additiv sich in ein Flexionsschema einfügt, d. h. zu einem Flexiv wird. (Berchem spricht p. 57 zutreffend von einem «distinktiven Zeichen der Vergangenheit».)

Die Überschneidungen zwischen *esse* und *habere*, mit denen sich der zweite Teil beschäftigt, treten vor allem in Erscheinung als Identität des Imperfekts in zentralfranzösischen und italienischen Mundarten (p. 73–103): in Chalouze (Dép. Puy-de-Dôme) bedeutet *oléyo ē kúš* von Fall zu Fall ‘er hatte...’ – oder ‘er war ein Schwein’ (p. 93). Berchem untersucht nun die Frage, wie aus zwei wohlunterschiedenen Formen *avia* (*habebat*) und *eria* (*erat*) ein

² Cf. dazu E. BENVENISTE, *Structure des relations d'auxiliarité*, in: *Problèmes de linguistique générale II*, Paris 1974, p. 183: «Seule la jonction syntagmatique de *il a* avec *chanté* fait du présent de *avoir* le constituant d'un parfait».

³ Stilistische Neutralität oder Nichtneutralität, bzw. Haupt- oder Nebenfunktion eines Tempus, liegen nicht an der Grenze zwischen Grammatik und Stilistik, sondern werden bestimmt von der semantischen Norm (dies entgegen Berchem, p. 27, 29, 30 u. ö.). Die Wahl zwischen stilistischer Neutralität und Nichtneutralität ist selbst eine stilistische Wahl.

beide umfassendes *eyo* (bzw. *ayo*) geworden sei. Für ausgeschlossen hält er einen lautlichen Zusamenfall⁴, «wenngleich theoretisch *eyo* eventuell zu *ayo* werden könnte» (p. 94), und sucht stattdessen den Wegfall einer der beiden Formen auf morphologischem Weg zu erklären (p. 95): «Aufgrund ihrer identischen Funktion und ihrer klanglichen Ähnlichkeit nun waren diese beiden Formen ein Pleonasmus. Die Tendenz der Sprache zur Vereinfachung ließ in der einen Mundart die *ay*-Form, in der anderen die *ey*-Form zum Sieg kommen.» Ist der in dieser Erklärung vorausgesetzte Pleonasmus in *absentia*⁵, d.h. das konkurrierende Nebeneinander der Formen *ayo* und *eyo*, wirklich nachweisbar? Die von B. auf diese unbewiesene Voraussetzung gegründete und von ihm so genannte «Multifunktionalisierung» ist die Tatsache, daß materielle Ähnlichkeit zweier Formen eine strukturelle (funktionelle) Annäherung nach sich ziehen kann, wofür seit Förstemann (1852) der Terminus «Volks-etymologie» eingeführt ist. Nun ist es aber etwas anderes, ob man einen Zusammenhang konstruiert zwischen zwei nicht flektierenden Nomina (etwa it. *liquirizia* – *liquore*), oder zwischen den Imperfektformen zweier unregelmäßiger Verben. Denn *ayo* und *eyo* sind ja zugleich auch kombinatorische Varianten des jeweiligen Verballexems und lassen sich nicht ohne weiteres aus ihrem jeweiligen Paradigma ('habere' bzw. 'esse') herauslösen; allenfalls wäre denkbar, daß beim Hilfsverb, von dem Berchem ausgeht (p. 94), die Imperfektformen zahlenmäßig über alle anderen dominieren. Sollte aufgrund dieser wiederum unbewiesenen Annahme tatsächlich eine funktionelle Attraktion der beiden Imperfekta stattgefunden haben, so bliebe weiterhin das Verschwinden des einen zu erklären. Es ist nun unklar, ob Berchem unter «Pleonasmus» eine stilistische Alternative versteht, in welcher *per definitionem* kein Glied entbehrlich ist – es handelt sich ja nicht um eine Unregelmäßigkeit –, oder eine kombinatorisch geregelte Alternanz, die auf Kosten eines der beiden Glieder regularisiert werden könnte. Jede Analogie setzt aber, wie wir spätestens seit Saussure wissen, eine Proportionalgleichung der Form $x : y = x' : y'$ voraus. Eine kombinatorische Differenzierung durch die Auxiliarien *esse* und *habere* wäre erkennbar und eventuell regularisierbar durch Vergleich mit einer kombinatorischen Indifferenzierung, d.h. gegenüber einem Auxiliar, welches transitive und intransitive Verben gleich behandeln würde. Die gleiche Vorsicht scheint geboten, wenn Berchem die Verwendung von *esse* im Aktiv transitiver Verben in verschiedenen italienischen (und katalanischen) Dialekten durch den Hinweis auf «eine syntaktische Kreuzung der beiden Konstruktionen *ho mangiato una pera* und *mi sono mangiato una pera*» zu erklären sucht (p. 121). Bekanntlich ist aber bei der analogischen Entstehung einer neuen Form die konkurrierende alte Form genau diejenige, die mit diesem Vorgang nichts zu tun hat: die neue Form *sono mangiato* ist keineswegs ein *mi sono mangiato* mit annuliertem Pronomen. Die beiläufig gegebene Zusatzinformation, daß «es z.B. in Amaseno bei regelmäßigen Pronominalverben sowohl *m'ho lavato* als auch *m'ai lavato* heißen kann» (p. 121), unterstützt nicht die vermeintliche Kreuzung, sondern es kann erst mit ihrer Hilfe eine Proportionalgleichung aufgestellt werden:

$$\frac{m'ho \text{ lavato}}{ho \text{ mangiato}} = \frac{mi \text{ sono lavato}}{(x) \text{ mangiato.}}$$

⁴ Nur bei lautgesetzlichem Zusammenfall will Berchem den Terminus «Homonymie» verwenden (p. 93/4), hält sich jedoch selbst nicht an diese Sprachregelung, sondern bezeichnet als Homonymie jeden Zusammenfall von Formen (p. 102, 106, 109 u.ö.).

⁵ Von der Schulrhetorik, die den Pleonasmus definiert als «*soloecismus per adiectionem*», d.h. in *praesentia* (LAUSBERG, *op. cit.*, § 502), weicht Berchem also in umgekehrtem Sinn ab als bei der Verwendung des Terminus «*Periphrase*», den er in den syntaktischen Bereich transponiert (cf. N 1).

An dieser wie an anderen Stellen zeigt sich, daß die Gründlichkeit beim Aufnehmen materieller Daten nicht immer durchgehalten wird bei der theoretischen Verarbeitung derselben. Die Einsicht in sprachliche Differenzen zwingt nicht jeden Sprachwissenschaftler zur Erkenntnis der Arbitrarität und Abstraktivität des Sprachzeichens. Trotz gründlicher Beschäftigung mit dialektalen Verschiedenheiten bedient sich Berchem daher eines Zeichenbegriffs, der sich kaum vom Materiellen zu lösen vermag: Homonymie und Polysemie sind damit nur als Funktion früherer Sprachzustände denkbar (p. 93 : *louer* < LOCARE, LAUDARE), wobei das Etymon das fehlende Abstraktionsniveau ersetzen muß, und es besteht der Verdacht, daß «die Tendenz der Sprache zur Vereinfachung» (p. 95) gegen stilistische Varianz ins Feld geführt wird.

Michael Herrmann

★

OTTO JÄNICKE, *Die Bezeichnungen des Roggens in den romanischen Sprachen unter besonderer Berücksichtigung der Galloromania. Ein Beitrag zur Geschichte der romanischen Getreideterminologie*, Tübingen (Niemeyer) 1967, IX + 196 p. (Beih. ZRPh. 113).

Nach einer botanischen, landwirtschaftlichen und kulturhistorischen Betrachtung des Roggens (p. 1–21) untersucht der Verfasser die phonetische und semantische Entwicklung folgender Etyma, deren romanische Fortsetzer diese Getreideart bezeichnen können: SECALE, CENTENUM, ANNONA, *BLAD, GRANUM, *CONSECALE, *MISTILUM, *MISCELLUM, *WAIDIMEN, TRIMENSIS, GERMANUM, BARBARIA, *ROGGO, WEIZZI, BALEARICUS, MARTIUS, PANIS, SEROTINUS. Eine besonders eingehende Behandlung hat die Geschichte von SECALE, der romanisch weitverbreitetsten Roggenbezeichnung, erfahren (p. 22–111). Ziemlich minuziös behandelt sind auch die Kapitel ANNONA (p. 117–29), *BLAD (p. 130–43) und WEIZZI (p. 168–74). Kapitel und Unterkapitel schließen immer mit einer resümierenden Übersicht des Behandelten, was ein schnelles Nachschlagen erleichtert und das Fehlen eines Formenindex wettmacht. Das Material stammt vornehmlich aus Urkundensammlungen und aus Sprachatlanten. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Dissertation sind:

- a) Entgegen bisheriger Annahmen stellt fr. *seigle* die erbwörtliche Entwicklung von lat. SECALE im Französischen dar; die Formen *seille*, *soille* usw. sind sekundäre, dialektale Entwicklungen, die sich erst in afr. Zeit herausgebildet haben (p. 81). Dieses Ergebnis hat in der einschlägigen Literatur bereits Eingang gefunden: man vergleiche z. B. die Etymologie von *seigle* in *BlWbg*² und *BlWbg*⁵.
- b) Die it. Schriftform *segale* hat sich dank der Anlehnung an klat. SECALE während der Renaissance gegenüber der volkstümlichen Form *segala* durchsetzen können, allerdings bleibt die Form feminin (p. 48–49). In den üblichen etymologischen Wörterbüchern wird das Nebeneinander von *segale* und *segala* entweder gar nicht erwähnt (DEI) oder nur verzeichnet, ohne die Geschichte des Konkurrenzkampfes zu schildern (Prati).
- c) Die Arbeit liefert eine Reihe von Beispielen für den Einfluß der Hochsprache auf die Dialekte (z. B. p. 48, 65, 74–75 usw.).
- d) Es wird eine beträchtliche Anzahl von Meinungen von Aeischer, FEW, Levy, Rohlfs, Ronjat und anderer betreffs Detailprobleme widerlegt und korrigiert (cf. p. 52–53, 85, 87, 90, 101, 103, 123 usw.).

Zu ergänzen und zu korrigieren wären u.a. folgende Punkte:

- a) Es steht nicht «fast außer Zweifel» (p. 8), sondern ganz außer Zweifel, daß agr. *briza* als Roggenbezeichnung zu werten ist, denn die gr. Fassungen von Diokletians Preisedikt übersetzen lat. *SECALE* mit *brizēs* (cf. S. Lauffer, *Diokletians Preisedikt*, Berlin 1971, p. 98–99).
- b) Eine Trennung in nicht palatalisierten und in palatalisierten Typus aufgrund von Graphien wie *soile* (= nicht palatalisiert) und *soille* (= palatalisiert), vor allem wenn diese und ähnliche Varianten in ein und demselben Text vorkommen (p. 68ss.), scheint mir fragwürdig. Im Altprovenzalischen und im Altkatalanischen, wo sich das Problem der Wiedergabe von palatalem *l* auf dieselbe Weise stellt, kann die Graphie *-il-* offensichtlich für palatales *l* stehen (cf. M. Metzeltin, *Die Sprache der ältesten Fassungen des Libre de Amich e Amat*, Bern/Frankfurt 1974, p. 43ss.).
- c) Die erste kat. Erwähnung von *segle* ist von a. 1168 (p. 107) auf a. 1160 zurückzudatieren (cf. *Glossarium mediae latinitatis Cataloniae*, Fasc. 3, Barcelona 1963, s. *bladum*).
- d) Das roussillon. *segle*, das sich zwischen prov. *seguel* und zentralkat. *sègol* wie ein Keil einschiebt (p. 108), muß in Zusammenhang mit westlich angrenzenden gask. *segle* (p. 89) gesehen werden. Die kat. Form *segle* könnte wie auch arag. *selga* (cf. A. Ballarin Cornel, *Vocabulario de Benasque*, Zaragoza 1971, p. 198) eine Importform aus der Gascogne sein.
- e) Der sp. Erstbeleg für *centeno* in mlat. Urkunden ist von a. 1212 (p. 114) auf a. 1173 zurückzudatieren (cf. L. Serrano, *El Obispado de Burgos y Castilla primitiva desde el siglo V al XIII*, tomo III, Madrid 1935, p. 247).
- f) Der port. Erstbeleg für *cente(n)o* in mlat. Urkunden ist von a. 1189 (p. 116) auf a. 1060 zurückzudatieren (cf. W.-D. Lange, *Philologische Studien zur Latinität westhispanischer Privaturokunden des 9.–12. Jahrhunderts*, Leiden/Köln 1966, p. 108).
- g) Nachdem eingehend die Bedeutungsverengung ‘Getreide’ → ‘Getreideart, die für das Brot verwendet wird (= u.a. Roggen)’ von ANNONA, *BLAD und GRANUM behandelt worden ist (p. 117–149), müßte auf entsprechende Weise die Geschichte der sp., asturisch-leonesischen und port. Fortsetzer von PANIS folgen, die seit dem Mittelalter in vielen Gegenden sowohl das Getreide im allgemeinen als auch den Roggen und das Roggenbrot bezeichnen können (cf. *Autoridades s. pan*; L. R. Castellano, *Contribución al vocabulario del bable occidental*, Oviedo 1957, p. 214/216; J. C. Crespo Pozo, *Contribución a un vocabulario castellano-gallego*, Madrid 1963, p. 176; J. Lopes Diaz, *Etnografia da Beira X*, Lisboa 1970, p. 31; usf.). Der einschränkende Titel «unter besonderer Berücksichtigung der Galloromania» (dazu noch weiter unten) berechtigt den Verfasser, diesen Bezeichnungstyp, der nur auf der Iberischen Halbinsel vorkommt, nicht zu erwähnen; erwähnt er ihn aber, so kann er sich nicht mit viereinhalb Zeilen begnügen (p. 175), nachdem er dem für die romanischen Sprachen bei weitem weniger interessanten ANNONA dreizehn Seiten gewidmet hat. In diesem Zusammenhang müßte auch noch aport. *messe* ‘Roggen’ ← ‘Ernte(feld)’ zitiert werden (cf. J. Leite de Vasconcellos, *Etnografia portuguesa II*, Lisboa 1936, p. 79, wo noch weitere Roggenbezeichnungen angegeben werden; ferner Du Cange s. *messis*).
- h) Die Bedeutungsverschiebung von *gain* ‘Herbst’ → ‘das im Herbst gesäte Korn’ → ‘Weizen; Roggen’ (p. 154–55) müßte mit Parallelen aus anderen Sprachen überprüft werden. Es wäre auch eine Verschiebung ‘Herbst’ → ‘frisch im Herbst Geerntetes’ denkbar, cf. A. H. de Oliveira Marques, *Introdução à história da agricultura em Portugal*, Lisboa 1968, p. 84: «às ‘novidades’, ou seja, aos cereais recebidos ou entregues logo após a colheita, antes de estarem velhos, se chamava genéricamente, ‘outono’, ‘atuno’, ‘autuno’. São inúmeros, nos

forais, nas inquirições e nos documentos avulsos, as referências a este ‘outono’, como prestação a pagar»; D. Vieira, *Grande diccionario portuguez*, Porto 1873, s.v. *outono*: «*Plur. As tres especies de cereaes, que se colhem n'esta estação, a saber : trigo, cevada e centeio.*»

i) Die Bewahrung von lat. *TRIMENSIS* ist im «Iberoromanischen» nicht «gelegentlich» (p. 157) : cf. u.a. *DCVB* s. *tremesi*; *Autoridades* s. *tremés*; *Morais*¹⁰ s. *tremés*.

Es kann nicht übersehen werden sein, daß die meisten dieser kritischen Bemerkungen durch die Vernachlässigung der sogenannten «Iberomania» verursacht worden sind, zu der alle diejenigen Romanisten neigen, die sich auf die «Galloromania» konzentrieren, ohne letzteren Begriff zu definieren. Aus Gründen, die nicht auf die Romanisierung, sondern auf die Reconquista zurückzuführen sind – während Galizien, Asturien, Navarra und Aragon zum großen Teil auf sich selbst gestellt waren und eher den Kontakt mit der islamischen Welt als mit der übrigen Romania pflegten, war die Catalunya vella eine fränkische Eroberung und Einrichtung (cf. R. d'Abadal i de Vinyal, *Dels visigots als catalans I*, Barcelona 1969, p. 139ss.), die sich im Laufe der Zeit zwar selbständig machte, die aber ihre engen kulturellen Bindungen mit dem Norden nie aufgegeben hat – bildet das Katalanische ein Diasystem mit dem Gaskognischen, Provenzalischen, Französischen und Norditalienischen (cf. M. Metzeltin, *op. cit.*, p. 171). Eine Untersuchung, die sich ausschließlich oder insbesondere mit dem Galloromanischen – dieser Terminus wäre aber angesichts des geschichtlichen Hintergrundes durch ‘karolingische Romania’ zu ersetzen – befaßt, kann wohl das Spanische und das Portugiesische außer Betracht lassen, nicht aber das Katalanische. Eine gleichgeschaltete Vernachlässigung der ganzen Iberischen Halbinsel, wie sie in der vorliegenden Arbeit und anderswo getrieben wird, ist wissenschaftlich nicht zu begründen.

Michael Metzeltin



I. COTEAU, *Morfologia numelui în protoromână (română comună)*, Bucureşti (Editura Academiei Republicii socialiste România) 1969, 160 p.

MARIUS SALA, *Contribuţii la fonetica istorică a limbii române*, Bucureşti (Editura Academiei Republicii socialiste România) 1970, 195 p.

Une méthode qui connaît actuellement un certain développement dans les recherches linguistiques roumaines consiste à rapporter la diachronie à des synchronies successives. Le principal témoin de ce genre de travail est le traité d'histoire de la langue roumaine en cours de publication, dont les deux premiers volumes ont déjà paru¹. Le premier traite de la langue latine, le deuxième du latin danubien et du roumain commun ainsi que de l'influence du substrat et des superstrats. L'étude de chaque période comprend une reconstitution du système linguistique, un historique des transformations qui ont eu lieu depuis la période précédente ainsi que les amorces des transformations qui auront lieu dans l'étape suivante. Il va de soi que pour une langue qui, comme le roumain, n'est pas attestée par des documents antérieurs au XVI^e siècle, ce genre de recherches est grandement facilité par l'absence de *Saintes Eulalies*, de *Jonas* et de *Serments de Strasbourg* qui viennent compliquer les choses.

¹ *Istoria limbii române I*, Bucureşti 1965; *II*, Bucureşti 1969.

Au lieu d'avoir à reconstituer son puzzle avec des pièces qui tiennent mal ensemble² on peut à loisir couper et polir les éléments pour qu'ils s'adaptent harmonieusement.

Les auteurs des deux ouvrages soumis à notre critique ont collaboré à ce traité, respectivement pour la morphologie du nom et pour la phonétique. Leurs livres sont une forme amplifiée et détaillée des articles par lesquels ils ont contribué à son élaboration.

Dans ce genre de recherches l'emploi de l'astérisque n'est pas celui dont on a l'habitude dans les travaux de linguistique historique. Etant donné qu'il s'agit exclusivement de formes reconstruites, on renonce à les marquer de ce signe pour des raisons de clarté typographique. Dégagé de cette fonction, l'astérisque peut marquer les formes mal reconstruites, les exemples d'évolutions qui n'ont pas eu lieu, ou qui auraient éventuellement pu avoir lieu si ... Dans ces conditions on peut s'étonner de l'emploi constant de l'astérisque devant **mənu* (< MANUS), mot reconstitué comme tel et incontesté. Chez Coteanu l'emploi de ce symbole est d'ailleurs assez inconséquent, puisque les mêmes formes sont notées **parente*, **dente* dans le texte, mais *parente*, *dente* dans le tableau (p. 50). Nous reviendrons d'ailleurs sur ce tableau, qui est l'un des éléments les plus déroutants de l'ouvrage.

Coteanu prend pour point de départ les dialectes dacoroumain (dr.) et aroumain (ar.). L'istroroumain (ir.) et le mégloroumain (mr.) n'apportent pas de matériaux importants pour deux raisons: a) la documentation est beaucoup moins riche que celle du dr. et de l'ar.; b) ils ont subi une telle influence de la part des langues slaves qu'ils ne peuvent, sur certains points, que fausser la recherche concernant le protoroumain. Cette prise de position permet à l'auteur de ne pas prendre en considération les problèmes posés par ces deux dialectes.

Le terme de protoroumain (pr.) est utilisé ici pour la première fois. Chose curieuse, il n'est pas mentionné dans l'historique de la question que l'auteur a rédigé lui-même dans le traité sus-mentionné. Coteanu le trouve préférable aux autres termes proposés, considérant qu'il suggère mieux le fait qu'il s'agit d'une reconstruction.

L'unité du pr. Après avoir discuté les opinions de ses prédécesseurs, l'auteur développe des considérations théoriques sur la formation de deux idiomes différents à partir d'un seul: toute communauté linguistique présente des variantes, qui se rattachent à une invariante commune. Surviennent des conditions économiques ou historiques qui rompent les liens unissant cette communauté, et les variantes s'accentueront, brisant l'unité linguistique. C'est cette invariante commune que Coteanu cherche à rétablir. En étudiant les choses sous cet angle, il peut affirmer, avec A. Rosetti, que certaines divergences entre le dr. et l'ar. ont pris naissance au cours de la période commune, et non après (p. 18).

Le substantif. L'auteur annonce dès le départ sa position dans la querelle concernant l'origine de la déclinaison nominale roumaine: il pense que le roumain a conservé un état de faits latin, et il s'oppose à ceux qui pensent que le roum. a perdu la déclinaison comme toutes les langues romanes et se l'est reconstruite par la suite au moyen de l'article. Les arguments qu'il donne sont convaincants (surtout pour les subst. du type *stea/stele*, dont la déclinaison ne peut s'expliquer que par la conservation de l'état latin), mais il les contredit par un tableau (p. 65) où il présente les oppositions *déterminé/indéterminé* caractéristiques des groupes *subst.* + *adj.* en pr. Voici ce tableau:

² Ce n'est pas par hasard que personne encore n'a osé s'attaquer à une description globale du français pré littéraire.

			indéterminé	déterminé
singulier	masc.	nom.-acc. gén.-dat.	<i>pomu bətrənu</i> (a) <i>pomu bətrənu</i>	<i>pomulu bətrənu</i> (a) <i>pomului bətrənu</i>
	fém.	nom.-acc. gén.-dat.	<i>vacə neagrə</i> (a) <i>vacə neagrə</i>	<i>vaca neagrə</i> (a) <i>vacii negre</i>
pluriel	masc.	nom.-acc. gén.-dat.	<i>pomi bətrəni</i> (a) <i>pomi bətrəni</i>	<i>pomil'i bətrəni</i> (a) <i>pomilor bətrəni</i>
	fém.	nom.-acc. gén.-dat.	<i>vaci negre</i> (a) <i>vaci negre</i>	<i>vacile negre</i> (a) <i>vacilor negre</i>

En opposant, au gén.-dat., (a) *vacə neagrə* à (a) *vacii negre* l'auteur admet implicitement qu'en l'absence d'art. déf. les subst. fém. n'avaient pas de formes distinctes du nom.-acc. Dans ces conditions le gén.-dat. du dr. mod. devrait s'expliquer comme un système forgé de toutes pièces – et c'est justement la thèse que Coteanu veut combattre.

La réorganisation du système est généralement considérée comme due à l'affaiblissement des consonnes finales et à l'extension des prépositions. L'auteur annonce qu'il préfère considérer les causes internes, en examinant successivement les oppositions de genre, de nombre et de cas. Le lecteur est déçu de constater que ces considérations n'ont qu'une valeur théorique: lorsqu'il s'agit d'étudier les causes du syncrétisme gén.-dat., Coteanu ne se réfère plus à l'organisation interne des cas, mais à des considérations phonétiques (FRONTIS et FRONTI convergent par la perte du *-s* final) et syntaxiques (emploi de la prép. AD et du datif adnominal).

Classes de subst. Ce paragraphe (2.2) est introduit par une phrase qui dit que l'appartenance d'un substantif à l'une ou l'autre classe dépend du nombre d'oppositions qu'il réalise. Affirmation pour le moins curieuse, donnée sans commentaire ni développement, sans application même, puisque les noms sont classés ensuite d'après leur genre. A l'intérieur des classes de genre, l'auteur détermine des sous-classes en fonction de la voyelle finale du sg. et du pl. L'organisation de ces sous-classes n'obéit malheureusement pas aux mêmes critères pour les trois genres. Par exemple le mot *mumə/muməne* est rangé seul dans une catégorie No 4 alors que la catégorie No 1 comprend tous les autres mots fém. qui réalisent l'opposition *-ə/-e* (p. ex. *apə/ape, roauə*), y compris ceux qui ont deux radicaux (comme *steauə/stele*). Dans la catégorie des masculins, au contraire, tous les mots qui réalisent la même opposition de désinences sont rangés dans la même sous-catégorie (*omu/oameni* entre dans la catégorie 1 aux côtés de *anu/ani, bow/boi*, tandis que *oaspe/oaspeți* fait partie de la catégorie 2 comme *arbure/arburi*).

L'étude des subst. fém. implique celle de l'alternance *á/ă* qui les caractérise (*parte/părți, adunare/adunări*). Ce phénomène ne peut s'expliquer phonétiquement et doit donc être le résultat d'une analogie, dont l'origine ne peut être, selon l'auteur, le mot *tară/tără* proposé par O. Densușianu, vu la rareté de son pluriel dans la langue ancienne. On peut toutefois objecter que le gén.-dat. de ce terme avait une fréquence considérable, au moins chez les chroniqueurs. Autrefois tout pays était désigné par le mot *Tara* suivi d'un adjectif: *Tara românească, Tara ungurească, Tara leșească*, etc. Pour désigner le maître de la Valachie, par exemple, on disait: *domnul fării românești*. On peut supposer, sans grand risque de se tromper,

qu'à une période particulièrement mouvementée de l'histoire des pays roumains le vocabulaire politique devait avoir une certaine fréquence, même s'il était moins important dans la langue courante que dans celle des historiens qui relatent les événements. Et il ne fait pour nous aucun doute que l'analogie pouvait partir du gén.-dat. aussi bien que du pluriel. Coteanu voudrait l'expliquer par des mots où l'accent se déplaçait au pluriel, laissant *a* en position atone. Comme le latin n'offrait pas de tels mots, c'est dans des mots slaves qu'il cherche l'origine du phénomène. Les mots allégués sont *banja*, *danije*, *daždija*, *sanij*, etc. (p. 43), qui devaient, comme le montrent quelques langues slaves modernes, allonger la voyelle finale au pl., ce qui entraînait un déplacement de l'accent. Ces mots ont été encadrés dans la catégorie de *gingie*, dont le pl. a la même structure syllabique que le sg. Cependant l'auteur n'explique pas comment la différence de structure syllabique du paradigme slave a pu jouer un rôle malgré le fait que ces mots se sont encadrés en roum. dans un paradigme dépourvu de cette différence.

Le long chapitre consacré à la déclinaison occupe les p. 44–95. L'auteur s'attaque d'abord aux problèmes posés par le nominatif (p. 49–53). Ce passage contient des considérations si importantes pour l'ensemble de la Romania concernant la perte du nominatif latin qu'on regrettera le peu d'indications bibliographiques.

Le gén.-dat. (p. 53–60) pose deux problèmes: celui du syncrétisme du gén. et du dat. pour tous les subst. et celui du syncrétisme du gén.-dat. sg. et du nom.-acc. pl. des subst. fém. Ces deux phénomènes peuvent s'expliquer par les tendances suivantes: a) l'emploi de la préposition *ad*, et b) l'extention du datif adnominal. Le syncrétisme gén.-dat. n'est pas propre au roumain; Coteanu pense le retrouver en français populaire, où la prép. *à* sert à exprimer le gén. (*la fille au roi*) aussi bien que le dat.; d'ailleurs des exemples latins tirés d'Apulée, de Tertullien et des inscriptions montrent qu'il s'agit d'un phénomène très ancien. Il est donc exclu d'attribuer ce syncrétisme au substrat.

Le reste du chapitre est consacré au rôle de l'art. déf. enclitique dans l'organisation de la décl. L'auteur y examine successivement la détermination au gén.-dat. (p. 60–68) et à l'acc. (p. 69–92). Ces paragraphes étudient l'emploi de *pre* en ar. et de *pe* en dr., l'accusatif pronominal et la syntaxe de l'objet direct et indirect pour en déduire que l'acc. prépositionnel date du pr. Le paragraphe 2.3.3.2 sur l'ordre des mots en ar. offre une série d'exemples de phrases à sujet (S), verbe (V) et objet direct (O) tendant à illustrer la liberté de l'ordre des mots dans ce parler, notion importante pour l'opposition *nominatif/accusatif* et pour l'histoire de l'accusatif prépositionnel. Toutefois un certain nombre d'exemples illustrent assez mal la catégorie dans laquelle ils sont rangés: il s'agit toujours de phrases où le sujet n'est pas exprimé³: *să-i dea feciorul*, *și-i dădu și feciorul cel mic*, *să vadă fata* = SVO; *văzu aicea om nembrăcat*, (*o trimise*) *să găsească fiu*, *aleseră fata cea mai frumoasă* = VSO; *și-l dădu (pe) feciorul (cel mare)*, *de-i luă feciorii (de lingă mine)* = OVSO, etc. Dans ces exemples rien n'indique la place qu'occuperait le sujet s'il était exprimé. Comme ce manque de précision n'enlève rien à la démonstration concernant l'accusatif prépositionnel on se demande à quoi rime cette classification des cas possibles en 47 types, d'autant plus que pour 17 d'entre eux l'auteur reconnaît n'avoir jamais rencontré d'exemples, ni en dr. ni en ar.

Le chap. sur le vocatif (p. 92–95) a le mérite d'être bref, complet, précis et convaincant. Le voc. masc. en *-e* et le voc. fém. en *-o* n'ont pas la même origine, ce que montre leur répartition géographique. Le voc. masc. en *-e* est hérité du latin – l'influence slave, si elle a eu lieu, n'a pu que renforcer le type. Le voc. en *-ule* est ultérieur et s'est développé à l'aide de l'art. déf. Enfin le voc. fém. était en *-ă*, la désinence *-o* étant postérieure à la période étudiée.

³ Pour les exemples en ar. nous ne donnons ici que la traduction en dr. de l'auteur.

L'article (p. 95–142). L'auteur prend position sur l'origine de la postposition: celle-ci n'est pas due au substrat mais s'explique par des tendances internes du lat. L'article roumain *a*, écrit Coteanu, une évolution semblable à celle de l'article roman (= ?), et le passage de *ILLE* pronom à *ILLE* article se réalise à peu de choses près selon les mêmes phases dans toute la Romania (p. 99). L'auteur présente la soudure de l'art. à la préposition en espagnol (*del, al* en castillan, *collas, enno, conna* en léonnais) comme une preuve de l'enclise romane générale de l'article. Mais peut-on mettre sur le même plan la soudure de deux éléments atones avant le nom et l'enclise de l'un de ces éléments au nom ?

Après l'article enclitique l'auteur analyse les articles proclitiques du dr. et de l'ar. (*lu, lui, al, ali, li, ei, ii, i, ii*, etc.) Seul *lu* est pr., *lui* est une innovation du dr., tandis que les autres formes, attestées en grande majorité devant des noms propres dans des actes officiels, sont nées du besoin de ne rien changer à l'aspect de l'anthroponyme.

La partie consacrée à l'adjectif et au numéral (p. 143–160) n'est pas plus convaincante que les chapitres consacrés au substantif. Un seul exemple suffira. Coteanu postule l'inexistence des adj. invar. en pr., le seul mot capable de justifier cette catégorie étant *ferice* qui, selon l'auteur, n'est attesté en vieux dr. que comme adv.: il devait déjà être adv. en pr. Toutefois le *Dictionnaire de l'Académie*⁴ donne de nombreux exemples de *ferice* utilisé comme adj. et comme subst., mais aucun exemple où ce mot est un adv. Dans ces conditions, et en l'absence de dictionnaire plus complet pour la lettre F, il serait bon que l'auteur présente les exemples qu'il a découverts de *ferice* adverbe.

Comme on le voit cet ouvrage fourmille d'imperfections. Nous n'avons relevé jusqu'ici que les questions de détail qui s'imposaient au cours du résumé. Voici des critiques plus générales. Nous nous demandons d'abord s'il s'agit d'une morphologie historique du roumain ou d'une reconstruction du pr.: les mots pr. (dépourvus d'astérisque à l'exception de **manu*, rappelons-le) se caractérisent par les signes graphiques *č, ġ* et *ă* qui ne s'utilisent pas pour le dr. et l'ar. Cette graphie étant totalement absente de certains chapitres (par exemple celui qui traite du vocatif) on a parfois l'illusion que le pr. passe au deuxième plan.

On peut s'interroger sur les connaissances que l'auteur a des matériaux mis à contribution. Voir par exemple l'adj. *ferice* mentionné plus haut. Les *Serments de Strasbourg* sont considérés comme un texte latin (p. 53). Ajoutons la discussion (p. 148) de l'étymon **TURBULUS* (*REW* 8998) par lequel Coteanu explique ar. *turburu* vis-à-vis de dr. *turbure*. A l'origine de la forme dr. il doit y avoir une forme en *-e* à l'appui de laquelle il donne, entre autres, le mot fr. *trouble*. Il ignore donc le rôle du groupe *muta + liquida* dans le traitement des voyelles finales atones françaises. A la p. 131, à propos de *ILLAEI*, que l'auteur n'accepte pas comme étymon de l'art. *-ei*, nous lisons que «la nécessité, pour *-LL-* d'être suivi d'un iod a été remarquée déjà par A. Lambrior, qui part d'un *ILLAEI* > *LAE*, puis **lie*, parce que, dit-il, Ě a été traité comme un Ě et s'est diphthongué. **lie* a abouti à *l'iei* par l'adjonction d'un *hic i* (*Carte de citire*, XXIII). Mais le passage de *AE(Ē)* à Ě n'est pas démontré.» Cette argumentation souffre de deux défauts: elle part d'une confusion des oppositions de durée (latin) et de timbre (roman), et elle ignore les nombreux cas où *AE* maintient son aperture en dépit de sa longueur. D'ailleurs Coteanu cite-t-il Lambrior à l'appui de sa thèse ou pour le combattre? Son intention n'est pas très claire, mais cela importe peu du moment que les recherches de Lambrior datent de près d'un siècle.

Certains raisonnements sont propres à donner le vertige. Voici par exemple le résumé de l'argumentation concernant le fameux *torna torna fratre*, datant de l'an 578: 1) c'est du roumain; 2) puisque ces mots ont été prononcés au sud du Danube, c'est de l'ar.; 3) parler

⁴ *Dictionarul limbii române II*, partea 1, Bucureşti 1934, p. 102–103.

de l'ar. revient à le distinguer du dr. ; donc l'ar. et le dr. étaient déjà différenciés au VI^e siècle. Il s'agit bien sûr d'un faux raisonnement puisque le point 2) présuppose la conclusion. D'ailleurs ce *torna torna fratre* est de nature à nourrir le scepticisme du lecteur: étrangement semblables à du latin, ces mots témoignent d'un état de langue beaucoup plus archaïque que les formes reconstruites dans cet ouvrage. S'il s'agit du même état de langue, cette disparité mériterait un mot d'explication.

Voici un autre raisonnement dont les fondements méthodologiques sont pour le moins douteux (p. 20): 1) l'ar. n'a pas subi l'influence hongroise; 2) l'influence hongroise sur le dr. n'a pas pu s'exercer avant le XII^e siècle; donc l'ar. n'a pas pu se séparer du dr. avant le XII^e ou le XIII^e siècle. Il ne suffit pas, bien sûr, d'abaisser le *terminus ante quem* d'un événement pour en abaisser la date: il faudrait au moins présenter un indice de communauté des dialectes postérieur au *terminus ante quem* considéré comme périmé. Mais l'auteur ne nous offre rien de tel.

Les épreuves ont été relues très superficiellement: il y a de nombreuses coquilles, en regard desquelles l'errata minuscule, qui ne corrige que deux fautes, frise le ridicule. Voici quelques exemples: p. 27 N 33 *romaines*, lire *roumaines*; p. 42, l. 19 *a trecu* (phonétisme oral ??), lire *a trecut*; p. 50, l. 5 *vermen*, lire *vermem*, etc. A cela s'ajoutent les références bibliographiques souvent erronées, qui ont sans doute la même origine. Les erreurs de typographie deviennent agaçantes lorsqu'elles s'accumulent dans un tableau. Par exemple, p. 50–51, où l'auteur rétablit, vis-à-vis des paradigmes latins correspondants, les formes des cinq cas de la déclinaison pr. – reconstruction parfaitement inutile d'ailleurs puisque les syncrétismes du roumain datent du pr. Voici les erreurs que nous avons relevées dans ce tableau: acc. de CIVITAS : CIVITATE; forme romane ou simple coquille? Tous les autres acc. du tableau étant en -M nous penchons pour la deuxième interprétation. Acc. de SECURIS : SECUREM; lire -IM. Les abl. sg. sont tous en -I au lieu de -E. On ne voit pas pourquoi au nom. pl. lat. PARENTES > pr. *parente* tandis qu'à l'acc. PARENTES > *parenți*; pour SECURES c'est le contraire: cette forme donnerait *securi* au nom., mais *secure* à l'acc. On ne voit pas non plus pourquoi DENTUM > *dențiu* tandis que PARENTUM > *parentu*.

Ajoutons à cela l'absence de tout index, rendant impossible la consultation de ce livre.

L'ouvrage de Sala a une tout autre tenue. Dans les sept chapitres qui le subdivisent l'auteur présente plus d'une solution nouvelle, et toujours avec un matériel riche et une argumentation irréprochable. Les quelques réserves de détail formulées ci-après sont sans importance en regard des qualités générales du livre.

Dans le premier chapitre (*tendances romanes dans l'évolution du roumain*), l'auteur part des tendances phonétiques reconnues par B. Malmberg comme étant communes aux différentes langues romanes⁵. Malmberg n'a pas tenu compte du roumain dans sa recherche, toutefois ses découvertes y trouvent leur confirmation. Les tendances retenues par Sala sont au nombre de trois et suffisent à expliquer les principales évolutions subies par le roumain. Ainsi la *tendance à la syllabe ouverte* explique les assimilations en fin de syllabe (*pivniță* > *pimniță*), la diphthongaison même en syllabe fermée (*GRÖSSA* > *groasă*), l'affaiblissement des consonnes implosives (*ADMISSARIUS* > *armăsar*, *SCAMNUM* > *scaun*) et la neutralisation de leurs oppositions (*tulbure* = *turbure*), la métathèse des sonantes (*FORMOSUS* > *frumos*), le maintien de A initial atone (*AMARUS* > *amar*), l'apparition de semi-voyelles prothétiques (*ieste*, *uom*) et épenthétiques (*aleje*⁶), etc. Les deux autres tendances étudiées sont la *tendance*

⁵ B. MALMBERG, *La structure phonétique de quelques langues romanes*, Orbis 11 (1962), 131–178.

⁶ Cet exemple nous paraît d'autant plus important que *alee* (< fr. *allée*) est un emprunt récent, ce qui montre que la tendance est toujours active.

à la palatalisation et la tendance à l'abrévement des syllabes atones et à la neutralisation des oppositions d'aperture en position finale et intertonique. Dans tous les cas étudiés, l'auteur démontre d'une façon convaincante que le roumain se distingue des autres langues romanes non par un traitement original, mais par le fait qu'il pousse beaucoup plus loin que les autres langues les effets des tendances communes. Ceci s'explique aisément puisque le roumain a échappé beaucoup plus tôt à la tutelle conservatrice du latin et a pu donner libre cours à une tendance qui était entravée ailleurs. Ce chapitre permet de retirer à l'influence du substrat et du superstrat plusieurs développements qui lui avaient été inutilement attribués.

Le deuxième chapitre traite des géminées latines. Après des considérations théoriques sur les géminées et leurs réductions dans les langues romanes et en roumain, l'auteur passe à l'étude des oppositions /r/~/rr/, /n/~/nn/, /l/~/ll/ et du groupe /mn/, les seules géminées qui aient laissé des traces en roumain. Le latin avait des consonnes simples et des consonnes géminées; le roumain a eu, au cours de son histoire, des consonnes faibles et des consonnes fortes, dont les oppositions continuaient des faits latins. Pourquoi ces oppositions ont-elles disparu? Il faut y voir l'un des effets de la tendance à la syllabe ouverte, étudiée dans le chap. précédent.

C'est en cours de lecture que l'on s'aperçoit que l'ouvrage forme un tout homogène, contrairement à ce que laissent prévoir le titre et la table des matières. Nous venons de voir que le deuxième chapitre s'articule sur une partie du premier. Le troisième (*apparition des affriquées roumaines*) se rattache également au premier puisque l'existence des affriquées est un effet de la palatalisation. Les six premiers chapitres, unis entre eux par de nombreux liens logiques sont autant de recherches préliminaires visant à donner une base solide au dernier chapitre, le plus important, qui traite du phonétisme du roumain commun.

Le chapitre sur les affriquées présente une solution nouvelle pour expliquer les différents traitements de D et G suivis d'un iod et d'une voyelle postérieure. Ces consonnes deviennent tantôt [dz] (> roum mod. [z]), tantôt [g]. L'auteur refuse l'explication traditionnelle, reposant sur la place de l'accent, et affirme que le résultat de cette palatalisation est toujours [g], et que les cas de [dz] doivent s'expliquer par l'analogie. Si l'explication est acceptable dans le domaine de la conjugaison, où des prem. pers. sg. comme *aşégū, *aüğū, *cağū, etc. étaient isolées dans l'ensemble de la conjugaison roumaine et ont subi la pression du système en passant à *aşédu, *audzu, *cadzu (> aşez, auz, caz; les deux dernières formes citées ont subi un nouveau réajustement analogique dans certains dialectes et dans la langue littéraire, de sorte que les formes standard sont aud et cad), on se laisse plus difficilement convaincre par les analogies proposées dans la déclinaison. Les exemples donnés sont orz (< HORDEUM), miez (< MEDIUM) et prinz (< PRANDIUM). Ces mots avaient, nous dit l'auteur, un [g] en roumain commun: *orgū, *mieğū, *prənğū, tandis qu'au pl. ils avaient un [dz] puisque le iod n'était pas suivi d'une voyelle postérieure: *oardze, *miedze, *prəndze. Or il nous paraît difficile de postuler l'alignement du sg. sur le pl. pour des mots dont le sg. est plus fréquent que le pl. De plus, quoiqu'en dise l'auteur, l'évolution de *spinzur* (< EXPENDILO) est sensiblement plus difficile à expliquer dans le cadre de cette nouvelle hypothèse: étant suivi à toutes les formes d'une voyelle vélaire, -di- aurait dû passer à [g] sans se soumettre à la moindre analogie – nous aurions aujourd'hui *spingiur ou *spinjur. En outre cette explication oblige l'auteur à admettre une dissimilation pour *Simğorzu, ce qui n'est pas nécessaire si on recourt à l'explication traditionnelle (‘DJO > dz > z, cf. AÚDIO > auz, mais DJÓ > g, cf. DEÓRSU > gios, puis jos).

Le quatrième chapitre développe l'un des faits étudiés dans le deuxième, à savoir l'évolution de lat. -LL- en roumain. Ce problème est particulièrement important, puisqu'il est au

centre des discussions sur l'origine de la déclinaison féminine en *-a/-ele* qui englobe des subst. (*stea/stele*, etc., mais surtout des diminutifs), des adjectifs (*grea/grele*) et des possessifs (*mea/mele*). A côté de *stea* on a également *steauă*. Laquelle de ces deux formes est le développement phonétique de lat. *STELLA*? Les deux hypothèses ont été défendues jusqu'ici. Les tenants des deux théories s'entendaient sur un point: le mot *stea/stele* est à l'origine des analogies qui ont étendu ce type aux adj. et aux poss. Sala propose une solution nouvelle: la forme *steauă* est étymologique, et l'opposition *stea/stele* n'est pas à l'origine de l'analogie: elle en est au contraire l'ultime conséquence. L'origine de cette analogie est à chercher dans le pron. pers. fém. sujet. *ea/ele*, l'aboutissement normal, nous dit l'auteur, de *ILLA/ILLAE*, qui a pu agir d'abord sur les possessifs *mea, ta, sa*, en créant le pl. *mele, tale, sale*. Ces formes ont pu agir à leur tour sur l'adj. oxyton *rea* et donner naissance au pl. *rele* qui est à la source des analogies qui ont affecté les adj. dont le pl. était en *-ele*: ainsi *grea/grele* (dont la forme de pl. avait déjà subi l'analogie de *steauă/stele*), *frumușeuă/frumușele* sont devenus *grea/grele* et *frumușea/frumușele*. A partir de là il est facile de comprendre comment cette analogie a pu s'étendre à des substantifs comme *steauă/stele, căteauă/cătele*, etc. De nombreux faits offerts par les parlers dr., mais aussi par les dialectes ar., mr. et ir. rendraient cette hypothèse particulièrement convaincante si l'auteur se montrait plus explicite à propos du phénomène «normal» *ILLA > ea*: du moment qu'il pose *-LL-* suivi de A atone > *-u-*, le lecteur aimerait savoir pourquoi cette règle ne s'applique pas au pronom pers.

Les chapitres 5 et 6 (*évolution des consonnes B et U, et évolution de la voyelle Ī*) présentent eux aussi des solutions originales, toujours appuyées par un matériel riche et une argumentation convaincante.

Le chapitre 7 occupe environ le tiers de l'ouvrage. Il est en fait la raison d'être des chapitres précédents, auxquels il se réfère constamment. Il s'ouvre par des considérations préliminaires par lesquelles l'auteur définit le *roumain commun* comme un faisceau de phénomènes linguistiques caractérisant la période où les quatre dialectes roum. formaient un tout plus ou moins unitaire. Cette définition est très proche de celle de Coteanu. Cette période prend fin au XI^e siècle, d'où l'on voit que Sala refuse, comme nous, les arguments peu convaincants par lesquels Coteanu faisait descendre cette limite jusqu'au XIII^e siècle. Comme l'influence slave, qui s'intensifie au cours du VIII^e siècle, donne naissance à de nouveaux problèmes, Sala divise sa matière en deux sous-chapitres: *A) le roumain commun jusqu'au VIII^e siècle et B) le roumain commun du IX^e au XI^e siècle*. Pour les deux périodes l'auteur étudie séparément le vocalisme et le consonantisme et distingue avec soin l'évolution des sons et celle du système phonologique: l'apparition d'un son nouveau n'est pas significative pour son statut phonologique. Le chapitre A.1.1.1, consacré à la voyelle *ə* (= dr. *ă*) est une excellente illustration de cette méthode rigoureuse. Sala y énumère tout d'abord les phénomènes qui ont fait apparaître le son [ə], en ayant soin d'en préciser la date: 1) lat. A atone > *ə*; 2) lat. A tonique en position nasale > *ə*; ces deux évolutions datent du roumain commun. Le son mod. [ă] a encore quatre autres origines qu'il est inutile d'énumérer ici, vu qu'elles sont postérieures à la phonologisation de [ə]. Il résulte de ce qui précède que [ə] était à l'origine une variante combinatoire de /a/. Il fallait donc, pour que [ə] devienne un phonème distinct, qu'une nouvelle évolution mette ces deux sons en opposition, de sorte que a) *ə* puisse apparaître en position tonique non nasale ou que b) *ə* puisse apparaître en position atone ou en position tonique nasale. La première condition ne s'est réalisée qu'après la période qui nous intéresse et n'est donc pas responsable de l'apparition de /ə/ en tant que phonème. La condition b), au contraire, est née de la convergence de deux faits qui datent du roumain commun: la postposition de l'article défini (*CASA ILLA*) et la fusion du subst. et de l'art. en un seul mot (*CASA ILLA > casă a > casa*). Comme on le voit l'évolution des sons peut s'ex-

primer en termes strictement phonétiques, tandis que celle des phonèmes est souvent due à la convergence de faits phonétiques, lexicaux, morphologiques et syntaxiques. Chaque section est complétée par une vue d'ensemble du système en opposition avec celui de la période précédente: le système phonologique de la première période est décrit en opposition avec celui du latin danubien, tandis que celui de la deuxième période est comparé avec celui de la première.

En conclusion une brève comparaison entre les deux ouvrages soumis à notre jugement montrera pourquoi malgré l'application du même principe méthodologique (reconstruction d'un état de langue non attesté), ils sont d'une qualité si inégale. Il va sans dire que les critiques plus ou moins polémiques formulées au début du présent compte-rendu s'adressent à la méthode et non à la manière de l'appliquer. Or l'application est justement ce qui distingue fondamentalement les démarches des deux auteurs: Coteanu cherche avant tout, en étudiant un faisceau de faits latins et roumains, à cerner cette réalité hypothétique qu'il appelle *pr.* et qui constitue le but de sa recherche. Sala, au contraire, traite chaque fait étudié comme une hypothèse de travail. Hypothèse qu'il faut étayer solidement, certes, mais qui n'a de raison d'être que par sa valeur explicative à l'égard des faits de langue attestés. Il a ainsi l'avantage de rester toujours en contact avec la réalité concrète et de ne pas s'enfermer dans son système.

Jean-Pierre Kent



ARNE HALVORSEN, *Essai d'une analyse des formes dites 'de futur' en roumain moderne*, Bergen-Oslo-Tromsø (Universitetsforlaget) 1973, 84 p. (*Contributions norvégiennes aux études romanes* 3).

In seiner kleinen Studie unternimmt Arne Halvorsen einen Feldzug gegen die «offizielle» Beurteilung der vier rumänischen Futurtypen *«voi cîntă»*, *«oi cîntă»*, *«o să cînt»* und *«am să cînt»*. Während er im ersten, vorwiegend theoretisch orientierten Teil der Arbeit (p. 12–54) sich v.a. mit Valeria Guțu-Romalo auseinandersetzt, nach der *«voi»*, *«oi»*, *«o»* und *«am»* «verschiebbare» Flexionselemente sind, wird im zweiten, mehr anwendungsorientierten Teil (p. 55–72) in erster Linie Iorgu Iordan und seine stilistische Beurteilung der vier Konstruktionen aufs Korn genommen¹. Nach Halvorsen kennt das Rumänische kein eigentliches Futurum, und das Futurum ist für ihn auch keine universelle grammatische Kategorie (womit er sicher recht hat). Vielmehr würde im Rumänischen die Nachzeitigkeit nur okkasionell (und dann «metaphorisch») zum Ausdruck gebracht, und zwar mit Hilfe von das Präsens markierenden Auxiliarien + Infinitiv oder Konjunktiv². Doch geben wir ihm selbst das Wort: «La conclusion de cette discussion sur les trois constructions (*v*)*oi cîntă*, *o să cînt* et *am să cînt* sera que le roumain ne possède pas de «futur» exprimé par un signe linguistique comme c'est le cas pour les «temps simples». Le roumain a recours à des métaphores pour désigner qu'une action aura lieu dans l'avenir. Par leur contenu métaphorique commun les constructions sus-

¹ Cf. auch HALVORSEN, *Essai*, p. 73/74.

² Halvorsen vertritt hier eine Position, die sich weitgehend mit derjenigen deckt, die ich selbst in dem (Halvorsen entgangenen!) Aufsatz *Die Bedeutungsgrundlagen der romanischen Futurbildungen* (ZRPh. 85 [1969], 385–415), vertreten habe. Allerdings bezieht sich bei mir die Analyse 'Präsens + in die Zukunft weisende Faktoren' nur auf die vulgärlateinischen Periphrasen, während Halvorsen sie auch auf das moderne Rumänische anwenden zu können glaubt.

nommées constituent un paradigme, et en tant que symboles elles peuvent se substituer, se remplacer sans changement de sens appréciable. Puisque toutes ces périphrases contiennent un présent, elles désigneront nécessairement des actions qui se rattachent au moment où l'on parle; le roumain n'a pas la possibilité de désigner un futur sans rapport avec le présent ...»³ Bei *«am să cint»* würde eine normale (Voll-)Form von *a avea* vorliegen, bei *«voi cînta»*, *«oi cînta»*, *«o să cînt»* müßte man in *«voi»*, *«oi»*, *o* Formen von *a vrea*, d.h. Varianten zu *vreau* usw. sehen⁴.

Was die Verwendung der verschiedenen «Futurformen» angeht, so widerlegt Halvorsen zuerst einmal die Behauptung, *«o să cînt»* und *«am să cînt»* seien Regionalismen – die erste Konstruktion typisch für Muntenien, die zweite für die Moldau. Aufgrund des *ALR* kann er zeigen (p. 56–58), daß *«am să cînt»* sich im ganzen rumänischen Sprachgebiet findet, während *«o să cînt»* (mit einigen Ausnahmen) auf die südliche Hälfte des Landes beschränkt zu sein scheint. Doch damit nicht genug: die beiden Formen sind auch in der Schriftsprache als Standardformen durchaus geläufig; wie sich aus einem (allerdings beschränkten) Korpus⁵ ergibt, verhalten sich die Konstruktionen mit Konjunktiv zu denen mit Infinitiv ca. im Verhältnis 3:2 – d.h. die angeblichen Regionalismen dominieren, und zwar unabhängig von Autor, Protagonistencharakterisierung, Textsorte usw. Dagegen scheint eine gewisse Korrelation zwischen grammatischer Person und den beiden Konstruktionen zu bestehen (p. 59 ss.): in der 4./5. Person kommt nur *«o să cînt»* vor, und in der 3. und 6. Person dominiert dieser Typ sehr deutlich (über 80% der Fälle); nur in der 1./2. Person existiert ein gewisses Frequenzgleichgewicht zwischen *«o să cînt»* und *«am să cînt»*.

Daß *«voi cînta»* heute typisch für den gehobenen Stil ist, in diesem aber keineswegs allein zugelassen ist und in gesprochener Rede sogar pretentiös wirkt, dürfte nach Halvorsens Ausführungen feststehen. Ebenso sicher ist auch, daß man *«(v)oi cînta»* einerseits, *«o să cînt»* und *«am să cînt»* andererseits nicht einfach auf die Distribution Haupt-/Nebensatz festlegen kann und daß zwischen den vier Konstruktionen kein nennenswerter «Bedeutungsunterschied» besteht⁶. So bleibt denn an Differenzierungskriterien nur die Personenkorrelation bei den beiden Konjunktivkonstruktionen, sowie die diaphasische Differenzierung *«voi cînta»* = gehoben, *«o să cînt»*/*«am să cînt»* = Standard und *«oi cînta»* = familiär.

Gegen den zweiten Teil von Halvorsens Arbeit sind kaum Einwände zu erheben – außer vielleicht, daß das Korpus, auf das er sich stützt, zu begrenzt ist, um den definitiven Charakter der Resultate zu garantieren. Ebenso läßt sich gegen die Beurteilung von *«am să cînt»* als primär modale Periphrase mit einem möglichen futurischen Nutzwert kaum etwas einwenden⁷: es erscheinen in der Periphrase die Vollformen von *a avea*, es sind auch andere Tempora als das Präsens von *a avea* möglich⁸, und überdies läßt sich *a avea* durch gewisse andere (zukunftsorientierte) Verben ersetzen, ohne daß der futurische Nutzwert verlorengeht, cf. *cere să plece*, *sper să vină*, *trebuie să vină*, *pot să vin* usw. Problematisch scheint mir dagegen die Beurteilung der Formen *«voi cînta»*, *«oi cînta»*, *«o să cînt»* zu sein, und zwar v.a. aufgrund der Tatsache, daß *«voi»*, *«oi»* und *o* Formen sind, die mit einigen ganz seltenen

³ Cf. HALVORSEN, *Essai*, p. 54.

⁴ Cf. HALVORSEN, *Essai*, p. 47ss., 74.

⁵ Halvorsen hat 13 Theaterstücke und 2 Romane, die alle nach 1950 entstanden sind, ausgewertet.

⁶ Nach IORDAN sollen die beiden Konjunktivkonstruktionen Sicherheit, die Infinitivkonstruktion *«oi cînta»* dagegen Unsicherheit bezüglich des Eintretens des zukünftigen Geschehens zum Ausdruck bringen.

⁷ Cf. auch WUNDERLI, *ZRPh.* 85 (1969) (zu v. lat. *HABEO CANTARE*).

⁸ Cf. hierzu auch WOLF DIETRICH, *Der periphrastische Verbalaspekt in den romanischen Sprachen*, Tübingen 1973, p. 56ss.

Ausnahmen⁹ auf den Zukünftigkeitsausdruck beschränkt sind und in der eigentlich modalen Peripherase mit dem Vollverb *a vrea* nicht auftreten können. Gerade dies scheint mir ein entschiedenes Indiz dafür zu sein, daß wir im Rumänischen von einem eigentlichen, wenn auch analytisch ausgedrückten Futurum sprechen müssen¹⁰.

Halvorsens Position ist in der Tat in verschiedener Hinsicht anfechtbar. So genügt für ihn z. B. die Identität der Signifikanten, um bei verschiedenen Funktionen oder Bedeutungen auf ein einziges Zeichen schließen zu können: in *avoir marché* und *avoir un livre* liegt für ihn so auch synchronisch gesehen das gleiche Verb *avoir* mit zwei verschiedenen Bedeutungsnuancen vor¹¹. Wie steht es aber mit Homonymien wie *cent*, *sang*, *sans* etc. [ʃã/]? Von einer einzigen Einheit mit verschiedenen Sememen kann man doch nur sprechen, wenn diese Sememe mindestens ein Sem gemeinsam haben¹²! Und wer hat den Nachweis geführt, daß dies bei *vreau o carte* und *voi/oi cîntă* bzw. *o să cîntă* tatsächlich der Fall ist? Eine solche Beweisführung dürfte so gut wie unmöglich sein! Ebenso unhaltbar ist es, zwei verschiedene Paradigmen einander gleichzusetzen, nur weil sie eine einzige Form gemeinsam haben. Sicher fallen bei *«vreau»* und *«voi»* die 6. Person zusammen (*vor*; cf. p. 25ss.) – aber beim Vollverb kommt neben *vor* auch noch *vreau* vor, und dies nur beim Vollverb; alle übrigen Formen sind formal verschieden. Argumentiert man wie Halvorsen, dann vernachlässigt man zuerst einmal das Übergewicht der unterschiedlichen Formen, und überdies geht man blind am Homonymieproblem vorbei. Noch ausgeprägter ist dies der Fall bei den Reihen *«oi (cîntă)»* und *«o (să cîntă)»*, die keine einzige Einheit mit dem Vollverb *vreau* gemeinsam haben und nur aufgrund der Kommutabilität mit *«voi cîntă»* und der etymologischen Verwandtschaft in den gleichen Zusammenhang gestellt werden können.

Ebenso anfechtbar ist Halvorsens Definition des Hilfsverbs – und der Begriff des Hilfsverbs ist für ihn eben Voraussetzung für die Zusammenfassung von *«vreau»* und *«voi»* etc. Allen semantischen Erwägungen gegenüber skeptisch eingestellt und daher das (zugegebenermaßen schwer faßbare) Kriterium der Bedeutungsentleerung, reduzierten Bedeutung usw. ablehnend, ist für ihn jedes Verb ein Hilfsverb, das sich direkt mit infiniten Verbformen verbinden kann (p. 24). Eine solche Definition ist jedoch viel zu weit und zu ungenau; auf ihr basierend müßte z. B. das flektierte Element in den folgenden französischen Beispielen als Auxiliar klassiert werden: *il voit arriver son père*, *il croit pouvoir tromper tout le monde*, *il semble avoir eu raison*, *il espère gagner la course* usw. Und wenn man bedenkt, was für Folgen eine solche Hilfsverbdefinition für das lateinische mit seinen Acl-Konstruktionen hätte! Da hilft auch das *diagnostic environnement* von Harris (p. 31/2) nicht weiter: wenn

⁹ Diese Annahme betrifft *vor* (für *vreau*), selten *va* (statt *vrea*), die sich auch vor einem Konjunktiv finden können, cf. *Ce vor să facă?*, *va să zică*. Bei den Wendungen mit *va* + Konj. handelt es sich jedoch um stehende Formeln, die deshalb nicht weiter berücksichtigt werden; zur Bedeutung von *vor* + Konj. cf. unten. – Cf. auch HALVORSEN, *Essai*, p. 25ss.

¹⁰ Cf. hierzu auch WUNDERLI, *ZRPh.* 85 (1969), 391 und bes. 393 N 34.

¹¹ Sicher nicht richtig rezipiert ist GUILLAUME (p. 14), zu dessen Theorie der Bedeutungsentleerung (Subduktion) HALVORSEN sich fragt, ob es sich um einen historischen Prozeß handle, oder ob dieser Prozeß bei jeder Verwendung des Zeichens ablaufe. Historisch könnte diese Erscheinung zwar auch sein (in dem Sinne, daß nach Guillaume die kynetischen Erscheinungen oft ein Résumé der Geschichte darstellen), aber primär ist er einmal synchronischer Natur und gehört in den Bereich der *sémanthèse*. Letzten Endes will GUILLAUME sogar genau das Gleiche wie HALVORSEN: nämlich Vollverb und Morphem («Hilfsverb») in einer Einheit zusammenfassen. Wenn HALVORSEN ihm vorwirft, er trenne die beiden «Bedeutungen» radikal, dann zeigt dies nur, daß er GUILLAUME nicht verstanden hat.

¹² Cf. hierzu K. HEGER, *Die Semantik und die Dichotomie von Langue und Parole*, *ZRPh.* 85 (1969), 144–215, bes. p. 177–179.

ich auch in *il va gagner la course* das Merkmal des *futur proche (va)* durch *croit, pense, espère, prétend* usw. ersetzen kann, so bilden die betreffenden Verben deswegen noch keine Periphrasen und *va* ist deswegen auch nicht Vollverb. Die reine Kommunktionsprobe ist hier offensichtlich nicht erklärungskräftig genug; um die Hilfsverbproblematik in den Griff zu bekommen, führt offensichtlich kein Weg an der Semantik vorbei.

Daß *«voi/oi cinta»* usw. sich durchaus auf einen gegenwärtigen Moment beziehen können und dann eine Annahme (*präsumtiv*) oder sonst eine eingeschränkte Gültigkeit (Höflichkeit etc.) zum Ausdruck bringen können, ist ebenfalls kein Argument für die Klassifikation von *«voi»*, *«oi»* etc. als Präsensformen (p. 31, 38): entsprechende Erscheinungen finden sich auch mit den synthetischen Futurformen anderer romanischer Sprachen (z. B. im Frz.); man interpretiert sie dort am besten als Tempusmetaphern, und eine entsprechende Interpretation ist auch für die rumänischen Erscheinungen möglich und angebracht – vorausgesetzt, man akzeptiert die Existenz eines Futurums (bzw. von drei Futurtypen) im Rumänischen! Und dafür spricht ja gerade die defektive Distribution von *«voi»*, *«oi»*, *o*¹³!

Und noch ein Letztes. Um seine These zu stützen, behauptet Halvorsen p. 50/51, *vrea să cînte* und *o să cînte* seien gleichwertig. Daß sie es in Wirklichkeit nicht sind, geht schon aus der Tatsache hervor, daß im zweiten Fall das Subjekt von *o* und *a cînta* immer identisch sein müssen und auch sind, während dies beim ersten Typ nicht der Fall ist (cf. *vreau să cînte*, *vreau să cînt*, *vreau să cînti* usw.). Halvorsen vernachlässigt hier die Unterschiede hinsichtlich der personalen Deixis in unzulässiger Weise; auch hier sprechen die Verhältnisse bei *«o să cînt»* für ein Futurum und gegen eine Periphrase.

So können wir denn Halvorsen nur hinsichtlich der Beurteilung von *«am să cînt»* rechtfertigen, nicht aber was *«voi cînta»*, *«oi cînta»* und *«o să cînt»* angeht. Da seine Argumente nicht zu überzeugen vermögen und leicht zu widerlegen sind, halten wir diese drei Typen nach wie vor für diaphasisch differenzierte Varianten eines eigentlichen (analytischen) Futurums.

Peter Wunderli



LUIGI VANOSSI, *La teologia poetica del «Detto d'Amore» dantesco*, Firenze (Leo S. Olschki) 1974, 128 p.

Questo importante saggio di Vanossi è il primo tentativo sistematico di inquadrare all'interno del canone dantesco i recenti acquisti del *Detto d'Amore* e del *Fiore* auspicie il più bel nome della filologia italiana, Gianfranco Contini. Vanossi ha di mira soprattutto il *Detto*, ma in un'interessante appendice al suo libro ci presenta con grande chiarezza quelli che sono i tratti essenziali di un analogo lavoro (che sappiamo sta conducendo da svariati anni) da svolgere anche sul *Fiore*. Il suo metodo è quello indirettamente imposto dalle prove matematiche con le quali Contini ha dimostrato l'incontrovertibilità e la necessità dell'attribuzione dantesca (per una discussione generale delle basi teoriche di questo problema e per accenni ad una sua possibile evoluzione e amplificazione, mi sia consentito rinviare al mio articolo: *Il Fiore: struttura profonda e problemi attributivi*, *VRom.* 33 [1974], 145–56): se il *Fiore* e di conseguenza il *Detto* sono (e non possono non essere) di Dante, si tratterà di studiare il loro possibile inserimento dentro il particolare sistema rappresentato dal-

¹³ Cf. oben.

l'opera dantesca e gli inevitabili cambiamenti che tale inserimento apporta al delicatissimo equilibrio che regge ogni sistema letterario.

Vanossi articola la sua analisi secondo due direttive fondamentali: definizione del valore culturale del *Detto* dentro il panorama della cultura duecentesca (da cui si possono cavare indicazioni preziose, letterarie come ideologiche, sulle frequentazioni culturali del giovane Dante prima della *Vita nuova*); e studio della struttura formale del *Detto* vista come prima rivelatrice tappa di quell'impegnato programma tecnico-stilistico di cui tutta l'esperienza poetica dantesca è attestazione somma. L'analisi culturale e quella formale sono evidentemente divise per ragioni diremmo pedagogiche: in realtà Vanossi si dimostra occupatissimo in un continuo *shuttle* fra i due campi della sua azione critica, facendo rilevare che le conclusioni raggiunte su una scena sono perfettamente verificabili e controllabili anche sull'altra.

Basta dare un semplice sguardo al *Detto* per renderci conto della sua complessità e intensità culturale: è un poemetto di 480 settenari (metro della tradizione didattica fiorentina, che ha i suoi monumenti nel *Tesoretto* e nel *Favolello* di Brunetto Latini) a rima baciata, ricca (spesso ricchissima) ed equivoca, il cui archetipo formale è il Guittone di alcune canzoni equivoche (soprattutto importante una, la XI: *Tuttor, s'eo veglio o dormo*) e il cui contenuto è strettamente collegato alla diffusione (di cui è da considerare responsabile lo stesso Brunetto) del *Roman de la Rose*, conosciuto nella sua interezza (anzi la prassi metrica sembrerebbe indicare una prevalenza dell'influsso di Jean de Meun, nonostante che gli episodi imitati siano soprattutto cavati dalla parte di Guillaume de Lorris); si tratta di 480 versi superstizi di un componimento sicuramente più lungo (quanto più lungo non è possibile determinare: certo che la caduta di almeno un foglio dopo il terzo dei quattro che ce lo hanno trasmesso in attestazione unica [ms. Laurenziano-Ashburnhamiano 1234], artefice lo stesso scriba del ms. di Montpellier del *Fiore*, ci consente di stabilire una lacuna di 120 versi; la fine non doveva però essere lontana se al v. 459 il poeta può affermare: «mi' detto ancor non fino»). Abbiamo dunque davanti un Dante alle prese con la più fiorente tradizione della lirica amorosa dai Siciliani a Guittone, ma anche in stretto contatto con quello che era il massimo responsabile culturale (e suo «maestro») della Firenze fra l'80 e il '90, Brunetto Latini. Questi modelli agiscono in profondità nella costruzione non solo ideologica e culturale, ma anche formale del poemetto. Ad essi va aggiunto il *Roman de la Rose* dal quale Dante preleva due episodi fondamentali, come quelli di Ragione e Richezza, oltre ai finali comandamenti d'Amore, senza che si possa però inferire una volontà determinata di «traduzione» (che ci sarà nel *Fiore*) del romanzo transalpino.

Questi in breve i risultati (già concisamente ma definitivamente additati da Contini nel suo intervento *Stilemi siciliani nel «Detto d'Amore»*, in: *Atti del Convegno di studi su Dante e la Magna Curia*, Palermo 1967, p. 83-88) che emergono dallo studio interno dell'opera e che Vanossi avvalorà e approfondisce soprattutto nel capitolo quarto: «La tradizione poetica». Importante la verifica della posizione del *Detto* nei confronti di Guittone: dalla canzone XI deriva anche l'*incipit* del poemetto oltre che la tecnica metrica; e conosciamo la funzione particolarissima che aveva nella poetica medievale l'esordio, in cui si alludeva al preciso ambito della tradizione letteraria dalla quale si prendeva l'avvio: funzione determinativa e insieme distintiva, nel senso che si indica un modello e al tempo stesso si enunciano le trasformazioni che tale modello subisce. A nuova accurata indagine è anche sottoposto il rapporto Dante-Brunetto con convincenti precisazioni sul magisterio retorico e civile di Brunetto che costituiscono il terreno migliore per giustificare e spiegare il «m'insegnavate come l'uom s'eterna» di *If XV*, 85. Nei confronti di questi modelli Dante ha dunque assunto, già fin dal *Detto*, un ruolo di allievo sì, ma di allievo «critico», che inizia cioè una revisione e un superamento della posizione dei maestri.

È poi sull'entità e la portata di tale rivoluzione dantesca rispetto alla tradizione dalla quale parte che non mi trovo completamente d'accordo con Vanossi. Secondo lui infatti si tratterebbe di un superamento nel senso che Dante aggiungerebbe istanze teologiche (e a tale scopo il critico scava un'altra presenza culturale nel *Detto*: di Guido Guinizzelli e dell'incipiente stilnuovismo) a una esperienza cortese che nei suoi predecessori si aggirava invece su problematiche più soggettive o comunque terrene: in questa prospettiva teologica consisterebbe la novità e il tratto distintivo fondamentale dell'opera. Il concetto d'Amore, cavato dalla tradizione lirica precedente, si organizzerrebbe negli schemi di un rigido e controllato culto che funziona come il culto divino: questo spiegherebbe la continua invadenza nel dettato del campo metaforico tratto dalla religione cristiana. Cosmo amoroso pertanto che si strutturerebbe come il cosmo religioso (si veda a questo proposito il secondo capitolo: «La religione d'Amore»). È ovvio lo scopo del critico: dimostrare che il *Detto* costituisce il precedente illustre di quella che sarà la grande rivelazione sacra contenuta nella *Vita nuova*. Anzi il passaggio dal *Detto* alla *Vita nuova* significherebbe l'evoluzione da una concezione metaforica ad un'altra figurale; fra il culto d'Amore sperimentato nel *Detto* e la rappresentazione di Beatrice come *figura Christi* esisterebbe un filo sotterraneo che comproverebbe l'unicità del produttore. Questo ambito ideologico riceverebbe una valida conferma dalla prassi formale: l'equivocazione «ci appare come un vivente atto di adorazione di Amore, quasi un corrispettivo, nella dimensione presente, dello scrivere, del perfezionamento ricercato dall'amante nel servizio del Dio». Attraverso l'equivocazione sistematica Dante vorrebbe raggiungere l'identità, il punto cioè in cui «la molteplicità delle forme linguistiche viene ricondotta ad esaltazione di una condizione di immobile identità» (cf. il capitolo terzo dedicato allo studio del «Tempo circolare»). Vanossi tenta acutamente, se non sempre convincentemente, di dimostrare come la cifra profonda del *Detto* sia questo continuo forzare, spingere verso l'identità ciò che è (semanticamente come grammaticalmente) opposto. Alla fine di questo rigoroso circuito formale, del ricongiungimento degli opposti, ci sarebbe per il poeta la gioia della fruizione di una visione eterna e incorruttibile, fuori della storia e della realtà quotidiana, del sentimento d'Amore. Un Amore quindi che è staccato da ogni biologica determinazione non solo, ma che «si costituisce come un cosmo di puro valore, un sopramondo ideale (coincidente con l'universo stesso della poesia)». Anche la struttura esterna del poemetto dimostrerebbe tale ricerca dell'assoluto: ad esempio la descrizione della perfetta bellezza della donna occupa una posizione centrale nel poemetto per le stesse precise ragioni strategiche per le quali la lode di Beatrice occuperà il centro della *Vita nuova*: anzi l'esaltazione della donna del *Detto* sarebbe un inizio della poetica della loda poi sviluppata nel libello. Per la verità Vanossi, trasportato dal suo apriorismo, incorre in una dimenticanza fatale: che cioè il *Detto* ci è pervenuto incompleto e che esiste almeno una lacuna di 120 versi dopo il v. 360; ora, situandosi l'episodio in questione fra il v. 167 e 245 e essendo il totale dei versi almeno 600, dobbiamo riconoscere che si tratta di un centro un po' fuori... centro!

Non credo che queste conclusioni di Vanossi, nonostante la sensatezza e perspicuità di molte analisi, siano accettabili. Anzitutto non si vede come si possano conciliare col culto quasi mistico di Amore gli insegnamenti pratici che si impartiscono ad Amante alla fine del poemetto: in cui gli si comanda la proprietà del vestire, la pulizia della persona, l'ineccepibilità del comportamento in pubblico (ad esempio di non farsi trovare il mattino addormentato ad un canto di strada...), la frequentazione degli sport di moda e dei ritrovi eleganti, etc., etc. La stessa raffigurazione della donna, ben lungi dall'articolarsi secondo parametri spiritualistici, come sarà per lo Stilnuovo e la poetica della «loda», è fatta secondo precisi canoni esteriori, già fissati dalla tradizione romanzesca francese (*Roman de Thèbes* etc.),

in cui si vuole dimostrare il semplice teorema che l'unità (la donna) somma di parti perfette (le membra del suo corpo) è perfetta. Che ci siano movenze quasi stilnovistiche (vv. 233ss., in cui si descrive l'incendere gentile dell'amata e la dolcezza della sua voce che sembra d'angelo, etc.) è irrefutabile: ma il contesto sta lì a ricordarci di non andare oltre quel «quasi»; la struttura profonda che genera tali movenze è infatti diversissima. Anche l'equivocazione, che pure manifesta nel *Detto* un impegno che va al di là del semplice livello formale, è sempre contenuta dentro dei limiti storici; voglio dire che l'esibizione di una così raffinata tecnica stilistica, presa in prestito dal più rigoroso formalista della poesia italiana del '200 (Guittone), ha sì come funzione quella di incitare il lettore a superare la barriera della lettera per scoprire significati più profondi: ma questi non sono teologici (fuori della storia), bensì didattici (codificano la storia). È dentro questo schema concettuale che si può, credo, arrivare ad una più precisa definizione culturale del *Detto*: un'opera cioè che vuole essere un' *Ars amandi*, ma al tempo stesso un manuale pratico di insegnamenti civili e poetici da servire alla formazione morale e sociale dell'individuo: estremamente significativa a tale proposito l'autodefinizione del v. 10 come «fin assempro». L'amore non è più (come era nella lirica cortese provenzale e oitanica, e come sarà, sia pure con altre giustificazioni, per lo Stilnuovo) un sentimento aristocratico, proprio di un'élite, ma si inscrive in un contesto sociologico più dilatato (importante a questo proposito l'affermazione iniziale di voler rivolgere il proprio canto a tutti: «che sia per tutto detto»). Il *Detto* vuole insomma propagandare l'ideale d'Amore, con le virtù ad esso collegate, a quel vasto pubblico borghese che in questo concetto aveva cominciato a cercare patenti di nobiltà. Didattica amorosa che è quindi formazione civile del cittadino: è qui il significato del poemetto, ed è qui anche il suo possibile inserimento storico; all'interno di quell'ambiente di cultura impegnata al livello retorico e civile il cui massimo rappresentante era Brunetto Latini, il maestro di Dante.

Michelangelo Picone



FREDI CHIAPPELLI, *Machiavelli e la «lingua fiorentina»*, Bologna (Massimiliano Boni Editore) 1974, pp. 175 (*Saggi II*).

Withdrawn from Machiavelli in the 19th century, restored to him by the turn of the century, the *Dialogo intorno alla nostra lingua* once more seemed threatened with expulsion from his œuvre in the 1970's¹ until the appearance of the present volume by Fredi Chiappelli². Now, in light of Chiappelli's detailed study, the *Dialogo* is unlikely to be alienated again from the Florentine Secretary. However, beyond the question of simple authorship, it is in the

¹ Cf. the criticism and doubts of CECIL GRAYSON, *Machiavelli and Dante*, in: *Renaissance. Studies in honor of Hans Baron*, Florence 1970, p. 361-384; appearing later in Italian as *Machiavelli e Dante. Per la data e l'attribuzione del «Dialogo intorno alla lingua»*, *Studi e problemi di critica testuale* 2 (1971), 5-28.

² CHIAPPELLI has distinguished himself as a front-line Machiavelli editor and commentator with the *Legazioni*, *Commissarie e Scritti di Governo*, currently at their third volume, Bari 1971—, as well as by a series of critical studies, e.g., *Studi sul linguaggio del Machiavelli*, Firenze 1952; *Nuovi studi sul linguaggio del Machiavelli*, Firenze 1969. — Mario Pozzi, in a recent article (received after our page proofs had been returned to the printer), accepts Chiappelli's attribution while questioning his precise dating: *Ancora sul «Discorso o Dialogo»*, *GSLI* 152 (1975), 481-516.

related areas of context and chronology that Chiappelli reaches his most original conclusions. Significantly, while rejecting its concrete inferences, Chiappelli's book shares the soundest general feature of Pio Rajna's original restitution of 1893³: that of reconstructing a context in which such a linguistic discourse might plausibly have been composed by a political theorist and would-be statesman. *A priori* one feels special circumstances are required to explain why Machiavelli should have invested his energies in a tract on the proprieties of literary language and style. After all, his prime dedication was to politics. It followed that pure literary endeavor was secondary: «materia ... non degna ... d'un uom che voglia parer saggio e grave» as he ironically prefaced his *Mandragola*. By implication then, language theory and criticism could only have ranked as tertiary activities and ones little likely to have engaged Machiavelli's talents, barring some immediate external challenge to his principles or loyalties. For Rajna, this challenge appeared during the Florentine sojourn of Giangiorgio Trissino in 1514. Debating the question of the proper Italian *Kultursprache* there in the Orti Oricellari, Trissino, on the basis of the *De vulgari eloquio*⁴ which he had newly discovered, could confidently cite no less an authority than Dante as advocating a levelled, supraregional *koiné*. In the face of so sensational a piece of evidence, Machiavelli would have taken up his pen to defend Florentine by showing the discrepancy between Dante's theoretical comments and his actual praxis. Chiappelli also views the *Dialogo* as a response to a stimulus; however, as a response made a good decade later, in the autumn of 1525, to Pietro Bembo's immensely successful *Prose della volgar lingua*. This shift in circumstances immediately makes the *Dialogo* a work of more complex discriminations and more covert polemic. Before considering the fresh perspectives Chiappelli has opened, however, it is worthwhile reviewing the objections to Machiavelli's authorship and the arguments which Chiappelli advances to meet them.

As Chiappelli sets forth at the outset (p. 27ss.), the objections to attributing the *Dialogo* to Machiavelli fall into two categories: those which argue against his authorship outrightly, and those which argue against his authorship during 1514–15, but which need not exclude it at a later date. There are three of the latter: (1) reference to the courts of Milan and Naples as then existent; (2) a positive assessment of the contemporary state of Florence, coupled with a negative judgement on Rome—unlikely to be expressed by Machiavelli during the Medici pontificate of Leo X; (3) acceptance of the Provençal origin of vernacular poetry as common knowledge, while this historical understanding only became well diffused after 1525 (through the publication of Bembo's *Prose*). In addition, there is a more abiding problem posed by the sophistication of the author of the *Dialogo* in his theoretical understanding of comedy and its language requirements and in his sense of linguistic decorum (his «gusto purgato», disturbed by dialectal intrusions). Such acumen and discrimination are only plausibly associative with an older Machiavelli, matured by his direct playwriting experiences following 1518. In the absolute negative, there is a pair of objections: (1) references to Dante in the rest of Machiavelli's work do not prepare for the criticisms levelled at him in the *Dialogo* and (2) the composition of the Roman army as referred to in the *Dialogo* differs from that discussed in the *Arte della Guerra*. In the face of these obstacles,

³ *La data del «Dialogo intorno alla lingua» di N. Machiavelli*, *Rend. Lincei, Cl. Sc. mor.*, ser. V/2 (1893), 203–233. The date, late 1514 to 1515, was brought forward a year by Hans Baron, *Machiavelli on the Eve of the Discourses: The Date and Place of his «Dialogo intorno alla lingua»*, *BHR* 22 (1961), 449–476.

⁴ The title is that of the Trivulzian manuscript which Trissino had just then discovered. This title tended to favor those who were served by considering it a treatise on language rather than on rhetoric.

the external evidence favoring attribution is rather weak and amounts to little more than a septuagenarian's childhood recollection⁵ since the work itself enters the extant manuscript tradition relatively late. Finally, doubts nourished by such concrete difficulties have encouraged unexplored suppositions of stylistic incongruity vis-à-vis Machiavelli's undisputed corpus (35). It is in this domain that Chiappelli's experiences as a philologist and critic have uniquely fitted him to broaden the basis for judgement. He is able to open an entire second front on the question, complementing the factual reconstruction and interpretation of circumstances⁶ with minute analyses of style or expression (Ch. IV, V, VI, VII) which confirm, by means of underlying internal affinities, the filiation of the *Dialogo* with the other, and more properly with the later, works of Machiavelli. Chiappelli operates with both lexical and syntactic constituents. Most eloquent among the former are the military and political terms, such as *disciplina*, which Machiavelli carried over into the linguistic sphere. However, syntax is the area in which Chiappelli's correlations between the *Dialogo* and uncontested Machiavellian practice become most binding. He begins by assembling four sorts of sentence which echo sentences characteristic of Machiavelli examined at length in *Nuovi studi sul linguaggio del Machiavelli* (see above, N 2). These involve, respectively, a predilection for infinitives, for passives, for negative constructions, and for certain types of relative clause (Ch. IV). At this stage, Chiappelli withholds judgement, cautioning that such correspondences are too general to sustain a strict identification. He then moves to analogues of increasing specificity (i.e., for which the aleatory or statistical dangers of mere coincidence are progressively eliminated, until recurring patterns of argumentation are reached which can only be considered the surface correlates of a single individual's thought patterns, especially when taken as a co-occurring ensemble⁷). In Ch. VI and VII, C has isolated a substantial corpus of the verbal strategies to which an author makes recourse almost automatically in formulating his thoughts. Such identification by minute patterns of style recalls connoisseurship in the pictorial arts, but with a significant difference: here the arcane procedure has been made explicit and thus the analysis more rigorous.

Chiappelli's internal stylistic evidence favors attribution of the *Dialogo* to Machiavelli in later life. In addition, he has carefully scrutinized the points of contact between the *Dialogo* and Bembo's *Prose* (Ch. III); these strongly suggest the former was written after a reading of the latter. Simply shifting the composition date back to 1525 eliminates many of the former hazards to attribution. E.g., Bernardo's testimony now as a twenty-two-year-old suddenly becomes more worthy of credence; a happy view of Florence would have been quite *de saison* immediately following the accession of Giulio de' Medici, while Machiavelli's hopes for a Roman appointment had just then been frustrated—although, as Chiappelli mentions, criticism of the “costumi perversi” at Rome was practically a *topos* not requiring any precise motivation (p. 152ss.). As for the discrepancy in the numerical composition of the Roman army, Chiappelli finds no grounds for assuming that M. ever hewed exactly to a single authority (Polybius) on all matters in all contexts. There is considerable variation among the sources (Livius, Vegetius, *et al.*) and Machiavelli may well have favored that which

⁵ Machiavelli's son, Bernardo, who recalled hearing his father discuss the *Dialogo*, would have been no more than eleven or twelve in 1514–15.

⁶ As in Ch. VIII and IX.

⁷ I.e., the whole is not merely the sum of its parts: it becomes exponentially improbable that two early 16th-century Florentines should have shared the same penchant for consecutive clauses with *in modo che* and assertions with *è necessario*, with “either/or” propositions (“dispositivo dilemmatico”) and the justified waiver, etc., and, at the same time, a preference for binary oppositions and symmetries.

lent most support to his case. By 1525 the author of the *Mandragola* and the *Clizia* could well be expected to have sophisticated reflections about comedy and about literary language in general⁸. Finally, features which imply knowledge of Bembo's *Prose* no longer constitute negative evidence. Quite the contrary. Chiappelli demonstrates how Machiavelli was in Venice in mid-September, 1525, at the time the *Prose*, fresh from the press of Giovanni Taccuino, were sweeping the city's literary circles (i.e., precisely the circles Machiavelli would have been frequenting to arrange a Venetian production of the *Mandragola*). So great was the success of the *Prose* that pirate editions were appearing within months of the original, much to Bembo's chagrin. There is every reason to assume that this great literary event of the year would have been uppermost in Machiavelli's mind as he returned to his estate in mid-October to attend to his ill son, Bernardo, and where in all probability he sojourned to oversee the vintage. (Hence the temporal reference with which he opens the *Dialogo*: "in questo mio vendemmiale negozio" 147). The work must have been executed rapidly, since he would not have treated the court of Milan as extant much after the 21st of October, when news reached Florence that the Morone Conspiracy had aborted and the Spanish were occupying Milan. In short, although one may have reservations about a few of his arguments when taken in isolation⁹, *in toto* Chiappelli's case is convincing on both its counts: both in restoring the *Dialogo* to Machiavelli and in reconstructing the circumstances of its composition.

The new context which Chiappelli has painstakingly inferred from external and internal evidence serves more dramatically in turn to illuminate other aspects of Machiavelli's intent which have heretofore remained obscure. We are forced to reexamine the direction of his thrusts. The standard tag "pro-Florentine" is no longer sufficient, nor even primary, for describing a *Dialogo* written in reply to the arch-Florentinizer, Bembo. Suddenly, the second axis of the Renaissance linguistic debate, the ancients versus the moderns [i.e., whether 14th-century or contemporary, 16th-century Florentine usage should be taken as standard], overlays the first [i.e., a levelled *koiné* versus Florentine]. Machiavelli's apparent excursus on language change now appears as a subtly-couched refutation of *imitatio*, the cornerstone of Bemboesque archaïsm. Bembo had warned categorically that

"quante volte aviene che la maniera della lingua delle passate stagioni è migliore che quella della presente non è, tante volte si dee per noi con lo stile delle passate stagioni scrivere ... e non con quello del nostro tempo"

and consequently he insisted that

"molto meglio faremo noi ... se con lo stile del Boccaccio e del Petrarca ragioneremo nelle nostre carte, che non faremmo a ragionare col nostro, per ciò che senza fallo alcuno molto meglio ragionarono essi che non ragioniamo no" (41).

⁸ CHIAPPELLI has discovered that the word which offended MACHIAVELLI's "gusto purgato", the *bigonzoni* from Ariosto's *Suppositi*, did not appear as such until well after the princeps, in 1523 at the earliest and more probably not until 1524.

⁹ A minor cavil of this reviewer involves the term *catena*, which, while it may well have been suggested by the *Prose*, is given a distinct meaning by MACHIAVELLI. In calling the verb "la catena e il nervo della lingua", he seems trying to impute to it the grammatically fundamental rôle of linking and articulating language' structure (thereby contrasting it to the noun). BEMBO, on the other hand, uses *catena* as the 'flow of discourse' (e.g., when Giuliano de Medici confesses he has been swept along by the flow of the discussion: "Io, Signori, dalla catena de' nostri parlari tirato ..." —*Prose III*, ed. MARIO MARTI, Padua, 1967, p. 153) and thence specialized as 'context' (e.g., *la catena delle voci*) from which the meaning of an unknown term may be inferred (*op. cit.*, p. 40).

Such pessimism about the present state of Florentine is sharply contradicted by Machiavelli, who, viewing innovations positively, never doubts Florentine's capacity for enrichment with new vocabulary to match new arts and new doctrines. He admits bastardization and decline only as a historical possibility. In such a case, the language lost through change must be artificially recovered "per il mezzo di buoni scrittori che in quella lingua hanno scritto, come si è fatto e fa della lingua latina e della greca" (218)¹⁰. But he suavely rejects this sort of imitation as wholly irrelevant for Florentine "per non essere la nostra lingua ancora nella sua declinazione" (ib.). Quite the contrary, Florentine is viewed as one of those vigorous languages, "si potente che i vocaboli accattati non le disordinano, ma ella disordina loro" (223), integrating them structurally "con i modi, con i casi, con le differenze e con gli accenti" of its own grammar, until the new elements "fanno una medesima consonanza con i vocaboli ... suoi" (217s.). This bold "inclusivism"¹¹ carries over to M.'s attitudes towards levels of subject and style and towards the concrete, forceful, even inelegant language low matters may require. Here again he is taking the *contrepartie* to the diffident and exclusivist standards propounded by Bembo. The cosmopolitan Venetian cleric pronounced that

"generalissima e universale regola è in ciascuna di queste maniere e stili, le più pure, le più monde, le più chiare sempre, le più belle e più grate voci scegliere e recare alle nostre composizioni, che si possa" (58).

Such was the preeminence he accorded to smoothness and grace that he counselled suppressing that which could not be elegantly expressed

"da tacere è quel tanto, che sporre non si può acconciamente (56).

These refined tastes prompted strong censures of Dante:

"il qual poeta non solamente se taciuto avesse quello che dire acconciamente non si potea, meglio avrebbe fatto ... in molti ... luoghi delle composizioni sue, ma ancora se egli avesse voluto pigliar fatica di dire con più vaghe e più onorate voci quello che dire si sarebbe potuto ... si sarebbe egli di molto maggior loda e grido" (56).

Now, as Chiappelli astutely observes (40ss.), Machiavelli's vindication of Dante as a prime exemplar of Florentine functions as an oblique effort to rehabilitate him in response to Bembo's strictures. Yet, not only Dante falls under Bembo's censure; the implications are far more immediate. In justifying Dante's concrete, even violent language, Machiavelli is defending his own style and the language he chose for the *Mandragola* and the *Clizia*. While Bembo warns that

"la lingua delle scritture ... non dee a quella del popolo accostarsi, se non in quanto, accostandovisi, non perde gravità" (38),

he retorts that

"il fine d'una commedia [è] proporre uno specchio d'una vita privata ... e perciò le persone con chi [tratta] difficilmente possano essere persone gravi ... perchè non può esser *gravità* in un servo fraudolente ... in una puttana lusinghiera, in un parasito goloso" (225).

¹⁰ Page references for the *Dialogo* are to LUIGI BLASUCCI's *Opere letterarie*, Milano 1964. In addition, the emendations proposed by ROSETTA MIGLIORINI-FISSI, *Per la fortuna del "De Vulgari Eloquentia"*, *Studi danteschi* 49 (1972), 135–214, have been adopted.

¹¹ To adapt a term from ROBERT VENTURI's architectural criticism, cf. *Complexity and Contradiction in Architecture*, New York 1966.

From the ethical justification of comedy follows the propriety of the low style. Of course, only a native Florentine can have the full range of unified *Umgangssprache* at his disposition to realize the genre fully and perfectly. Thus this second lengthy excursus, dealing with comedy and the low style, rebutts Bembo's second stylistic strictures. Machiavelli, personally touched as a dramaturge by Bembo's criteria, may be the first Italian to have perceived a main limitation or weakness of the *Prose*: their bias for high style and lyric writing. With his critique of Ariosto's Ferrarisms ("quanto sta male mescolare il ferrarese con il toscano"), he refutes Bembo's corollary "che l'essere a questi tempi nato fiorentino ... non [è] di molto vantaggio" (35), a doctrinal point which haunted Bembo's later Florentine followers (e.g., Borghini). The implied defiance of Bembo's canons may shape the *Dialogo* still more pervasively (howbeit less explicitly). Just as Machiavelli champions the legitimacy of Dante's concrete, down-to-earth language, so he adopts here a forceful *sermo humilis* or *quotidianus* in contrast to Bembo's smooth, fulsome diction, while his blunt, terse dialogue with Dante is the [purposeful?] antithesis of the gracious, expansive Venetian colloquium¹². In conclusion, Chiappelli's study not merely returns a stray work to its author, but, in so doing, adds substantially to our understanding of Machiavelli's literary consciousness and clarifies the prime meaning of his *Dialogo*.

Edward F. Tuttle



J. SCHMITT JENSEN, *Subjonctif et hypotaxe en italien. Une esquisse de la syntaxe du subjonctif dans les propositions subordonnées en italien contemporain*, Odense (University Press) 1970, 749 p.

La volumineuse étude de Jørgen Schmitt Jensen, traduction française légèrement remaniée d'une thèse d'Aarhus (1969) dont la rédaction en danois remonte à 1964 (cf. p. 7), est un ouvrage assez important pour mériter qu'on le signale, même six ans après sa publication, à l'attention des linguistes et des italianisants.

Résumée à l'essentiel, la thèse principale de l'auteur, qui se fonde sur le dépouillement d'un *corpus* de 10000 pages de textes littéraires et journalistiques, est la suivante: «dans les propositions subordonnées, [...] le subjonctif est un pur élément fonctionnel» (p. 678), donc sans valeur sémantique propre. Mais le subjonctif ne se définit pas simplement comme

¹² Right down to the level of grammar, MACHIAVELLI spurns the teachings of the *Prose*. A few examples from the third person plural should suffice to illustrate. While the subject pronoun *ei* 'loro' is discouraged by B (as a license of the poets and not even of the better poets—121), it recurs frequently in the still more reduced form *e'* in the *Dialogo* (e.g., *e' furono fiorentini* 215, *e' cercano d'imitarvi* 224, *e' dicano* 225, *e' venissino* 227). While BEMBO counsels the archaic partition of present indicative and subjunctive markers which has since become standard, MACHIAVELLI employs the more optimal vernacular Florentine distribution: *-ino* throughout the subjunctive (e.g., *abbino*, *faccino*, *intendino*, *venghino*), versus *-ano* in the indicative (e.g., *aggiungano*, *pervertano*, *possano*—although still varying with the other competitor for a unitary marker, *-ono*, e.g., *chiamono*, *diventono*, *parlono*, *variono*) cf. Ruggero Stefanini, *Distribuzione delle terminazioni verbali -ano e -ino in fiorentino*, *LN* 31 (1970), 68. BEMBO recommends the preterite marker *-ero*, warning that *-ono* is not "così proprio nè ... per niente così usato" (p. 156), but uses *-ono* predominantly for the *passato remoto*, the imperfect subjunctive, and the conditional. Similar instances could be multiplied. These suffice to illustrate his sweeping violations of the *Prose*, and, if the reader compare them with modern standard Italian, they also show the decisive influence Bembo's epigones eventually came to wield.

le mode de la subordination: dans un très grand nombre de cas, comme on le sait, le subjonctif peut alterner, en subordonnée, avec l'indicatif, alternance dont l'auteur se donne pour tâche de démontrer le mécanisme formel préalablement à toute considération d'ordre sémantique: «ce livre [...] est basé sur l'exigence, à notre avis absolue, de considérer les éléments formels comme les présuppositions du contenu sémantique» (p. 13)¹. Les thèses secondaires se rapportent par conséquent à l'opposition subjonctif/indicatif dans les différents types de subordonnées:

a) Dans les complétives («Livre premier», p. 120–343) et dans les circonstancielles («Livre second», p. 344–523), «le subjonctif ne fait que subordonner» (p. 358), «il groupe la subordonnée autour du noyau de la principale, le verbal, en indiquant 'compléativité'» (p. 93), donc au niveau de ce que l'auteur appelle la «subordination primaire» (p. 270 et *passim*). L'indicatif apparaît alors, par contraste, comme le mode spécifique de la «rection indicative» (p. 97 et *passim*) imposée par certaines racines lexicales (verbes, mais aussi adjectifs et noms)².

b) Dans l'interrogation indirecte («Livre cinquième», p. 630–674), le principe est différent, pour autant qu'on puisse le dégager sûrement: «*le subjonctif*: la subordination est plus étroite; *l'indicatif*: la subordination est plus lâche et la proposition tend vers le discours direct» (p. 105). Le mode contribue à signaler en ce cas les degrés de dépendance syntaxique de la subordonnée, degrés qui varient «entre les deux pôles: *la cohésion* et *la décomposition*» (*ibid.*, repris avec force dans les derniers mots de la «conclusion 'définitive'», p. 680).

c) Dans les relatives («Livre troisième», p. 524–614), qui sont des «propositions secondaires» (p. 103, etc.) parce qu'elles dépendent de noms ou de pronoms qui sont eux-mêmes des dépendants primaires de l'élément verbal qui forme le centre de la proposition principale, le mode régulier est en revanche l'indicatif; le subjonctif, dans la majeure partie des cas, s'explique soit par l'influence prépondérante d'un élément donné de la principale (par exemple un verbe principal de volonté: *desidera un compagno che sappia tacere*, par opposition à *questo è un compagno che sa tacere*), soit beaucoup plus rarement par transfert dans la relative des subjonctifs indépendants (p. 583ss.). Dans le premier cas, l'auteur distingue encore le subjonctif dépendant «d'une 'rection' spéciale dans la principale ('interrogation – négation – condition') ou [d'] une restriction qui est apparentée à la négation» (p. 103; cf. p. 556ss.), et le subjonctif dépendant d'une «rection supplémentaire»: plus précisément, en un tel cas «ce mode établit un rapport de subordination supplémentaire» (p. 103), «venant de quelque élément verbal, c'est-à-dire de quelque élément qui se subordonne des membres primaires (verbe, substantif verbal, préposition) ou d'une négation» (p. 532).

A côté de l'ambition théorique de l'auteur, qui prétend ramener l'explication du subjonctif en subordonnée à des principes fonctionnels formellement identifiables, ce livre se propose comme une «typologie» et comme un «manuel» (p. 11), dont la valeur dépend avant tout

¹ Cette profession de foi foncièrement glossématique se réclame du patronage de K. TOGEBY (*ibid.*); curieusement, L. HJELMSLEV n'est pas cité dans cette perspective. – Le même point de vue réapparaît à plusieurs reprises (p. ex.: p. 41, réduction du linguistique au fonctionnel; p. 55, la description scientifique se fonde sur les «rapports immanents» qui caractérisent le système; p. 95, la «dualité du subjonctif» est peut-être contraire au «dogme de l'unité du signe»; etc.). Mais l'auteur n'hésite pas par ailleurs à suggérer des explications qui se fondent sur divers éléments «invisibles» (p. 96) ou «présupposés» (p. 108 N 16), c'est-à-dire abstraits ou, comme dirait la grammaire générative, profonds (cf. p. 96, l'esquisse du traitement des subjonctifs indépendants comme régis par des verbes non présents à la surface).

² L'auteur fait bien entendu abstraction des neutralisations stylistiques du subjonctif, p. ex. dans le parler populaire négligé (cf. p. 13).

de la richesse et du classement systématique des exemples, indépendamment même des explications de détail qu'on peut être amené à donner à l'occasion de telle ou telle construction. Et de ce point de vue l'*Esquisse* de J. Schmitt Jensen ne mérite que des éloges³.

La première partie de l'ouvrage, consacrée à la théorie syntaxique («Introduction», p. 22–116), ne laissera pas en revanche de soulever des doutes de la part de linguistes venant des horizons les plus divers. On se bornera ici à quelques remarques, présentées dans le cadre même choisi par l'auteur: la linguistique fonctionnelle. Mais auparavant, quelques mots sur les idées maîtresses de cette introduction:

a) Tout mot détermine dans son entourage des «places» syntaxiques susceptibles d'être remplies ou non par un autre élément linguistique (p. 29s.; etc.); ces places, non nécessairement fixes du point de vue topologique (il n'est que de penser à la liberté relative de l'ordre des mots), sont l'analogue des 'valences' d'autres auteurs. L'«émetteur de places» principal est, bien entendu, le *verbum finitum* autour duquel s'organise toute la phrase. Ces places sont donc primaires (substantives), tandis que celles qui sont émises par les substantifs sont secondaires (adjectives), et ainsi de suite. Les complétives et les circonstancielles occupent ainsi des places primaires, les relatives (propositions adjectives) des places secondaires.

b) Les places syntaxiques peuvent être remplies, quand elles le sont, par des mots ou par des propositions subordonnées (remplissage *nexuel*)⁴.

c) Il n'est pas rare que les remplissages soient ambigus (p. 31 et *passim*), par exemple *è conosciuta da tutti la storia che ripetiamo sempre*: ou bien la subordonnée est relative, et nous répétons une histoire qui est devenue lassante, ou bien la subordonnée est complétive, et nous sommes las d'être la fable de la contrée en raison de notre prétexte radotage (p. 22 et 24).

d) Comme on résout le plus souvent ces ambiguïtés (que l'auteur appelle des «syncréatismes contextuels»: p. 22), il faut découvrir quels sont les éléments formels sur lesquels on se fonde pour ce faire; l'ensemble de ces éléments (par exemple la conjonction de subordination, l'ordre des mots, l'intonation) constitue la «situation syntaxique» (p. 51s.). Les éléments pertinents dans une situation syntaxique donnée sont les *syntaxèmes* (p. 49ss.)⁵. L'opposition modale de l'indicatif et du subjonctif dans la subordonnée est le syntaxème dont l'auteur étudie le fonctionnement dans son ouvrage.

Les doutes que j'élèverai pour ma part tournent tous autour de l'unique question de savoir si les syntaxèmes sont des unités pertinentes, comme le soutient l'auteur (par exemple à la p. 65), et donc comparables, avec circonspection naturellement, aux phonèmes (ou à leurs traits distinctifs? – les deux comparaisons nous sont proposées: p. 58 et 61). Car l'épreuve de la commutation hjelmslevienne, qui doit prouver la pertinence d'un syntaxème (ou d'une constellation de ces entités), ne débouche pas au niveau syntaxique sur un résultat de type 'oui ou non', mais sur «un plus et un moins», car «il peut y avoir plusieurs degrés» (p. 61). Si l'expression 'degré de pertinence' peut avoir un sens dans l'analyse syntaxique,

³ Cf. le compte rendu de G. C. LEPSCHY, dans *Lingua* 29 (1972), 371–374, à la p. 373.

⁴ Sur une extension ingénieuse de l'équivalence entre mot et nexus propositionnel, cf. p. 106: «le mode subjonctif [est comme] le cas de la subordonnée membre primaire».

⁵ Ce terme doit apparemment s'interpréter comme *syn-taxème*, puisque les éléments en question se présentent en général sous forme de «combinaisons» ou de «constellations» (p. 45 et *passim*). Il est en tout cas radicalement différent du *syntaxème* de S. STATI, *Teoria e metodo nella sintassi*, traduzione italiana, Bologna 1972, p. 137 et *passim* (Le texte original roumain remonte à 1967), comme SCHMITT JENSEN le souligne (p. 50 N 38; cf. STATI, *op. cit.*, p. 257 N 59). Les syntaxèmes de SCHMITT JENSEN, dont la combinaison définit la valeur syntaxique d'une construction, sont très proches des taxèmes de L. BLOOMFIELD (*Language*, § 10.5 et *passim*), dont la réunion pertinente produit le tagmème.

elle devrait être très sérieusement examinée et justifiée, car – envisagée selon les conceptions classiques de la pertinence – cette expression contient une contradiction dans les termes. Du reste, ce n'est peut-être pas un hasard si l'auteur a mis une fois le mot «commutation» entre guillemets (p. 71; mais cf. le retour à l'établissement hautement revendiqué d'une pertinence syntaxique par commutation, p. 73).

Dans un même ordre d'idées, il semble bien que l'auteur admette que les différentes places syntaxiques primaires sont des entités pertinentes; mais comment sont-elles définies? Sujet, objet, circonstance, etc. ne sont-ils pas des catégories admises sans discussion préalablement à l'analyse? Dans un ouvrage qui n'admet que les catégories et les entités immuantes, les fonctions syntaxiques ne peuvent pas être définies sur la base de l'analyse logique (cf. notamment p. 111). Et de toute façon, on voit mal quelle peut être la pertinence d'une fonction primaire telle que Circonstance (place des adverbes de phrase), puisque cette catégorie peut occuper un nombre indéterminé de places: «le nombre des places adverbiales [...] est en principe illimité» (p. 345).

On pourrait allonger la liste des problèmes que soulèvent les positions théoriques de l'auteur. Il n'en reste pas moins que, dans l'ensemble, ses suggestions sont très intéressantes et marquent un pas en avant concret, et dans le respect de la complexité réelle des faits, en direction d'une syntaxe d'inspiration fonctionnelle. Si l'auteur n'a pas réussi à venir à bout du redoutable problème de la pertinence syntaxique, on ne peut guère lui en tenir rigueur: personne encore, que je sache, n'a proposé de solution satisfaisante qui puisse prendre place dans le cadre de la linguistique fonctionnelle, qu'elle soit saussurienne ou glossématique⁶.

René Amacker

★

Giacomo Devoto, *Itinerario stilistico*, con un'introduzione critico-bibliografica di Gianni A. Papini, Firenze (Le Monnier) 1975, XXXII + 316 p.

Dal dopoguerra e fino oltre la metà degli anni sessanta la stilistica, impostasi più per i suoi risultati spesso prestigiosi che per le teorie che ne sono alla base, è stata al centro delle attività e delle discussioni della critica italiana. Ora la scena è tenuta da metodi di diversa estrazione, che però continuano a collocare al fondo delle loro prospettive lo stile: sarebbe pertanto tempo per un ripensamento della storia della disciplina, ora che, a pochi anni dalla scomparsa di Benvenuto Terracini, anche la vicenda terrena dell'altro suo protagonista si è conclusa. Ma noi non possiamo dare altro che cenni.

Oggi l'attività critica italiana conosce un notevole sviluppo, segnato da una molteplicità di tendenze¹, dalla simbolica alla psicanalitica, dalla sociologica alla formale, dalla struttu-

⁶ Si la qualité de la version française de l'ouvrage ne prête guère à discussion que sur des points de détail (quelques tours sont bien maladroits, quelques mots paraissent erronés; p. ex. p. 76: non pas *graduation*, mais *gradation*), la typographie n'en a pas été assez surveillée (on ne compte pas les fautes d'accents, hélas!). On regrettera enfin l'usage excessif des guillemets d'hésitation ou de mise en évidence, ainsi que l'inutile fantaisie de la ponctuation (il ne faut pas de majuscule après les deux points en français).

¹ Fondamentale la sistemazione e presentazione metodologica data in AA.VV., *I metodi attuali della critica in Italia*, a cura di M. CORTI e C. SEGRE, Torino 1970. –Vedi inoltre C. SEGRE, *Tra filologia e teorizzazioni. Strutturalismo, semiologia e storia*, in AA. VV., *Teoria e storia degli studi linguistici*, Roma 1975 (SLI 8), p. 99–109.

ralistica alla semiologica (prova tra l'altro dell'inserimento della cultura italiana di punta in quella europea). Ben diversa la situazione nella prima metà del Novecento. Domina Croce e la sua prassi critica definitoria e divinatoria. Definitoria in quanto egli offre in genere bell'e pronta la «caratteristica» dell'opera e dell'autore – come se questa e non una più approfondita comprensione del testo fosse il fine ultimo dell'analisi critica –, divinatoria in quanto Croce si affida in amplissima misura alle sue intuizioni di lettore, senza dare alcun ragguaglio sul processo mentale e sulle motivazioni che lo hanno portato a quel «giudizio».

Il dominio è quasi assoluto per l'intero cinquantennio. Difficile il movimento di chi in quel clima della più ortodossa critica estetica tenta nuove vie, come quel propugnatore di un nuovo empirismo estetico che fu Alfredo Gargiulo, o quel sensibilissimo lettore che fu Giuseppe De Robertis, o quel puntualissimo analista di varianti che è Gianfranco Contini.

Sola a sostenersi e ad affermarsi in quel tempo è l'analisi stilistica. Già questa sua vitalità in condizioni difficili è interessante e significativa, anche se l'esser giunta in Italia con l'avallo di Croce e dei crociani deve averle giovato non poco, almeno nei primi momenti. A meglio comprendere certe condizioni occorre ricordare come, a parte pochissimi anticipatori, Spitzer rimanesse praticamente ignorato per decenni all'Italia immersa nel crocianesimo: è solo nel 1954 con la pubblicazione presso Laterza e a cura di Alfredo Schiaffini di una raccolta² di saggi dal titolo di *Critica stilistica e storia del linguaggio* che Spitzer viene conosciuto in Italia.

Pochissimi gli anticipatori che precedentemente, mossi tra l'altro da un bisogno di inserimento sul piano della cultura internazionale, si sono avvicinati a Spitzer: tra loro Schiaffini, Terracini, Devoto. Sono i primi a sentire il fascino della posizione spitzeriana mediatrice tra poesia e grammatica, una posizione, per dirla con Contini, che autorizzava a descrivere e misurare la poesia con la sicurezza della scienza e d'altro lato riannetteva spiritualmente la grammatica, riportandone gli istituti all'invenzione e all'iniziativa originarie. Si aggiunga una esigenza di concretezza, un bisogno di verifica dei fatti, di «prove»: anche questo soddisfatto dal modo di procedere di Spitzer, suffragato in ogni momento con un corredo di prove, sempre teso, in antitesi a Croce, ad accumulare prove e materiali giustificativi. La stilistica germina su terreno preparato. Essa ripropone con più salde giustificazioni teoriche e linguistiche un avvicinamento all'opera letteraria nei suoi aspetti formali che conta illustri precedenti in ambito italiano. Va fatto il nome di Carducci, di Parodi, si può risalire certo a De Lollis: confluiscano cioè nella stilistica italiana anche le esperienze di filologi di gusto finissimo. La continuità è anche con De Robertis, che univa l'attenzione per gli aspetti metrici, verbali, tecnici, ai suggerimenti del gusto postsimbolista ed ermetico.

Quanto muove Schiaffini³, Terracini, Devoto a scendere sul terreno della stilistica è il carattere eminentemente letterario dei testi della tradizione italiana: lingua scritta per i dotti e scritta quasi sempre con intenti di espressione individuale e di ricerca formale. Ma soprattutto quanto permette di parlare di un gruppo di studiosi di analisi stilistica è una medesima visione di fondo della nozione di stilistica, intesa come valutazione del rapporto che unisce la lingua individuale dello scrittore e i valori medi della comunità di appartenenza. Del testo letterario essi approfondiscono la problematica della *parole* come scarto dalla lingua comune mettendo in rilievo la dialettica tra i poli della lingua creativa individuale e della tradizione costituita dalla lingua letteraria.

² Ne seguirà una seconda nel 1959, alla quale non fu estranea la regia continiana, firmata da PIETRO CITATI.

³ Vedi in proposito anche S. HEINIMANN, *Alfredo Schiaffini*, VRom. 31 (1972), 220–224.

Le posizioni personali sono però di notevole diversità. Benvenuto Terracini è particolarmente attento alla personalità dello scrittore: dei due poli privilegia quello dell'individualità. Su un versante opposto sta invece Devoto, con una stilistica che può dirsi più vicina a quella del Bally e anche del saussuriano Marouzeau che non a quella di Spitzer. Egli non bada tanto a risalire ad una comprensione dell'individualità di Verga, Fogazzaro, Pascoli ecc. bensì mira a cogliere il rapporto, più o meno travaglioso, tra «scelte» individuali e lingua istituzionale, con attenzione prevalente, anche se non esclusiva, per quest'ultima. Non è per pura coincidenza che il primo «studio» devotiano, del 1934, riguardi Gadda («raramente un testo [inteso il *Castello di Udine*] propone i problemi del rapporto fra impulsi espressivi e istituto linguistico con questa drammaticità» [p. 270]).

A tutto ciò, a questa problematica metodologica e anzi culturale, a questi protagonisti e ai loro riflessi sulla condizione odierna, ci riporta questo recente *Itinerario stilistico*, l'ultima pubblicazione che il fertilissimo studioso italiano mancato negli ultimi giorni del 1974 abbia curato.

Il volume costituisce una nuova edizione degli *Studi di stilistica* del 1950 e dei *Nuovi studi di stilistica* del 1962. Ripropone i due importanti saggi sulla tradizione della lingua letteraria italiana e la sua (im)popolarità, sull'Ascoli, e, ordinati in senso cronologico, una serie di studi dedicati a Caterina da Siena, Tasso, Carducci, Pascoli, D'Annunzio, Fogazzaro, Verga, Proust, Svevo, Gadda. Sia che indichino nei dialoghi di Svevo il risultato del trapianto in forma diretta di un discorso introvertito e perciò indiretto, sia che rilevino in Fogazzaro la presenza di due contrastanti impostazioni gnoseologiche, quella dell'analisi e quella dell'epos, sia che colgano l'alta moralità e l'apertura non già a categorie di parole ma all'uomo che il Carducci associa ai problemi linguistici sulla scia del fatto che una tradizione linguistica non è un fatto estetico ma giuridico, sia che si soffermino sui piani del racconto in Verga, li si rileggi tutti con profitto e passione. Il ritrovarli è un'occasione di rinnovata meditazione e di arricchimento. Istruttiva anche l'introduzione di Gianni P. Papini.

Sarebbe superfluo, dopo anni, presentare per quanto succintamente i fondamenti stilistici di Devoto: al di là da troppo limitate e manchevoli condensazioni è da rimandare alle sue opere, e ancora alle pagine delle discussioni e degli approfondimenti con Contini⁴ e con Terracini⁵.

A evocare la sua visione dello stile sarà sufficiente richiamare un passo dal saggio sul Carducci: «lo stile ci propone un rapporto: è il risultato del dialogo fra noi e le istituzioni linguistiche di cui ci serviamo, nelle quali lo scrittore lascia un'impronta, ma dalle quali anche, è, nella sua opera, condizionato; per questo lo stile comporta non un giudizio estetico, ma un giudizio di socialità» (p. 88).

Terracini, muovendo da un retroterra idealista, tiene in conto al contrario il soggetto e la unicità della sua espressione; la sua concezione della lingua non è quella di un sistema estraneo e conflittuale al parlante, ma quella della lingua che si attua nel sentimento che il singolo ha del suo atteggiamento di adesione o di distacco. Diversi anche gli sbocchi. Terracini si accosta alla critica letteraria, Devoto ne rimane invece lontano: il suo è un assodamento di fatti linguistici.

Si noterà la differenza tra la posizione devotiana e la nozione sviluppata in questi ultimi anni per cui lo stile viene definito ponendo in rapporto la violazione prodotta dalla funzione poetica con le norme dello standard letterario venuto a costituirsi in base ad una certa

⁴ Cf. ora G. CONTINI, *Varianti e altra linguistica*, Torino 1970, p. 661–671 (del 1943) e 673–686 (del 1950).

⁵ Cf. B. TERRACINI, *Analisi stilistica. Teoria, storia, problemi*. Milano 1966, in particolare p. 116ss.

tradizione letteraria codificata in generi. Risulta chiaro quanto le attuali posizioni debbano alla dottrina terraciniana, che dei due orientamenti stilistici appare come la più feconda, matrice delle concezioni stilistiche odierne. È che il suo insegnamento ha un seguito oggi in un folto gruppo di studiosi, tra i più importanti ed autorevoli. Devoto può apparire invece in certa misura come un isolato senza continuatori. (Il fatto ha forse la sua origine in che l'analisi stilistica è stata una delle preoccupazioni centrali nella riflessione e nell'insegnamento di Terracini, mentre Devoto ha atteso ad altri diversi interessi con ricerche di linguistica indoeuropea, di storia del latino, di linguistica e lessicologia italiana, di etimologia, di storia dell'italiano, non da ultimo con il merito di aver avviato un'adeguata elaborazione metodologica del concetto di storia della lingua⁶).

La nozione devotiana di scelta suscita certo qualche incertezza, confrontando e valutando come fa non in rapporto ad un dato obiettivo di preesistente tradizione letteraria, bensì in un rapporto generico, meramente potenziale, costituito dalle ipotetiche varianti sinonimiche che in quel dato momento il sistema offriva o meglio avrebbe potuto offrire. Effettivamente lo scrittore, prima che con il sistema, si mette in una posizione di adesione rispettivamente di rifiuto al codice letterario tradi.

Ma pure nel suo mettere in risalto gli aspetti coercitivi della lingua, nel suo vedere sempre l'agire dello scrittore in rapporto – e talora in lotta – con il peso se non determinante certo vincolante del sistema, Devoto tocca una realtà obiettiva che non può essere sottratta, mette a fuoco la conflittualità e talora drammaticità che è la condizione reale di ogni scrittore. In questo senso la sua lezione non può andare dimenticata. La costrizione è, nell'istituto linguistico, costantemente e effettivamente agente; a nessuno è possibile sottrarsi: la libertà linguistica è dato fortemente condizionato⁷.

Con i cenni di poco sopra siamo già in pieno alla questione dell'eredità, dell'impronta che sopravvive. Come la stilistica ha tenuto una posizione centrale nella critica e nell'attività culturale italiana del dopoguerra, così delle varie metodologie è quella che più ha inciso sulle condizioni odierne. È sul suo tronco che si è innestato in Italia il più solido strutturalismo: basti pensare a studiosi come Maria Corti, Cesare Segre, D'Arco Silvio Avalle ecc. E ancora è grazie a questo legame con la stilistica, con lo studio cioè della lingua individuale degli autori, che la più seria critica strutturalista italiana di oggi riesce a sottrarsi ad esagerazioni e astruserie.

Ottavio Lurati



RICARDA LIVER, *Die subordinierenden Konjunktionen im Engadinischen des sechzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der rätoromanischen Schriftsprache*. Bern (Francke Verlag) 1969, 153 p. (Romanica Helvetica 78).

Diese Berner Dissertation bildet einen wertvollen Beitrag zur Syntax des Altengadinischen.

⁶ Uscito dalla scuola filologica del RAMORINO a Pavia, il DEVOTO aveva arricchito il patrimonio di cognizioni e di interessi linguistici prima a Berlino dove fu allievo di GUGLIELMO SCHULZE, poi a Basilea presso il WACKERNAGEL, infine a Parigi, dove gli fu maestro ANTOINE MEILLET.

⁷ Si rileggano le belle pagine di *Nuovi studi di stilistica*, Firenze 1962, p. 95ss. che mettono a punto il problema della libertà linguistica risolto in senso affermativo dall'idealismo (in particolare da TERRACINI in *Lingua libera e libertà linguistica*).

Sie bietet eine umfassende, gründlich kommentierte Zusammenstellung der subordinierenden Konjunktionen, wobei die Einteilung z. T. in Anlehnung an Lerch¹ erfolgt.

Für die adverbialen Konjunktionsätze, auf die ich in der Besprechung näher eintrete, lässt sich folgendes Inventar von Konjunktionen aus der Darstellung eruieren – eine entsprechende Zusammenstellung fehlt im Buch:

(1) Temporalsatz

(1.1) aktionell nicht näher bestimmt:

für Gleichzeitigkeit: *cura (che/chia) < QUA HORA; sco* (aus dem modalen Bereich) < *sic + QUOMODO*, mit Einleitung des Hauptsatzes durch *schis; quella uouta chia* (bei Chiampel); *in quai chia* und *in aquella che < IN EO/HOC QUOD; dalg temp chia; aunchia che*; das eigentlich kausale *siand*;

für Vorzeitigkeit: *cura; sco; dapöja cha < DE POSTEA QUOD; zieva chia; suainter che; dauo chia;*

für Nachzeitigkeit: *auns co che < ANTIUS QUOMODO QUOD; auns (chia); pü bod cha;*

(1.2) punktuell:

‘sobald als’: *sco; sco mē; scumbodt (chia); usche bod (chia/sco); plü bod (che/sco); impestiaunt sco; parigliaunt chi;*

‘seit’: *dapöja cha; da que di inuia che;*

(1.3) terminativ:

‘bis’: *fin chia/infin(a) chia; perfin chia; fina taunt chia; introqua che* (falls kein Sursilvanismus);

(1.4) durativ:

‘während’, ‘solange als’: *taunt chia; intaunt chia/che; dintaunt chia/che; taunt loengk chia; usche lunguamaingk chia; infinna chi;*

(1.5) iterativ:

cura che; uschi spess; plü suuens chia; immunchia uuota che und Varianten; *tauntas uoutas chia; tauntas giadas chia;*

(2) Kausalsatz²

che;

perche; tras che;

tras quai che; perche che; per tael chia; cun aque che; da co (che); inquaunt che; per chiaschun/(a)mur/causa che;

dapoeia che; dimena che; pür che;

usche innauaunt chia;

siand chia; stand chia;

Modalkonjunktion + Demonstrativ + Relativsatz;

(3) Finalsatz

che;

perche; par quaist chia;

atscho chia; sün aque che; sün talla chia;

pür chia;

per chiasun chia; in moed che; par nuotta chia;

¹ EUGEN LERCH, *Historische französische Syntax*, 2. Untergeordnete Sätze und unterordnende Konjunktionen, Leipzig, 1929.

² Die Lerch'sche Einteilung in bekannten vs. neu einzuführenden Grund wird mit der Terminologie «bekannt, unbekannt» übernommen und als für das Engadinische geltend postuliert, aber nur in einem Fall explizit angewendet.

- (4) Konsekutivsatz
che;
uschi + Adverb + *che*; *uschia chia*; *tael chia*; *taelmaing chia*;
da sort che; *cun moed chia*; *tel pack chia*;
da tael sort che; *in tal moed chia*; *in tel fuorma chia*, usw.;
a tael chia; *sün talla chia*; *par tael chia*; *cun que chia*;
inua chia;
- (5) Konditionalsatz
- (5.1) eigentlicher Konditionalsatz
schi/scha/sche; *cura (che)*; *innua (che)*;
- (5.2) Restriktivsatz
in cass chia; *pür chia*; *scha ... pür*; *no ma scha*;
solum chia; *intaunt che*; *medo chia*; *dummadô chia*;
- (5.3) Exklusivsatz
upöja chia; *arsalvo cha/arsalf chi*; *oter scha*;
oter co che; *saintza châ*;
- (6) Konzessivsatz
- (6.1) Einschränkung:
schabain (chia); *scha gia*; *cumbain chia*; *eir chia*;
schi er; *aunchia chia*; *scha eir bain*; *choa ... eir*;
parfick chia;
- (6.2) Eigentliche Konzessivität:
schabain (chia); *scha baingia*; *cumbain chia*;
inguottadamain chia; *nun obstant chia*;
per bain chia; *cuntuott chia*;
- (7) Modaler Vergleichssatz
- (7.1) Gleichheit:
(s)co (che); *da co che*; *suainter/seguond/tenor/zieva*/
davo chia; *suainter aque chia*;
ingual sco;
in moed da co chi; *in aquella guisa da co che*; usw.;
taunt ... quaunt;
- (7.2) Ungleichheit:
co che; *choa schkhoa*; *choa dachoa chia*; *co cura che*;
- (7.3) Hypothetischer Vergleichssatz:
sco; *ingual sco (chia)*; *taunt cha schi*.

Da Ricarda Liver sich auf die Subordination beschränkt, ist es verständlich, daß der adverbative Nebensatz nicht behandelt wird.

In meiner Besprechung möchte ich von den gelegentlichen Stellungnahmen Ricarda Livers zum Ergebnis ihrer Untersuchung ausgehen, indem ich erstere als Thesen (1)–(6) der Verfasserin formuliere:

These 1: «Die junge Literatursprache besitzt ein gut ausgebautes, differenziertes, im wesentlichen mit dem heutigen übereinstimmendes Konjunktionensystem (p. 138).»

Die These der Entsprechung zwischen altem und modernem Konjunktionensystem soll

anhand einer Untersuchung heutiger geschriebener und gesprochener Sprache überprüft werden. Die lyrische Dichtung von Peider Lansel³ enthält folgende adverbiale Konjunktionen, von welchen einige nur der geschriebenen Sprache angehören:

Temporal

- cura: Chi sa cura eu darcheu poss tuornar a verer ma val ?*
cur cha: Cur ch'el ha scrit (p. 7)
mincha jada cha: Mincha jada ch'eu bagn ma penn'in tai (p. 9)
dalunga cha: dalunga ch'ün alch davant tai manzuna (p. 19)
uossa cha: Uossa cha'l di svanescha (p. 31)
subit cha: Mo subit chi's fet cler (p. 163)
instant cha: Instant ch'uschè staiv'a stübgiar (p. 246)
ant co cha: ant co cha'l oss as rendan quint da lur stret dovair (p. 136)
avant cha: avant cha quista schlatta pass'a tour ils seis in tschél (p. 235)
daspö quai: daspö quai munts e vals da Rezia conquistet (p. 191)
davo cha: Davo cha la canera suo balchada (p. 237)
fin: Chi rest'uschè fin vita dürarà (p. 221)
fin cha: fin cha'l vent niness las blondas spias (p. 48)
fina cha: fina ch'alch s'vezzess prüir sün l'er (p. 48)
infin cha: infin cha tuot mas forzas stendan (p. 10)

Kausal

- causa cha: Nus eschan qua, causa cha tü est gnü ed hast predgià in agitand il pövel* (p. 238)
daspö cha: Daspö cha tuot uman dalet e döglia stan in savair o brich (p. 162)
per cha: mo per ch'eu'l possa minchadi dovrar (p. 7)
perche: perche dandettamaing as doza l'uonda e'l temerari in l'abiss travuonda (p. 26)

Final

- cha: ch'eu, tai davant ils ögls, aint in meis pitschen sapcha mantgnair adüna fideltà a meis pajais* (p. 10)

Konsekutiv

- tant cha: Tant cha plü tard, per temma dals Frances, sepulittna la büschla our'in üert* (p. 97)

Konditional

- scha: Scha per sort, alch meis vers han da survivier, lura ...* (p. 11)
scha ... cha: Sch'allegregar cha la flur ha pudü ögl uman (p. 21)

Konditional-restriktiv

- be cha: Be cha'l cour ün zich s'quaideschä* (p. 240)
o be cha: O be ch'el tress in nos tablà (p. 52)
be scha: Be scha'l poet rest' a sai svess fidel (p. 102)
pür cha: Meis chavagl pür ch'el choma sün ils pasculs da l'ot (p. 191)
schapür: Schapür t'es dat d'gnir vegl (p. 19)

³ Ausgabe *Ouvras da Peider Lansel* chûradas dad ANDRI PEER, Tom I, Poesias originalas e versiuns poeticas. Ediziun da l'Uniuon dals Grischs e da la Lia Rumantscha, 1966.

Konzessiv

- bain cha: Bain cha sün teis mürs l'istorgia nu gravess mā ningün fat* (p. 50)
cumbain: cumbain la vzüda saj'uossa dvantada vieplü falambra (p. 96)
cumbain cha: Cumbain ch'eu svess rösa nu sun (p. 13)
cun + Adjektiv/Pronomen + cha: cun tuot starschin cha quai pro nus cumporta (p. 9)
eir scha: Eir sch'ünsacura poss ün di lontan darcheu tuornar (p. 31)
per quant cha: per quant chi strendscha'l cour (p. 37)

Per quant greiv cha'l di as detta (p. 321)

- schabain: Schabain tuot ester saj'uossa quia* (p. 126)
sch'eir: Sch'eir nun es löncb brich or tuot quai chi glüscha (p. 138)
scumbain cha: e scumbain ch'ardenn sajettas (p. 77)

Komparativ

- seo cha: seo chi füss massa bod da tour cumgià* (p. 30)
seo scha: seo sch'a fin da sa cuorsa'l stanguel di l'inütlä farcla vess in el büttada (p. 75)
Eir cun murir, o Segner, sajat tal seo cha vus d'eirat illa plaina forza (p. 237)
uschè + Adverb + seo quai cha: Dieu, ta buntà tendsch'uschè löntsch seo quai cha nüvlas van (p. 264)

Lokal

- ingio: ingio'ls infants nu tendschan* (p. 7)
ingio cha: Precis ingio ch'eu d'eira eu nu savess dir tschert (p. 129)

Den ca. 120 von Ricarda Liver im 16. Jahrhundert gefundenen Konjunktionen und Konjunktionalphrasen stehen hier 43 Formen gegenüber, die aber nicht den vollständigen Konjunktionenbestand des Unterengadinischen ausmachen. Mit Extrapolation darf wohl das Verhältnis 2 : 1 angenommen werden. Über die Hälfte der im geschriebenen Engadinischen des 16. Jahrhunderts vorhandenen Konjunktionen ist somit nicht in den bleibenden Bestand aufgenommen worden. Ein Großteil der damaligen Konjunktionen waren, wie Ricarda Liver sagt, individuelle, ausschließlich schriftsprachliche Bildungen. Die für Lansel geltende Größenordnung wird durch die heutigen Mundarten bestätigt. Eine diesbezügliche Untersuchung der unterengadinischen Mundart von Tarasp im Jahre 1972 ergab folgendes Inventar:

Temporal

- kur⁴ ča: amq kur č e dēra puop, ši vēvna dišpita kuls da skuol.* ‘Als ich noch ein Knabe war, hatten wir Streit mit denjenigen von Schuls.’
kwēla yāda ča: kwēla yāda ča nq ęzan its sül pits pizok, a mēz važin pērs ün ški. ‘Jenes Mal, da wir auf den Piz Pisoc gingen, verlor mein Nachbar einen Ski.’
in akwēla ča: in akwēla ča nq ęzan rivats prō la vača, ši a la fat ün sil. ‘Im Moment, wo wir zur Kuh hinkamen, machte sie einen Sprung.’
ško ča: ško ča nq ęzan rivats sül špī, ši til vaina vis da čēla vart da la val. ‘Als wir auf dem Grat ankamen, sahen wir es [das Reh] auf der anderen Talseite.’
sün kwai ča: sün kwai č e til na dit kwēs plēts, e l parti őr d uštarēa. ‘Als ich diese Worte gesagt hatte, ging er aus dem Wirtshaus weg.’

⁴ Der Stimmentzug beim finalen *r* wird in der Transkription nicht markiert.

dašpō kwai ča: dašpō kwaij ča l̄ es tuerná da l̄ amérika, nu vol al plü far bōn. ‘Nachdem er aus Amerika zurückgekehrt ist, will er nicht mehr recht tun.’

apaina ča: apaina ča no ēzan rivats sül špī, ils čamōčs dēran davēnt. ‘Kaum waren wir auf dem Grat angekommen, waren die Gemsen weg.’

davō kwai ča: davō kwai č e na nü.mis l̄ auto iŋ̄ garāš, suna i in čāza. ‘Nachdem ich das Auto in die Garage getan hatte, ging ich ins Haus.’

avant kō ča: avant kō ča tü väš, dī al batsēñor adiōu! ‘Bevor du weggehst, sag dem Großvater Adieu!’

infin ča: e na štuvü eksertsitār il plēt infin č e til savēva dadōra. ‘Ich mußte die Rede üben, bis ich sie auswendig wußte.’

dürant ča: därant ča no fēvən la büšča, eza nü da naivər. ‘Während wir holzten, hat es zu schneien begonnen.’

minča yāda ča: minča yāda ča no ēzan pasāts las palūts, vaina vis üna lüminña. ‘Jedesmal, wenn wir bei den Palüds vorbeigingen, sahen wir ein kleines Licht.’

Kausal

dašpō ča: dašpō č el m a šparmala, nu veña plü in səa uštarēa. ‘Da er mich beleidigt hat, gehe ich nicht mehr in sein Wirtshaus.’

parkwai ča: no ēzan its pro el, parkwai ča no savēvən č el anz dēs alč da baiver. ‘Wir gingen zu ihm, weil wir wußten, daß er uns etwas zu trinken geben würde.’

parvēa da kwai ča: laz rivalitats z an diminuđdas, parvēa da kwai ča blērs tarōšpəls van yo škuol a far lur ġarzunādi. ‘Die Rivalitäten [zwischen Tarasp und Schuls] haben abgenommen, weil viele Tarasper nach Schuls hinunter gehen, um ihre Lehre zu machen.’

parčē ča: e nu sa parčē č e sunj krodā laint. ‘Ich weiß nicht, warum ich da ‘hineingefallen’ bin d.h. betrogen worden bin.’

tras kwai ča: tras kwai ča ma mamma a rot čomma, nun a la plü pudü nīr sül fōnt. ‘Weil meine Mutter ein Bein gebrochen hat, konnte sie nicht mehr aufs Feld kommen.’

kuŋ̄ kwai ča: kuŋ̄ kwai ča no til vain šparmala, nun e l̄ nü ku no sül viādi. ‘Da wir ihn beleidigt hatten, kam er nicht mit uns auf die Reise.’

sjōnt ča⁵: sjōnt ča no vain nü tēmp, til vaina pudü dar üna man. ‘Da wir Zeit hatten, konnten wir ihm helfen.’

Final

pēr ča: e til na dat munaida pēr č al posa kumprär ün büžmaint. ‘Ich gab ihm Geld, damit er ein Kleid kaufen konnte.’

Konsekutiv

uše ... ča: al dēra uše gront č al nu pudēva ūaŋk(a) aint da pōrta. ‘Er war so groß, daß er nicht einmal zur Türe hereinkam.’

Konditional

ša: š i fōs bēllāra, yēsn(a) a far üna ġīta. ‘Wenn es schönes Wetter wäre, würden wir einen Spaziergang machen.’

⁵ Gehört dem Register der oralisierten geschriebenen Sprache an.

ša tū nu vainš, at čaštiaráya. ‘Wenn du nicht kommst, werde ich dich bestrafen.’

Restriktiv

pür ča: pür č al nīa, alūra til muosa če č i dēs! ‘Er soll nur kommen, dann zeige ich es ihm!’
[Drohung]

(o) bę ča: (o) bę č i nīs da plōer! ‘Wenn es nur zum Regnen käme!’

Exklusiv

bę ča: i va tot bain, bę ča la fila nō fa bōn. ‘Es geht alles gut, außer daß die Tochter nicht recht tut.’

Konzessiv

ša bain ča: ša bain č e til na immačá kul yūdiš, nun a l dat davq. ‘Obwohl ich ihm mit dem Richter gedroht habe, gab er nicht nach.’

er ša: el eż nū, er š al dēr(a) amala. ‘Er ist gekommen, obwohl er krank war.’

malgrá ča: malgrá č al eś amalá, e l nū. ‘Obwohl er krank ist, ist er gekommen.’

kun + Adjektiv/Pronomen + ča: kum blēr ča tū faš, nu gudoňaž ištes nā. ‘Was (Wieviel) du auch tust, du gewinnst nichts.’

Komparativ

ško ča: i dēs ušea ško č al dīš. ‘Es ist so, wie er sagt.’

Lokal

inčo ča: inčo ča nō vain čatá la bęsa, vain(a) ēr čatá bulais. ‘Dort, wo wir die Schafe fanden, fanden wir auch Pilze.’

Im gesprochenen Taraspischen können gesamthaft etwa 34, in der Lyrik Lansels 43 Konjunktionen festgestellt werden, denen die ca. 120 des Altengadinischen gegenüberstehen. Kann bei dieser Entsprechung von «einem im wesentlichen mit dem heutigen übereinstimmenden System» gesprochen werden?

In dem in These 1 zitierten Satz ist von einem «Konjunktionensystem» die Rede. Welches ist dieses System? Sicher nicht das unter (1)–(7.3) aus der Beschreibung exzerpierte Inventar, noch die an sich sehr wertvolle Gruppierung der Konjunktionen nach deren Bildungsweise in der Zusammenfassung des Buches. Synchron käme ein semasiologisches oder ein onomasiologisches System in Frage.

Ein onomasiologisches System könnte z. B. aufgrund der von Ricarda Liver erarbeiteten Funktionstranspositionen einzelner Konjunktionen errichtet werden. An solchen werden in der Arbeit erwähnt instrumental ⇒ kausal (*cun aque cha*), modal ⇒ kausal (*da co che*), temporal ⇒ kausal (*dapoeia che*), kausal ⇒ final (*perche*), konditional-restriktiv ⇒ final (*pür chia*), konsekutiv, komparativ ⇒ final (*in moed che*), lokal ⇒ konsekutiv (*inua chia*), temporal ⇒ konditional (*cura*), lokal ⇒ konditional (*inua che*). Diese fragmentarischen Feststellungen ergeben eine Subkategorisierung der adverbialen Konjunktionen in primäre (lokale, temporale, modale, instrumentale), sekundäre (kausale, konditionale, konsekutive) und tertiäre (finale). Als vierte Gruppe dürften die konzessiven in Betracht kommen. Wenn diese hier skizzierte Hierarchisierung als Basis eines synchronen Sprachsystems gelten soll, muß sie synchron überprüfbar sein. Die Verifizierung einer Konjunktionsklassenhierarchie

kann nur in der gesprochenen Sprache erfolgen, indem dort die adverbialen Inhalte je nach dem oben genannten Rang mehr oder weniger in Subordination konstruiert werden. So konnten in einem fünfständigen Korpus von gesprochenem Französisch mit Sprechern von verschiedenen Niveaus 301 Fälle von Kausal- gegenüber 152 Vorkommen von Final- und nur 7 Belegen für Konzessivkonjunktionen festgestellt werden. Dieselbe Untersuchung drängt sich für das heutige Engadinische auf; sie muß das System des 16. Jahrhunderts bestätigen, wenn, wie Ricarda Liver sagt, das alte mit dem heutigen Konjunktionensystem übereinstimmt.

These 2: Von den zahlreichen zwei- und mehrgliedrigen Bildungen (ca. 120) sind die Konjunktionen CHIA, CURA, (S)CO, SCHA zu scheiden, «die sozusagen den Grundstock des Konjunktionensystems bilden».

Chia, cura, (s)co und scha wären danach die primären, die übrigen sekundäre Konjunktionen. Es müßte gezeigt werden, ob diese rein formale Differenzierung synchronische Funktion besitzt.

These 3: Betreffend Setzung vs. Auslassung von *chia* nach Konjunktion spricht Ricarda Liver von der «*Tatsache, daß ein CHIA, zum bloßen Zeichen der Subordination geworden, bei einer großen Anzahl von Konjunktionen beliebig stehen oder fehlen kann. Man gewinnt bei der Lektüre der alten Texte den Eindruck, daß im Engadinischen in diesem Punkte eine Freiheit herrsche, die weit über das hinausgeht, was aus dem Altitalienischen oder Altfranzösischen bekannt ist.*» (p. 145).

Ricarda Liver unterscheidet zwischen primärem *cha* wie nach *plü bod, infina, infina taunt, intaunt, atscho, suainter, sieua, quelmaing* und sekundärem in aus Fragewörtern gebildeten Konjunktionen wie *cura chia, co chia, daco chia, seo chia, inua chia, perche chia* und stellt fest, daß die erste Gruppe zur Aufgabe des *chia* neigt, die zweite hingegen weniger.

Cha ist im Bündnerromanischen das fast durchgehende formale Merkmal subordinierender Konjunktionen. Es findet sich sogar nach *scha*:

*Sch'allegrar cha la flur ha pudü ögl uman*⁶

Die Auslassung des *cha* in Fügungen, in denen es in der gesprochenen Sprache erscheint, findet sich auch in der modernen Schriftsprache, vgl. bei Lansel⁷:

Fors(a ch)ün avess pudü vendscher il mal (p. 72)
e spetta fin [cha] seis temps sto gnir (p. 90)
e cur [cha] quel sarà ars (p. 235)
Chi rest' uschè fin [cha la] vita dürarà (p. 221)
Sunai plü ferm [cha] vus pudaivat (p. 278)
Dad her ad hoz co [cha] quai s'müdet! (p. 282)
Ingio [ch'] il mar tant quaid uossa sta (p. 324)
e cur [cha] la not cuverna il mar (p. 324)
Co [chi] svolaivan, co [chi] chantaivan (p. 331)

Die Auslassung läßt sich aber auch in den Mundarten feststellen. Eine bestimmte Sprecherin des Obervazischen braucht z. B. *šku* 'wenn' meist ohne *ča*:

⁶ PEIDER LANSEL, *op.cit.*, p. 31.

⁷ *Op.cit.* – Einsetzung des fehlenden *cha* in eckigen Klammern durch uns.

šku ġeu vę bęt durmī, ša vęa l ɔtər žę in čō šku ina tañōla. ‘Wenn ich nicht geschlafen habe, habe ich am andern Tag einen Kopf wie ein Hackblock.’

šku plōva, ša sęa bęč qir oravant saintsza prizōl. ‘Wenn es regnet, kann ich nicht ohne Regenschirm hinausgehen.’

These 4: Die Häufigkeit der Subordination ist auffällig. Sie geht auf die juristische Schulung und die humanistische Bildung der Autoren zurück.

Betreffend Konsekutiv-, Modal-, Konditional-, Restriktiv- und Exklusivfügungen weist Ricarda Liver zu recht auf das Vorbild des Juristenlateins, für den temporalen Bereich auf die Italianismen und altitalienischen Entsprechungen bei den terminativen Konjunktionen, für den kausalen und finalen Bereich auf Übereinstimmungen mit dem Italienischen. Angesichts der Entsprechung von *schabain*, *obwohl*, *sebbene* wirft die Verfasserin aber richtigerweise die Frage auf, ob «das Rätoromanische nicht aus eigenen Mitteln zu einer den deutschen und italienischen Konjunktionen parallelen Bildung gelangen sollte».

Die verschiedenen, hier zusammengestellten Feststellungen und Ansichten (8)–(13) dürfen wahrscheinlich zu folgender Hypothese vereinigt werden: Ricarda Liver ist der Ansicht, daß das Engadinische des 16. Jahrhunderts neben einem Grundstock von vier bis fünf Konjunktionen (*chia, cura, (s)co, scha*), den wir als zu eng betrachten, einen großen, zusätzlichen Formenreichtum besitzt, welchen die juristisch und humanistisch gebildeten engadinischen Autoren in Anlehnung an Latein, Deutsch und Italienisch schufen. Dabei habe die zeitgenössische lateinische und oberitalienische Rechtssprache als Vorbild gedient.

Zur Überprüfung der These vom Formenreichtum der lateinischen Rechtstexte seien die *Leges criminales* und die *Statuta civilia et ordines* des Hochgerichtes Oberengadin, erstere von vor 1557, letztere von 1544 (Redaktion A)⁸ herbeigezogen.

Die Oberengadiner Zivil- und Kriminalgesetze enthalten folgende 27 Konjunktionen:

Finale

ut: ut electi tempore congruo adesse possint (p. 182)

ad hoc ut: ad hoc ut quaelibet vicinitas possit suis nuntiis ad commune mittendis committere (p. 184)

Kausale

ita quod: Si vero talis haberi non possit, ita quod evaderet ex finibus communis, quod tunc debeat haberi et tractari sicut latro ut supra (p. 174)

Komparative

prout: prout iurisdictioni visum fuerit necessarium (p. 165)

prout ius et consuetudo super huiusmodi latrociniis observatur (p. 166)

Konditionale

si: Si quis nollet assecurare (p. 173)

Si vero unus assecurasset et alter non et damnum faceret, debet puniri pro assecuratione fracta (ibid.)

Statutum est, si aliqua persona frangeret assecurationem aut fridt in communi supra Pontem Altum verbis iniuriosis dicendo: latro, fur, periuris, exterminator sive kätzer, debet privari

⁸ Cf. *Rechtsquellen des Hochgerichtes Oberengadin*, in: *Die Rechtsquellen des Gotteshausbundes*, hg. von L. R. von SALIS, in: *Zeitschrift für Schweizerisches Recht* 32, N.F. 10. (1891), 165ss.

- fide et iuramento et ulterius in florenis XXV, si vero frangeret cautionem aut fridit, percutiendo aut faciendo sanguinem, debet puniri in persona et honore per cognitionem iuris et ulterius in florenis L in promptis denariis (ibid.)*
- nisi: nisi comparuerit illico coram iudice cum requirente persona et faceret suam excusationem (p. 197)*
- ubi: Ubi vero creditor habita denuntiatione a debitore non exigeret, tunc debtor ille abinde nullum fictum solvere teneatur (p. 204)*

Konditional-restriktive

sed cum conditione quod: sed cum conditione quod ubi aliqua specialis persona, aliqua vicinitas in communi aut ipsum commune sive in criminalibus sive in civilibus actionibus acciperet vel pateretur aliquod damnum aut detrimentum quocunque modo causatum ab huiusmodi Thesinis seu personis extraneis, tunc (p. 226)

in casu quo: In casu quo Aulae Magister aliquam personam iret capiendum (p. 175)

Konditional-exklusive

excepto si: excepto si aliquis occideret alium se defendendo et quod probare posset se defendendo id fecisse (p. 167)

salvo: salvo unus foret creditor et debtor pro eo, quod sibi invicem obviari potest, non possit accipere ullum salarium (p. 205)

salvo si: salvo si a parentibus seu altero eorum superstite acciperetur in gratiam ante eorum sive eius obitum (p. 210)

salvo ubi: salvo ubi aliquae speciales personae illius vicinitatis forent, quae per illa locamenta dicerent se gravari, talibus personis aut personae si coram iure comparuerint statim postquam locamenta illa fuerint facta, debet teneri ius et superinde iudicari, quod iustum et aequum erit (p. 184)

Konsekutive

ita ut: ita ut moriatur in patibulo (p. 166)

ita tamen ut: talis debeat ad mortem condemnari ac igne comburi, ita tamen ut stet in cognitione iuris poenam mortis mitigandi vel non (p. 180)

ita tamen quod: ita tamen quod viri bolletandi quilibet in sua specie et vicinia non proximiores sint quam in tertio gradu (p. 183)

eo modo quod: De reliquis iusdicentibus totius communis enucleatur numerus sufficiens duplex vigore et secundum rotam quarumcunque vicinitatum eo modo quod in Zuz bolletentur VIII viri, in Scanfs IV, in Camogasc IV, in Biver IV, in Samaden VIII, in Pontresina IV, in Celerina IV, in S. Mauricio IV, in Silvaplana IV, in Sillio IV (ibid.)

Konzessiv-restriktive

etiamsi: etiamsi parte temporis in alia vicinitate habitaret (p. 190)

Lokale

unde: et redire ad stirpem unde venerint, tam ex parte matris quam patris (p. 214)

Temporale

quando: Statutum est, quando esset aliqua differentia coram iure, tunc partes litigantes aut

altera earum tantum possunt abdicare iuridicos, qui sunt fratres, filii fratrum ac sororum, similiter ... (p. 191)

quandocunque: Statutum est, quod quandocunque iudex sedet pro tribunali in loco consueto ad administrandum iustitiam, tunc quilibet homo debet tacere, quando praeco communis clamat, sub poena solidorum X (ibid.)

quandiu: Quandiu sententia lata durare debeat (ibid.)

dum: et iudices semper dum sententiatur debent secedere et sententiis non interesse in civilibus, salvo dum erit dispartiendum, tunc fiat et dispartiat cognitione iuris (p. 192)

postquam: Item proximus postquam bona vendita appretiata fuerint et facta tota et integra summa venditionis, potest infra (annum et) diem si de huiusmodi venditione habuerit notitiam, redimere, si vero nesciverit, per cognitionem iuris (p. 208)

quoad: quoad dictus creditor satisfactus non fuerit (p. 189)

donec: et omnia bona debitoris interim sint nomine creditoris sequestrata donec fuerit solutus (p. 200)

quamprimum: qui iudex quamprimum resciverit de reliqua manifestatione falsa quae sit alii- cius momenti, debet iurisdictionem suam convocare et tales personas pro merito secundum statuta punire (p. 201)

cum (nur einmal): quod protocollum semper debeat, cum contigerit convenire commune, ibi repraesentari (p. 185)

Im Gegensatz zur Behauptung Ricarda Livers kann hier nicht von einem eigentlichen Formenreichtum gesprochen werden; dabei sind die Engadiner Talstatuten geradezu reich an Konjunktionen gegenüber den von ihr angeführten Engadiner Dorfordnungen.

These 5: «Wie es dem Anfangsstadium einer Schriftsprache gemäß ist, die noch nicht festen Normen gehorcht, noch durch das Vorbild bedeutender Autoren (wie etwa das der drei großen Trecentisten in Italien) in verbindliche Formen geprägt ist, zeigt das Engadinische des 16. Jahrhunderts im Gebiet der Temporalkonjunktionen wie anderswo eine große Auswahl von Formen und Schreibungen, von denen viele im Laufe der folgenden Zeit ausgeschaltet worden sind.»

Die Aussage impliziert die Gleichsetzung von Formenvielfalt, wie sie für die Konjunktionen des 16. Jahrhunderts gilt, mit Normlosigkeit und die Annahme, die spätere engadinische Schriftsprache sei stärker normiert. In so allgemeiner Form gilt dies sicher nicht. Ich würde deshalb die Akzente anders setzen: Der Formenreichtum der engadinischen Schriftsprache des 16. Jahrhunderts erklärt sich daraus, daß die damalige Umgangssprache die für den Humanistenstil notwendigen Artikulationselemente – darunter die subordinierenden Konjunktionen – vermutlich in ungenügendem Maße besaß. Die bei Chiampel, Bifrun u.a. anzutreffende Vielfalt dieser Mittel ist deshalb als Bemühen zur Schaffung des notwendigen schriftsprachlichen Instrumentariums und nicht als Ausdruck mangelnder Norm anzusehen.

Abschließend möchten wir festhalten, daß der große Wert der Dissertation von Ricarda Liver in der Inventarisierung und Diskussion der altengadinischen Konjunktionen besteht; die Gesamtkonzeption des Rätoromanischen, zu welcher diese Klasse sprachlicher Formen in Funktion gestellt wird, gibt hingegen zu Fragen wie den in dieser Besprechung gestellten Anlaß.

Theodor Ebneter



CHRISTIAN SCHMITT, *Die Sprachlandschaften der Galloromania*. Eine lexikalische Studie zum Problem der Entstehung und Charakterisierung, Bern (Herbert Lang) – Frankfurt/M. (Peter Lang) 1974, 423 p. (*Heidelberger Beiträge zur Romanistik* 2).

Was von allem Anfang an beeindruckt, ist der Mut des Verfassers, sich eines so umfangreichen Themas anzunehmen, zu welchem erst noch kaum Vorarbeiten bestehen. Ermöglicht wurde das Unternehmen vor allem durch den nahe bevorstehenden Abschluß des großen *Französischen etymologischen Wörterbuchs* von Walther von Wartburg. (Die noch unpublizierten Materialien unsicherer Herkunft waren in diesem Zusammenhang natürlich bedeutungslos.) Darüberhinaus stützt sich Schmitt auf eine Bibliographie von weit über 600 Titeln. Bei dieser höchst beeindruckenden Dokumentation ist man um so mehr von einigen Lücken erstaunt. So scheint Schmitt die bereits erschienenen Faszikel der Neufassung von Band 1 des *FEW* nicht zu kennen, und offenbar hat er auch nie das größtenteils nach dem *FEW* erschienene altfranzösische Wörterbuch von Tobler-Lommatsch benutzt.

Noch etwas mehr verwundert war ich allerdings bei der Lektüre gewisser, von Schmitt oft recht apodiktisch vorgetragener Thesen. Schmitt glaubt mit seinen lexikalischen Studien jene regionale Differenzierung des Lateins nachweisen zu können, welche von romanistischer Seite immer wieder postuliert wurde, obwohl sich dafür in der lateinischen Inschriftensprache nie Beweise finden ließen. Schmitt glaubt jedoch den Grund dieses «Versagens» der Latinistik erkannt zu haben: Es ist dies der höchst konventionelle Charakter der Inschriftensprache, welche nur einen beschränkten Teil des lateinischen Wortschatzes belegt. Dies ist zwar richtig, betrifft aber die phonetischen und morphologischen Erscheinungen nicht, um die es in der bisherigen Forschung meistens ging. Völlig irrelevant, wie Schmitt glaubt, sind die vulgärlateinischen Forschungen deshalb mitnichten.

Was den Wortschatz betrifft, so ist dagegen der Rückzug auf die Rekonstruktionsmethode angemessen, obwohl Schmitt selber zugestehen muß, daß diese Methode Mängel hat: «Eine unvermeidbare Schwäche dieser synchronen Rekonstruktion liegt ohne Frage in der implizierten Invariabilität der 'Proto'-Ebene während ca. 600 Jahren Sprachgeschichte» (p. 53). Gemeint ist damit wohl die Zeitspanne zwischen dem 6. und 12. Jh., für die wir kaum verwertbare Zeugnisse besitzen. Da jedoch Schmitt annimmt, daß die lexikalische Differenzierung schon mit der Romanisierung begann, dürfte diese Zeitspanne wohl eher 2×600 Jahre betragen. Und da ein Großteil des ausgewerteten Wortschatzes erst in den modernen Dialektien belegt ist, beträgt die dunkle Zeitspanne oft sogar 3×600 Jahre, weshalb die Rekonstruktionsmethode noch weit anfechtbarer ist, als sich dies Schmitt eingestehst.

Trotz diesen grundsätzlichen Einwänden darf jedoch betont werden, daß die einleitenden hundert Seiten des zu besprechenden Buches überaus lesenswert sind, da sie viel Information auf wenig Raum bringen. Daß sich der Rest des Buches weniger flüssig liest, liegt auf der Hand, aber auch hier arbeitet Schmitt seine Thesen mit großer Klarheit heraus:

1. Der lateinische Wortschatz des Frankoprovenzalischen zeichnet sich durch gewisse Wörter poetischer Herkunft aus.
2. Der Raum zwischen Loire und Seine wurde erst später romanisiert als die übrigen Teile Galliens.
3. Der lateinische Wortschatz des Frankoprovenzalischen ist demjenigen des Okzitanischen näher verwandt als demjenigen des Französischen.

Von diesen drei Thesen sind 1. und 3. nicht neu. Sie sind bekanntlich vor allem von Mgr Pierre Gardette aufgrund eines eher spärlichen Materials vertreten worden.

Neu und recht eigentlich sensationell ist dagegen die zweite These, welcher ich deshalb mit einiger Ausführlichkeit nachgehen möchte. Schmitt glaubt, daß sich die These einer späteren Romanisierung des Gebietes zwischen Loire und Seine auch historisch rechtfertigen lasse. Ich vermag ihm dabei in seiner Argumentation soweit zu folgen, als daß Trier wirklich die einzige römische «Großstadt» Nordgalliens war. Von Trier und Köln aus hätte sich dann das Latein primär über «die wichtigen Verkehrsadern Köln–Tongern–Boulogne und Trier–Reims–Rouen» (p. 249) im nördlichsten Teil der Galloromania ausgebreitet, während die südlichen Dialekte der *langue d'oil*, abseits der großen Verkehrsadern, einen jüngeren lateinischen Sprachzustand repräsentierten. Daß diese Gebiete verkehrsmäßig nicht erschlossen waren, davon kann meines Erachtens jedoch keine Rede sein.

Das römische Straßennetz Galliens war, wie man sich auf p. 345 bei Schmitt nochmals vergewissern kann, im wesentlichen auf Lyon und darüberhinaus nach Italien ausgerichtet. Weit mehr Bedeutung als den genannten beiden Verkehrsverbindungen mit Boulogne und Rouen dürfte deshalb den Straßen Lyon–Langres–Soissons–Boulogne und Lyon–Autun–Paris–Rouen zugekommen sein. Daneben sollte man auch die Bedeutung der Binnenschiffahrt nicht vergessen, welche damals das billigste und bequemste Transportmittel war¹. Von Wichtigkeit waren in diesem Zusammenhang mit Bestimmtheit die Flußläufe der Seine und der Loire. Daraus erklärt sich auch die geographische Orientierung der *Provincia Lugdunensis*, welche ja gerade das Gebiet zwischen Loire und Seine umfaßte. Die Tatsache, daß dieses Gebiet also direkt von Lyon aus verwaltet wurde, ist übrigens auch nicht unwichtig.

Zur Annahme einer verspäteten Romanisierung dieses Raums berechtigen meines Erachtens auch nicht die archäologischen Funde. Schmitt handelt ausführlicher bloß von den römischen Villen Belgiens, die seiner Meinung nach «als Refugium vor Trierer Romanen» (p. 341) gedient hätten, denen «das Leben in den gebirgigen Gegenden der Ardennen mehr Sicherheit garantierte» (ib.). An dieser Stelle ist zumindest zu berichtigen, daß man die meisten Villen nördlich der Ardennen gefunden hat. Fragwürdig ist vor allem die ausgesprochen selektive Handhabung der Information. Wer nicht über andere Informationen verfügt, könnte tatsächlich den Eindruck erhalten, weiter südlich fehlten die römischen Funde. Obwohl das Pariser Becken ausgesprochen arm ist an eindrucksvollen Monumenten aus römischer Zeit², fehlt es doch in keiner Weise an Zeugnissen römischer Siedlungstätigkeit³.

Auch linguistischerseits sind Einwände zu machen. Schmitt äußert sich nirgends dazu, wie er sich eigentlich den Vorgang der Romanisierung vorstellt⁴. Nehmen wir einmal an, das Pariser Becken sei wirklich später romanisiert worden als andere Teile der Romania, so ändert das ja nichts daran, daß die Romanisierung von irgendwoher ausgehen mußte, am ehesten wohl von Lyon und Trier. Dann müßte aber das Abbild irgendwie dem Original gleichen. Wenn man zwischen Loire und Seine lateinische Neologismen findet, welche man nirgends sonst kennt, so kann das mit dem Vorgang der Romanisierung nichts direkt zu tun

¹ In der Satire I, 5 beschreibt HORAZ eine Reise von Rom nach Brindisi, bei welcher die pontinischen Sümpfe auf Kähnen durchquert werden.

² Auf p. 220 hätte man immerhin nicht die Thermen von Paris, das heutige *hôtel de Cluny*, vergessen sollen.

³ Cf. beispielsweise für den Loireraum JACQUES BOUSSARD, *Carte et texte du département d'Indre-et-Loire*, Paris 1960 (*Carte archéologique de la Gaule romane 13*); *Atlas historique de France: Anjou*, par ROBERT FAVREAU, Paris 1973, planche III.

⁴ Auf p. 126 behauptet SCHMITT, die römische Eroberung Galliens hätte mehr als der Hälfte der Bevölkerung das Leben gekostet! Er zitiert dabei in N 3 OLAF DEUTSCHMANN, der allerdings behauptet, daß vielleicht zwei Drittel der kriegerischen Oberschicht «ausgelöscht» wurde, was immerhin noch diskutabel ist.

haben, denn diese ist ja ein Vorgang der Anpassung an einen fremden Sprachzustand. Wenn am Ende dieses Vorgangs Original und Abbild nicht übereinstimmen, so kann das höchstens davon herrühren, daß im unvollenkommenen Abbild Relikte der Substratsprache nachwirken.

Daß die Keltismen im Pariser Becken allerdings besonders zahlreich wären, davon kann keine Rede sein⁵. Auch in rein linguistischer Sicht scheint mir mithin die These Schmitts anfechtbar. Daß sich eine verspätete Romanisierung durch die Häufigkeit der Neologismen ausdrückt, ist durchaus nicht einzusehen, denn andernorts war ja die Sprachgeschichte unterdessen nicht stillgestanden. Es gilt hinzuzufügen, daß viele dieser Neubildungen im Lateinischen überhaupt nicht bezeugt sind, so daß sie nicht mit Sicherheit auf die Antike zurückdatiert werden können. In der erdrückenden Mehrheit der Fälle handelt es sich zudem um suffixale Ableitungen bekannter lateinischer Stämme. «Nur insgesamt 15 Einheiten sind keine Ableitungen im weitesten Sinn; ansonsten dominieren spätlateinische Suffixe, die in der Wortbildung zu Ende des Altertums besondere Wichtigkeit besaßen» (p. 240).

Daß das Französische gerade eine besondere Vorliebe für suffixale Ableitungen hat, und nicht nur etwa im Süden der Seine, wie sich bei genauer Lektüre herausstellt, erstaunt nicht im geringsten. Schließlich ist das Französische diejenige romanische Sprache, deren Phoneme dem größten «phonetischen Verschleiß» ausgesetzt waren. Es mußte deshalb das Bedürfnis entstehen, den phonetischen Verschleiß irgendwie zu kompensieren. Daß dabei das Kompositum selbstverständlich immer jüngern Datums ist als das Simplex, hat mit den wirklichen Hintergründen des Vorgangs nichts zu tun. Irgendwelche Indizien, die es erlauben würden, den Vorgang der Romanisierung zu datieren, sind auf diese Weise durchaus nicht zu gewinnen. Die Gleichsetzung «jüngerer Wortschatz = jüngere Romanisierung» ist zwar auf den ersten Blick verführerisch, eine kausale Abhängigkeit ist jedoch nicht nachweisbar.

Darüberhinaus wäre noch zu beachten, daß die dialektale Situation im Pariser Becken einen Ausnahmefall darstellt. Der «Dialekt von Paris» ist als einziger galloromanischer Dialekt zur Kultursprache von internationaler Bedeutung aufgestiegen. Dabei ist unsere Benennung als «Dialekt von Paris» natürlich nur ironisch zu verstehen, denn eine Schrift- und Kultursprache hat grundsätzlich andere Kommunikationsbedürfnisse zu erfüllen als ein Dialekt und ist diesem deshalb grundsätzlich nicht vergleichbar. Natürlich gibt es selbst heute noch teilweise um Paris herum Dialekte im eigentlichen Sinn, und dies nicht nur im Norden von Paris, im pikardischen Raum. Dieser Tatsache ist man sich aber eigentlich erst in den letzten Jahren bewußt geworden, nicht zuletzt dank der Publikation der neuen, regionalen Sprachatlanten, die in stärkerem Maße als der *ALF* eigentliche «Spracharchäologie» betreiben.

Aufgrund der Aufnahmen des *ALF*, wo gelegentlich *français régional* statt *patois* aufgezeichnet wurde, mußte der Eindruck entstehen, im Westen, Süden und Osten von Paris seien die Dialekte völlig ausgestorben. Da sich zudem nur sehr wenige dialektologische Untersuchungen mit diesem Raum befaßten, wurde man von dieser Seite noch in der genannten Auffassung bestärkt. So kommt es, daß auch im *FEW* der Raum zwischen Loire und Seine mit modernen dialektalen Materialien sehr schlecht vertreten ist⁶. Das ist keine Kritik am *FEW*, da dieses ja nur die bestehende Forschungssituation wiedergeben kann. Wenn man die Materialien des *FEW*s nach geographischen Kriterien aufgliedert, so mußte man dieser Tatsache allerdings Rechnung tragen, was Schmitt ganz offensichtlich nicht getan hat.

⁵ Cf. WALTHER VON WARTBURG, *L'articulation linguistique de la Romania*, in: *VII Congreso internacional de lingüística románica II: Actas y memorias*, vol. I, Barcelona 1955, p. 23–38.

⁶ Die Karte zum *FEW*, welche allerdings bereits 1929 erschienen ist, zeigt die ungleiche Verteilung der Belegorte sehr deutlich.

Es ließen sich noch weitere grundsätzliche Einwände gegen die Interpretationen Schmitts vorbringen. Für die späte Romanisierung Nordfrankreichs würde seiner Meinung nach auch der hohe Anteil christlichen Lateins im Französischen sprechen. Christlichen Einfluß schreibt er dabei auch die Stellung *déterminant – déterminé* in den Wochentagsnamen zu (*lundi, mardi, mercredi* usw. gegenüber okz. *diluns, dimarç, dimecres* usw., cf. p. 252–265). Die Belege, welche Albert Henry für die umgekehrte Wortstellung aus dem Altwallonischen und Altpikardischen beigebracht hat, würden nach Schmitts Auffassung gegen einen germanischen Einfluß sprechen⁷. Man kann daraus allerdings auch den Schluß ziehen, daß die modernen Grenzen so oder so nicht alt sein können. Auf jeden Fall steht die Annahme eines starken christlichen Einflusses in Nordgallien im Widerspruch zu den historischen Tatsachen.

Mit Ausnahme des Rhonetals war Gallien nämlich gerade jener Teil des römischen Imperiums, wo das Christentum in den ersten Jahrhunderten die größte Mühe hatte, Fuß zu fassen⁸. Wie schon die Doppelentwicklung von *PAGANUS* zu *payen* und *paysan* suggeriert, blieb in Gallien das Christentum lange Zeit eine rein städtische Angelegenheit. Wir wissen tatsächlich, daß das Christentum in Nordgallien erst im 7. Jh. auch auf die ländlichen Gebiete übergriff⁹. Auch hier ist deshalb fraglich, daß der christliche Einfluß, wenn tatsächlich vorhanden, schon in der Romanisierungsphase anzusetzen ist. Gewiß sind dies nur vage Einwände. Um zu sicheren Schlüssen zu gelangen, wäre es jedoch notwendig, das gesamte Material neu zu untersuchen, was angesichts der außerordentlichen Materialfülle nicht im Rahmen einer einfachen Besprechung geschehen kann.

Diese Arbeit würde zusätzlich noch dadurch erschwert, daß Schmitt zwar meist kurze Angaben zum Vorkommen des Wortes bei den lateinischen Autoren, kaum aber zu seinem Auftreten in den galloromanischen Mundarten macht. Man ist gezwungen, diese Angaben selber im *FEW* zusammenzusuchen, weshalb sich eine materielle Kontrolle der Arbeit mühsam und zeitraubend gestaltet. Ich habe deshalb meine Kontrollen auf zwei Kapitel beschränkt, dasjenige über den poetischen Wortschatz im Frankoprovenzalischen (p. 190–207) und dasjenige über den altlateinischen Wortschatz in den nördlichen Dialekten der *langue d'oil* (p. 228–236). Es handelt sich hier um zwei Kapitel, welche in Schmitts Argumentation eine wichtige Rolle spielen. Zugegebenermaßen habe ich diese Kapitel aber auch darum gewählt, weil zu erwarten war, daß sich hier heikle Probleme der Zuschreibung und Klassifikation ergeben würden.

Was ich bei diesen Stichproben vorfand, hat mich dann aber doch einigermaßen erstaunt. Es ist sonst nicht meine Art, in einer Besprechung auch gleich noch eine Art *Addenda* und *Corrigenda* zum besprochenen Buch mitzuliefern. Hier komme ich jedoch kaum umhin, auf Einzelheiten einzutreten, denn die Ungenauigkeiten nehmen in diesem Buch ein solches Ausmaß an, daß sie das Gesamtergebnis zu verfälschen drohen. In beiden Kapiteln, die ich überprüft habe, scheinen mir rund die Hälfte der Beispiele falsch eingeordnet. Ich gebe gerne zu, daß es bei solchen Klassifikationen ohne ein gewisses Maß an Subjektivität nicht abgeht. Wenn ich jedoch rund die Hälfte der Beispiele noch akzeptieren würde, so muß ich gleich

⁷ Das Altfranzösische verwendet aber ohnehin nicht selten die Wortstellung *déterminant – déterminé* in der Nominalgruppe, wofür durchaus germanischer Superstrateinfluß in Frage kommt, cf. GEROLD HILTY, *Westfränkische Einflüsse auf die galloromanische Syntax*, in: *Festschrift Walther von Wartburg zum 80. Geburtstag*, vol. I, Tübingen 1968, p. 493–517, vor allem p. 494–500.

⁸ Cf. F. VAN DER MEER/CHRISTINE MOHRMANN, *Atlas of the Early Christian World*, London 1966, Karte 2 und 3.

⁹ Cf. EDOUARD SALIN, *La civilisation mérovingienne d'après les sépultures, les textes et le laboratoire*, vol. IV, Paris 1959.

beifügen, daß man gegebenenfalls noch strenger verfahren könnte. Es ließe sich etwa diskutieren, ob man auf Hapaxlegomena nicht grundsätzlich verzichten sollte.

Von den 23 Wörtern, welche Schmitt zum frankoprovenzalischen Wortschatz poetisch-lateinischer Herkunft rechnet, sind eigentlich nur etwa fünf wirklich einwandfrei. Es sind dies außer den bereits wohlbekannten Paradefällen MOLARIS und VORTEX die Beispiele MELLIGO (*FEW 6/1*, 682b), MUNUS (*FEW 6/3*, 226a)¹⁰ und SAXUM (*FEW 11*, 258b). Bereits wesentlich problematischer sind die Beispiele CONCINNUS (*FEW 2*, 1008a) und STOLIDUS (*FEW 12*, 280b), welche nur in je einem modernen Einzelbeleg weiterleben. Noch problematischer wird es freilich, wenn dieser Einzelbeleg aus der Westschweiz stammt, die gar nicht zur Lugdunensis gehört hatte. Mir will denn auch scheinen, daß die Paßstraße über den Großen St. Bernhard von größerer Wichtigkeit war für die Romanisierung der Westschweiz als die guten Schulen Lyons. Als sehr fraglich müssen deshalb die Fälle von ACTUOSUS (*FEW 1*, 24a), ANIMARE (*FEW 1*, 98a), EXCREMENTUM (*FEW 3*, 283b) MAGNIFICUS (*FEW 6/1*, 48b), RUERE (*FEW 10*, 542a) und SINERE (*FEW 11*, 644a) gelten. Wartburg hat in diesen Fällen offenbar nie an Lyoneser Einfluß gedacht. Im Falle von RUERE spricht er sogar von einem «relikt in einem abgelegenen alpendorf», und im Falle von ACTUOSUS hat er sogar seine eigene Etymologie in *FEW 25*, 117a, sub *actor*, N 1, zurückgezogen, was Schmitt nicht weiß, weil er dieses Fazikel nicht verwendete.

Auch in den folgenden Fällen ist die Verteilung der Formen zu exzentrisch, als daß man hier von typischen Beispielen des Lyoner Wortschatzes sprechen könnte: FECUNDUS (*FEW 3*, 442b) kommt im Wallis, im Aosta- und im Soanatal vor, SANGUINOLENTUS (*FEW 11*, 168a) in Blonay und im Aostatal. Zumindest eine gewisse Großzügigkeit verrät Schmitt ferner, wenn er folgende beiden Beispiele dem typisch frankoprovenzalischen Wortschatz zuordnet. Die Erhaltung von VALDE (*FEW 14*, 128b) in Wortzusammensetzungen wäre zwar auch nach Wartburg dem Einfluß der Lyoneser Schulen zuzuschreiben, doch ist dieser Zug nicht spezifisch frankoprovenzalisch, sondern kommt auch im burgundisch-freigrafsschäflichen Dialekt, einmal sogar im Normannischen vor. Im Falle von PRAESCINDERE stammen zwei von drei Belegen im *FEW 9*, 305b aus dem Okzitanischen. Wenn Schmitt vermutet, daß sich das Wort nachträglich «bis in die Creuse ausgedehnt hat» (p. 199), so ist dies natürlich reine Vermutung.

Vollends nichts zu suchen hat in dieser Liste AFFLARE (*FEW 1*, 50b; 25, 253a), das gar nicht im Frankoprovenzalischen, sondern nur in der Freigrafsschaft überlebt. Ebenso haben sich MATURESCERE (*FEW 6/1*, 531a) und PUTRESCERE (*FEW 9*, 639b) nur im Mâconnais erhalten, das bereits außerhalb des eigentlichen frankoprovenzalischen Sprachgebietes liegt. Allerdings glaubt hier auch Wartburg an einen Lyoneser Archaismus.

Ein heikles Problem ist natürlich auch die Abgrenzung des «poetischen» Wortschatzes im Latein. Man darf sich schon fragen, ob Schmitt PAVIRE (*FEW 8*, 81a) ebenfalls zum poetischen Wortschatz gezählt hätte, wenn es nicht ein typisch frankoprovenzalisches Wort wäre. Seine Grundbedeutung, ‘(die Erde) schlagen, um sie dicht und eben zu machen’, weist eigentlich auf mehr prosaische Verwendungen hin. Auch daß NATURA (*FEW 7*, 45b) in der Bedeutung ‘vagin de la vache’ poetischer Herkunft sein soll, vermag ich nicht recht zu glauben, zumal sein gleichzeitiges Auftreten im Rätoromanischen auch nicht unbedingt für literarische Herkunft spricht. Einen sehr großen Raum verwendet Schmitt sodann auf die Besprechung von INCREMENTUM (*FEW 4*, 630b), das in der Bedeutung ‘neugeborenes Kind’ für die Westschweiz charakteristisch ist. Servius hatte diese Verwendung in seinem Vergil-

¹⁰ Die Tatsache, daß MUNERE > *monre* auch im Alexiusleben vorkommt, scheint mir nicht entscheidend, da dieses Werk ohnehin gewisse Meridionalismen aufweist.

kommentar als volkssprachlich eingestuft. Trotz des literarisch begründeten Widerspruchs von Schmitt würde ich mich lieber auf die antike Autorität verlassen.

Ob die Zahl der guten Beispiele nun allerdings fünf, zehn oder dreiundzwanzig beträgt, ist in diesem Fall vielleicht gar nicht so wichtig, denn zwei Tatsachen bleiben davon unbetroffen. Erstens gibt es tatsächlich im Wortschatz des Frankoprovenzalischen einige lateinische Erbwörter des poetischen Registers, was angesichts der sozialen Zusammensetzung der «Hauptstadt Galliens» gar nicht erstaunlich ist. Zweitens ist die Zahl dieser Wörter auf jeden Fall gering, sicherlich geringer als die ebenfalls umstrittene Zahl der Burgundismen¹¹. Zudem tragen alle diese Beispiele zur Charakterisierung des frankoprovenzalischen Raums wenig bei. Einzig die Grenzen von PAVIRE, das kaum ein poetisches Wort sein dürfte, decken sich einigermaßen mit denjenigen des frankoprovenzalischen Sprachraums, während etwa AFFLARE vollends nur außerhalb desselben vorkommt.

Hier liegt meines Erachtens das Hauptproblem des ganzen Unternehmens. Der Wortschatz mit seinen individualistischen Grenzen eignet sich letztlich sehr schlecht zur Charakterisierung verschiedener Sprachgebiete. Bei der Lektüre dieses Buches könnte man zwar den Eindruck erhalten, Schmitt hätte diese Probleme gelöst. In Tat und Wahrheit hält er sie jedoch nur geschickt verborgen. Der Wortschatz wird systematisch nach den drei gallo-romanischen Sprachgebieten aufgeschlüsselt, wie wenn diese ursprünglich aus der historischen Lautlehre stammende Einteilung automatisch auch für den Wortschatz Gültigkeit haben müßte. Wie sich bei näherer Betrachtung jedoch herausstellt, ist eine solche Sortierung einem Prokrustesbett zu vergleichen, in welchem die völlig abweichenden Verbreitungsgebiete der einzelnen Wörter gewaltsam auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden.

Das wird auch dort nicht besser, wo Schmitt eine eigenständige Unterteilung einführt, indem er die drei nördlichsten Mundarten des Französischen, das Wallonische, das Pikardische und das Normannische, als besondere Einheit aufzählt. Auch hier haben wir es nur selten mit Wörtern zu tun, deren Verbreitungsgebiet sich genau auf diese drei Dialekte beschränkt. Teils handelt es sich um Wörter, die überhaupt nur an einem einzigen Ort belegt sind, teils auch um solche, deren Verbreitungsgebiet über diese Zone hinausragt, wobei zumindest die letztere Tatsache kaum je klar aus dem Text hervorgeht. Besonders häufig greift das Verbreitungsgebiet dieser Wörter allerdings aufs Lothringische über. Da aber der direkte Weg von Lyon nach Trier über Lothringen führt, müssen wir immerhin festhalten, daß diese Fälle nicht der Theorie Schmitts widersprechen.

Überprüft habe ich, wie gesagt, jenen Teil von Schmitts Buch, wo er den spezifisch altlateinischen Wortschatz der drei nördlichen Dialekte aufzählt. An erster Stelle möchte ich dabei festhalten, daß von 59 Beispielen, welche Schmitt gibt, wenigstens deren zehn als völlig einwandfrei zu bezeichnen sind¹², in weiteren 23 Fällen hätte ich zwar einzelne Einwände vorzubringen¹³, da ich diese aber nicht für entscheidend ansehe, verzichte ich hier darauf, sie einzeln aufzuführen, um Platz zu sparen. Bereits nicht mehr akzeptieren würde ich dagegen folgenden Grenzfall. CONSUTOR (FEW 2b, 1097b) würde nach Schmitt «zum typischen Wortschatz des Nordostens, der sich allein im Hinterland von Trier gehalten hat» (p. 233),

¹¹ Cf. zuletzt OTTO JÄNICKE, *Betrachtungen zu frankoprovenzalischen Lexikalien vermeintlich burgundischen Ursprungs*, VRom. 33 (1974), 173–185.

¹² ALITRIX, BRACCHIA, CALCANEUM, CERASUM, INTACTUS, LOCELLUS, MAS, POTIONARE, SAMIARE und SOREX.

¹³ ACIA, ADDICERE, AGGER, COGITATUS, CUPERE, CUPULA, ENCAUSTICUS, FURARE, INCITARE, INTERVENTUS, MARITALIS, MARMOREUS, MIXTIO, PALMES, PLAUSTRUM, RAPINA, *RECIDUS (RECIDIUS), SUBLISTRIS, TERREUS, TEXTILIS, TIBI, VITULUS und VULTURIUS (nicht VULTURNUS).

zählen. Tatsächlich stammen die Belege aber aus der Wallonie, sowie aus den Gegenden von Belfort, Montbéliard und Reims, liegen also ziemlich weit auseinander.

Besonders schwierig gestaltet sich die Lokalisierung gelegentlich dort, wo ein Wort nur in den mittelalterlichen Texten belegt ist. *VELUM* (*FEW 14*, 223b), dessen Fortsetzer im anglonormannischen *Brendan* und bei *Herbert le Duc de Danmartin* (aus der *Ile-de-France*) auftritt, muß in meinen Augen als unklassifizierbar gelten. Nicht sinnvoll finde ich auch die Aufnahme der beiden anglonormannischen Glossarformen *mauncé*, *maunché* < *MANICATUS* (*FEW 6*, 215a), zumal das Anglonormannische nicht einfach als der Fortsetzer des Normannischen gelten darf. Ein agn. Hapax ist auch *STATUERE* (*FEW 12*, 247a). Nicht eindeutig im Norden lokalisiert sind meines Erachtens ferner *LUTARE* > afr. *luer* (*FEW 5*, 475b; T-L *AW 5*, 570) und *REGIO* > afr. *roion* (*FEW 10*, 213b; T-L *8*, 1417), das in mehreren *chansons de geste* auftritt. Auch *enfraindre* < *INFRINGERE* (*FEW 4*, 680a; T-L, *AW 3*, 358) wäre von dieser Liste zu streichen, selbst in der seltenen Bedeutung ‘zerbrechen’, die bei *Chrétien de Troyes* vorkommt.

Wesentlich erstaunlicher finde ich dagegen die Fehllokalisierung einiger Wörter, die nur in den modernen Dialekten zu belegen sind. Ich habe zwar festgehalten, daß nichts einzuwenden ist gegen die Aufnahme von Wörtern, die *auch* im Lothringischen auftreten. Schmitt macht jedoch selbst nicht vor Wörtern Halt, die *nur* im Lothringischen auftreten. Nur lothringisch ist insbesondere das Fortleben von *AVUS* (*FEW 1*, 189b), fast nur lothringisch dasjenige von **BURARE* (*FEW 1*, 631b), das als hypothetische Form zudem von fraglichem Alter ist. Das Verbreitungsgebiet von *VATILLUM* (*FEW 14*, 210a) ist die Champagne und Nordlothringen, *LUSTRUM* (*FEW 5*, 475b) lebt in einem einzigen Beleg aus der Gegend von Reims fort. Im Falle von *ARVA* (*FEW 1*, 151a) stammt dagegen der einzige Beleg, den Wartburg zudem als ‘höchst zweifelhaft’ bezeichnet, aus dem Departement Ardennes.

SENTIS (*FEW 11*, 433a) und *SPICULA* (*FEW 12*, 176a) kommen nicht nur im Norden, sondern auch im gesamten Westen bis an die Loire vor, sind damit nicht nur keine Belege für Schmitts Theorie, sondern recht eigentlich Gegenbelege. Ähnlich verhält sich der Fall von *porfit* ‘enduit de plâtre’ < Part. Perf. von *PROFICERE* (*FEW 9*, 431a), wo Schmitt glaubt, daß das Wort von der Pikardie aus westwärts verbreitet wurde, nur weil der Erstbeleg pikardisch ist. *VIPIO* (*FEW 14*, 489a) ist kein ‘reiner Normandismus’, denn von vier Belegen stammt je einer aus dem Jura und von der Insel Noirmoutier. *HAMA* (*FEW 4*, 379a) kennt auch Ableitungen im Zentralfranzösischen. *FUR* (*FEW 3*, 881a) ist altnormannisch, daneben aber auch in den modernen Dialekten der Saintonge belegt. *TESTA* in der Bedeutung ‘pot’ ‘findet sich allein im Norden’, behauptet Schmitt, p. 233. Das *FEW 13/1*, 272a, gibt jedoch Belege aus dem *Roman de Renart*, einem englischen Grammatiktraktat und aus dem *haut-dauphinois*.

Man hat ja durchaus Verständnis, wenn einem Autor einmal ein Zettel im falschen Fach seines Zettelkastens landet. Kritisch wird es allerdings, wenn sich solche Vorfälle häufen. Falsch eingereiht ist gewiß *MERIDIARE* (*FEW 6/2*, 33b), das zweimal bei Nantes, einmal bei Pontarlier belegt ist. *VERUINA* > *vérin* (*FEW 14*, 328b) ist sogar ein schriftsprachliches Wort, ebenso *ASSULARE* > *hâler* (*FEW 1*, 162a). Wenn Wartburg davon schreibt, diese letztere Vokabel komme im fränkischen Siedlungsgebiet vor, so meint er natürlich den Raum bis an die Loire. Außerdem ist *ASSULARE* erst spät belegt. Im Falle von *LINAMENTUM* hat Wartburg seine zumindest mißverständliche Angabe in *FEW 3*, 215b, später in *FEW 5*, 350a, korrigiert. Die alten Belege reichen bis in die Saintonge und nach Nevers.

Ein besonders kurioser Fall ist afr. **espordre* < *EXPORRIGERE*, ein Wort, das nach T-L, *AW 3*, 1264, nicht belegt ist, und wahrscheinlich nur in einigen etymologischen Wörterbüchern existiert hat. Schon Wartburg, *FEW 3*, 313a, stellte fest: «Es fehlen mir belege ...»

Belegt ist bloß *espruinier* < *EXPORRICARE. Wie unter diesen Umständen *espordre ausgezeichnet zum spezifisch nördlichen Wortschatz gelangen konnte, muß wohl ein Geheimnis bleiben.

Bei drei weiteren Fällen stört mich ferner noch die Zuordnung zum altlateinischen Wortschatz. Daß im Falle von ELLYCHNIUM (*FEW* 3, 215a) das Wallonische die gleiche Dissimilation aufweist wie das Rätoromanische ist wohl kaum ein Zeichen hohen Alters. Sehr interessant ist die im Wallonischen und Pikardischen vorkommende Form CROSSUS (*FEW* 4, 274a) als Kreuzung von GROSSUS und CRASSUS. Ein Zeichen hohen Alters vermag ich allerdings auch da nicht zu sehen. Nicht unbedingt dem altlateinischen Wortschatz zuzurechnen ist ferner *FLATOR (*FEW* 3, 610b), das sich als im Anglonormannischen und Westfranzösischen heimisch erweist. Bleibt schließlich noch der Fall von CISTERNA (*FEW* 2a, 716b), das überall ein -i- in der Anlautsilbe besitzt, was nach Wartburg nur im Pikardischen die Entwicklung der Erbwörter wäre. Dabei kann aber Wartburg höchstens einen sporadischen Lautwandel im Auge gehabt haben¹⁴.

Zum Abschluß muß ich immerhin noch einmal betonen, daß es daneben an mehr als der Hälfte der Belege im gleichen Kapitel wenig oder gar nichts auszusetzen gibt. Wenn ich hier auf Einzelheiten eingetreten bin, so wollte ich vor allem zeigen, daß man bei der Interpretation der gegebenen Beispiele oft in guten Treuen verschiedener Meinung sein kann, wobei Schmitt oft recht einseitig zugunsten seiner Thesen interpretiert. Dazu kommen noch offensichtliche Irrtümer, die sich als zahlreicher herausstellen, als zu erwarten war. Man wird deshalb zur vorliegenden Materialsammlung nur ein beschränktes Zutrauen haben dürfen, wobei freilich auch im günstigsten Fall eine große Unsicherheitsmarge bleiben wird. Im großen und ganzen dürften Schmitts Resultate nicht unrichtig sein; nur quantitativ sind einige Abstriche zu machen.

Auf alle Fälle bleibt die Zahl der Beispiele, die sich allenfalls für eine regionale Differenzierung des Vulgärlateins aufführen lassen, gering im Vergleich zu jenen Wörtern, die in irgend einer Form in allen drei galloromanischen Sprachgebieten nachleben. Es mag dabei durchaus zutreffen, daß die lateinischen Archaismen in den nördlichen Dialekten der *langue d'oil* zahlreicher belegt sind als in den südlichen. Das läßt sich jedoch hinreichend aus der Tatsache erklären, daß wir über die nördlichen Dialekte besser dokumentiert sind¹⁵. Schon im Mittelalter gab es kein Dialektgebiet, das uns mehr Dokumente hinterlassen hätte, als das pikardische. Ich glaube deshalb letztlich, daß es Schmitt nicht gelungen ist, jene These wirklich zu beweisen, die eigentlich sein ganzes Buch durchzieht: die These nämlich, wonach die Dialektisierung der Gallo-Romania auf eine nicht substratbedingte Differenzierung des Vulgärlateins zurückginge.

Trotzdem würde ich dieses Buch nicht grundsätzlich negativ beurteilen. Ich möchte wiederholen, daß mich die darin ausgebreitete Materialfülle beeindruckt hat. Mehr noch muß darauf hingewiesen werden, daß Schmitt hier eigentliche Pionierarbeit geleistet hat, Pionierarbeit in der Auswertung der Materialien des *FEW*s, Pionierarbeit aber ganz besonders in der Untersuchung des Beitrags, den das Vulgärlatein zum Wortschatz der heutigen romanischen Sprachen geleistet hat. Dies ist ein Thema, dem die Forschung bisher eher aus dem

¹⁴ CHARLES-THÉODORE GOSSEN, *Grammaire de l'ancien picard*, Paris 1970, § 31–35, verzeichnet keine Lautentwicklung, die sich auf den Fall von CISTERNA anwenden ließe, ebensowenig LOUIS-FERNAND FLUTRE, *Le moyen picard*, Paris 1970, § 56–57.

¹⁵ Auch die verhältnismäßig geringe Zahl junger Latinismen, die SCHMITT für die nördlichen Dialekte verzeichnet, scheint mir nicht beweisend, denn Schmitt stellt die nördlichen Dialekte des Französischen dem gesamten französischen Dialektgebiet gegenüber und nicht, wie wünschenswert, die nördlichen den südlichen Dialektien.

Weg gegangen ist. Mit gutem Grund, denn es handelt sich dabei um ein immenses Gebiet, das sich nicht von einem einzelnen Forscher innert nützlicher Frist bewältigen lässt. Schmitt müsste hier auf recht verlorenem Posten stehen. Sein wirklicher Fehler war es wohl, die bestehenden Möglichkeiten überschätzt zu haben.

Jakob Wüest



ALAN R. PRESS, *Anthology of Troubadour Lyric Poetry*, Edinburgh (Edinburgh University Press) 1971 (*Edinburgh Bilingual Library*), 325 p.

FRÉDÉRIC GOLDIN, *I. Lyrics of the Troubadours and Trouvères; II. German and Italian Lyrics of the Middle Ages*, New York (Anchor Press) 1973, 500 + 438 p.

MARTÍN DE RIQUER, *Los trovadores. Historia literaria y textos*, 3 vol., Barcelona (Planeta) 1975, 1751 p.

Während die Troubadouranthologien noch vor dem ersten Weltkrieg recht wenig zahlreich waren, folgten sich die Neuveröffentlichungen seit dem letzten Weltkrieg in immer kürzeren Abständen. Dabei sind in neuerer Zeit diese Textsammlungen oft mit deutschen, französischen, englischen, italienischen oder spanischen Übersetzungen versehen und sind somit nicht nur für Studienzwecke an Universitäten bestimmt, sondern wenden sich auch an ein weiteres gebildetes Publikum.

Ein charakteristisches Beispiel dafür ist die 1971 erschienene Sammlung von Alan R. Press, die 85 Texte von 15 Dichtern präsentiert, von textgenauen Prosaübersetzungen des Herausgebers begleitet. Besonders bemerkenswert sind die verhältnismäßig kurzen, aber treffenden Einleitungen zu den einzelnen Dichtern, die nicht nur die genaue Kenntnis von Leben und Werk sowie Angaben und Sekundärliteratur bezeugen, sondern auch bestechen durch sein eigenes Urteil, am trefflichsten vielleicht bei Bertran de Born, Arnaut Daniel und Bernart de Ventadorn.

1973 veröffentlichte Frédéric Goldin eine in ihrer Art eindrucksvolle zweibändige Sammlung mittelalterlicher Lyrik. Die Texte sind dabei nach den neuesten kritischen Ausgaben abgedruckt, mit Fußnoten und jeweils mit einer englischen Übersetzung versehen, die sich metrisch möglichst dem Original nähert. Der Untertitel *An Anthology and a History* beruft sich auf die Einleitungen zu den verschiedenen Dichtern, die wohl eine zusammenhängende Darstellung ersetzen sollen. Jedem Band ist eine ganz kurze Bibliographie beigegeben. Die Sammlung umfasst 60 Gedichte von 18 Troubadours, 44 Gedichte von 9 Trouvères, 64 Gedichte von 13 Minnesängern und 62 Gedichte von italienischen Dichtern.

Die besagten Einleitungen zu den verschiedenen Dichtern sind im allgemeinen sehr knapp und beschränken sich meistens auf die Lebensumstände. Eine Ausnahme im Sinne einer ausführlichen Darstellung und Stellungnahme des Herausgebers bilden bei den Troubadours die Einleitungen zu Guilhem IX und Bernart de Ventadorn, bei den Trouvères zu Thibaut de Champagne, bei den Minnesängern die Einleitungen zu Heinrich von Morungen und Reinmar, weniger ausführlich zu Walther von der Vogelweide, für die italienischen Lyriker des Duecento zu Guido Cavalcanti und zu Dante, etwas kürzer zu Guinizelli. In diesen Monographien geht es dem Verfasser vor allem darum, immer wieder die schon oft verteidigte Auffassung zu betonen, die mittelalterliche Liebesdichtung sei nicht Ausdruck individuellen Erlebens, sondern vor allem, wenn nicht gar ausschließlich, dichterisch be-

dingte Formung der Minne zu einer idealen Frau, die den Dichter veredelt. Wahrscheinlich von Heinrich von Morungen und Reinmar ausgehend, in deren Dichtung die ideale Frau besonders rein und wirklichkeitsfremd erscheint und der Dichter das Unverständnis der Feinde dieser nie erfüllten Liebe betont, sieht Goldin sowohl die vorausgehende okzitanische als auch die gleichzeitige und spätere französische und italienische Liebesdichtung im gleichen Lichte.

Den artistischen Charakter der immer erotisch bedingten Dichtung sieht er sowohl bei Guilhem IX, bei dem noch niedere und hohe Liebe, wenn auch nicht immer, so doch meistens getrennt sind, als vor allem bei Bernart de Ventadorn, wo der dialektische Charakter der Liebesdichtung nach Goldins Ansicht zu einer Spaltung der Persönlichkeit in Dichter und idealen Liebhaber führt. Seine Auffassung, offenbar von der neuen soziologisch bedingten Literaturbetrachtung ausgehend, gründet er auf die Tatsache, daß die Liebesdichtung von Anfang an sich an eine höfische Gesellschaft richtet, die sinnen- und erdenverbunden wie sie ist, einem Idealbild nicht nur der den Dichter inspirierenden Frau, sondern vor allem des Edelmannes als idealen Liebhabers nachstrebt. Dabei wäre allerdings zu bedenken, daß der erste Troubadour im Gegensatz zu seinen Nachfolgern die niedere Liebe, die zur Befriedigung der sinnlichen Triebe führt, wenigstens in den «Companho-Liedern» gar nicht als Unverständnis der Feinde der vergeistigten Liebe verurteilt. Dann ist zu bemerken, daß die Zweiheit der Liebesauffassung bei dem gleichen Guilhem IX auch nicht immer in dialektischer Weise erscheint, sondern vorzüglich in sauberer Trennung in zwei verschiedenen Gattungen, eine Trennung, die bei seinen Nachfolgern ihre Entsprechung hat in der Trennung von eigentlichem Minnelied und der den ritterlichen Liebhaber verspottenden Pastourelle, sowie, vor allem in Italien, realistischen Gedichten und Sonettfolgen.

Goldin führt aus, wie im Gegensatz zu den Troubadours und den Minnesängern die Bezugnahme auf die höfische Zuhörerschaft bei den Trouvères bedeutend abgeschwächt erscheint, wenn nicht ganz ausgeschaltet wird, indem Dichter wie Thibaut de Champagne für die Vertreter der sinnlichen Liebe, die *faus ameor* überhaupt kein Verständnis aufbringen, sondern sie mit Verachtung strafen. So verliert die Dichtung der Trouvères wie die der späteren Troubadours den dialektischen Charakter. Das gleiche geschieht in Italien, wo in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Lösung von der höfischen Gesellschaft, welche zu bestehen fast aufgehört hat, die Liebesdichtung zu einer auf neuen Grundsätzen fußenden Verinnerlichung führt, die der Verfasser in seinen Einleitungen zu Cavalcanti und Dante ausführlich darlegt.

In der oft leidenschaftliche Wiederholungen nicht vermeidenden Verfechtung dieser Auffassung der mittelalterlichen Liebeslyrik und ihres Wandels liegt der Hauptakzent dieser *History* einer Dichtung, die für Europa ausschlaggebend werden sollte. Die Wiederaufnahme der alten These der rein und vorab artistischen Natur der Troubadourdichtung mit der Betonung ihres gesellschaftlichen Charakters ist als Arbeitshypothese durchaus begreiflich, wenn die Durchführung in ihrer Einseitigkeit auch nicht überzeugt. Ihr widerspricht in ganz klarer Weise die nicht nur in den *Vidas*, sondern auch in der Dichtung selber zahllos auftretende Bezugnahme auf das Verhältnis der Dichter zu den gefeierten Frauen und vor allem dessen leidenschaftliche Verurteilung als ehebrecherische Sittenverderbnis durch Dichter wie Marcabru, Cercamon, Bernart Marti und später Bernart de Venzac und andere. Der gesellschaftliche Charakter der Troubadourdichtung ist von jeher auch in Hinsicht auf die Tenzenen, Partimens und Einzelcoblas betont worden.

Von einer besonderen Rücksichtnahme auf die dem *fin amor* feindlich gesinnten Zuhörer in den *Canzos* kann wohl so allgemein nicht gesprochen werden, werden diese Gegner doch als *Malvaza gens savaya* hingestellt und verurteilt. Bei Bernart de Ventadorn gar handelt

es sich nie ausdrücklich um ein Eingehen auf die Sicht dieser Spötter, sondern ganz deutlich um ein inneres dialektisches Selbstgespräch. Bei einem Dichter, der wie Bernart immer wieder die Echtheit seiner Gefühle betont, ist ein rein artistisches Gespräch mit dem wilden Teil der Zuhörerschaft ganz unwahrscheinlich. Die artistische Seite der Troubadourdichtung steht nicht nur zur Frage. Sie ist absolut auch in anderem Sinne vorhanden, so bei Troubadours wie Raimbaut d'Aurenga (für das *trobar clus*), Giraut de Bornelh (für das *trobar leu*) und vielen anderen, und zwar in verschiedenem Maße, wie bei jeder Dichtung. Sie für die gesamte Troubadourdichtung als einzig ausschlaggebend hinzustellen, dürfte jedoch abwegig sein.

Die Reihe der Troubadouranthologien der letzten 15 Jahre schließt mit dem monumentalen Werk von Martín de Riquer, dessen Studien und Textausgaben sich von den Anfängen der französischen, provenzalischen, spanischen und katalanischen Literaturen über den Lazarillo de Tormes, die Celestina und Boscán bis zu Cervantes und Calderón erstrecken. Martín de Riquer veröffentlichte bereits im Jahre 1948, neben einem *Resumen de literatura provenzal trobadórica*, den ersten Band einer kommentierten Anthologie *La lírica de los Trovadores*, die 113 Lieder von 22 Troubadours umfaßte. Statt des vorgesehenen zweiten Bandes erscheint nun diese dreibändige Literaturgeschichte mit Texten, die mit 371 Liedern von 122 Autoren und 9 Anonymen, von Guilhem IX de Peitieu bis zu Federico III de Sicilia und Ponç Hug IV de Ampurias die ganze Troubadourdichtung des 12. und 13. Jahrhunderts berücksichtigt. Den Texten geht eine mehr als 100seitige *Introducción a la lectura de los Trovadores* voraus. Am Schluß des dritten Bandes folgt eine erschöpfende Bibliographie, die, Verweise inbegriffen, 446 Nummern verzeichnet und sowohl Textausgaben wie kritische und darstellende Abhandlungen anführt. Ein Verzeichnis der Standorte der in der Anthologie veröffentlichten Texte in den Repertorien von Bartsch, Pillet-Carstens und Frank, sowie ein Verzeichnis der Platten mit Melodien der Texte schließen das Werk ab.

Die umfassende Einleitung charakterisiert in großen Zügen die Dichtung der mit Namen bekannten Troubadours des 12. und 13. Jahrhunderts und ihre 2542 von István Frank – dessen Andenken Martín de Riquer sein Werk widmet – verzeichneten Dichtungen. Sie geht auf die Handschriften der Liedersammlungen (Cancioneros) ein, auf den Typus des Troubadours selber, auf seine Lebensumstände und gesellschaftliche Stellung, auf die *Vidas* und die *Razos* (die bei jedem einzelnen Troubadour abgedruckt werden), auf die Spielleute, auf die mittelalterlichen provenzalischen und lateinischen Poetiken, auf die Versifikation, dann auf die verschiedenen Formprobleme, auf die Gattungen (*cansó*, *vers*, *sirventes*, *planh*, *alba*, *pastorela*, *tensó*, *partimen*, *tornejamen*, *cobla*). Ein besonderes Kapitel behandelt die Schulung und Bildung der Dichter und ihre verschiedenen Stile (*trobar leu*, *trobar ric* und *trobar clus*). Am eindrücklichsten zeigt sich des Verfassers persönliche Auffassung wohl in der Darstellung des feudalen Charakters und der Liebesauffassung der Troubadours, sowie der religiösen Grundlage und ihrer Auswirkung in der Dichtung. Die Einleitungen zu den 122 Troubadours sind im Eingehen auf ihre mit Hilfe der kritisch besprochenen historischen Dokumente, *Vidas* und *Razos* und auf die Katalogisierung und Charakterisierung ihrer Lieder, in der Erfassung sämtlicher Sekundärliteratur vorbildlich und, fußend auf der überlegenen, objektiven und jede Polemik meidenden Darstellung, durch die ausführliche Besprechung der strittigen Fragen, kaum zu überbieten. Die die textkritischen, inhaltlichen und formalen Fragen berücksichtigenden Fußnoten und die genauen spanischen Übersetzungen sämtlicher Texte und Zitate erlauben auch einem Nichtprovenzalisten, diese für die europäische Wortkunst entscheidende Dichtung zu erfassen.

Reto R. Bezzola



GUGLIELMO IX d'AQUITANIA, *Poesie*, a cura di NICOLÒ PASERO, Modena (S.T.E.M. – Mucchi) 1973, XXXVII + 413 p.

Dieser von Pasero betreute Band I der «*Subsidia*» al «*Corpus des Troubadours*» kann als vorbildlich gelten. Er ersetzt die bisherige Ausgabe von A. Jeanroy in der Neubearbeitung aus dem Jahre 1926¹. Der Leiter dieser Publikationsreihe des *Istituto di Filologia romanza dell'Università di Roma*, Aurelio Roncaglia, erläutert in der Einleitung die Zielsetzung dieser Einzelpublikation («*contributi specifici ... nei quali possa liberamente esprimersi tutto quel lavoro di scavo puntuale e di minuta discussione*») innerhalb des größeren Rahmens des *Corpus des Troubadours*. Dieses internationale, umfangreiche Unternehmen sollte nach der Ansicht Roncaglias die verschiedenen Ergebnisse textphilologischer, sprachlicher, literarischer und historischer Forschung übernehmen können und Troubadourtexte, mit vollständigem Variantenapparat und französischer Übersetzung versehen, einem weiteren Publikum zugänglich machen. Ob diese Zielsetzung für die geplanten 47 Bände des *Corpus des Troubadours* realisierbar ist oder nicht, wird von der Publikation weiterer solcher grundlegender Einzeluntersuchungen wie diejenige von Pasero abhängen.

Die Arbeit von Pasero gliedert sich in

- einen bibliographischen Teil (p. XIX–XXXVII). Die Bibliographie ist vollständig bis 1971. Nach Abschluß des Manuskriptes wurden noch publiziert:
 - Nach Abschluß des Manuskriptes wurden noch publiziert:
 - KÖHLER E., *Wilhelm IX., der Pilger und die rote Katze*, in: *Mélanges Le Gentil*, Paris 1973, p. 421–434
 - LEJEUNE R., *L'extraordinaire insolence du troubadour Guillaume IX d'Aquitaine*, in: *Mélanges Le Gentil*, Paris 1973, p. 485–503
- *Vida* (p. 1).
- *Testi* (p. 3–308).
- *Sulla lingua di Guglielmo IX* (p. 309–370).
- *Glossario* (p. 373–404).

Im Textteil stellte sich für Pasero die Frage, wieviele Troubadourgedichte dem Grafen von Poitiers zugewiesen werden können. Pillet-Carstens ordnen ihm unter der Nummer 183 ihrer grundlegenden *Bibliographie der Troubadours* zwölf Dichtungen zu². Das Lied 9 *N'Ebles ara'm digatz* ist freilich bereits bei Pillet-Carstens in Klammern gesetzt und im *Répertoire métrique de la poésie des troubadours* von István Frank definitiv Gui d'Ussel (194, 16) zugeschrieben worden³. Pasero hat deshalb mit Recht auf die Edition von 183.9 verzichtet. Von den noch verbleibenden elf Dichtungen ist Lied 6 (*Farai chansoneta nova*) umstritten. Dieses Gedicht ist nur in der Handschrift C erhalten, deren Verfasser für Zuordnungsfragen nicht besonders vertrauenswürdig ist. Monteverdis Argumentation gegen die Autorenschaft von Guillaume IX ist überzeugend⁴. Pollmann, in *Dichtung und Liebe bei Wilhelm von Aquitanien* (ZRPh. 78, 354), hat die Ansicht von Monteverdi untermauert.

Pasero hat diesen Gegebenheiten Rechnung getragen, wenn er dieses Gedicht in den Anhang verweist und auf eine literarische Interpretation im Rahmen des übrigen Werkes verzichtet.

¹ A. JEANROY, *Les chansons de Guillaume IX, duc d'Aquitaine (1017–1127)*, Paris 1926.

² A. PILLET, H. CARSTENS, *Bibliographie des troubadours*, Halle S. 1933.

³ I. FRANK, *Répertoire métrique de la poésie des troubadours*, Paris 1957, vol. 2, p. 121.

⁴ A. MONTEVERDI, *La 'chansoneta nueva' attribuita a Guglielmo d'Aquitania*, in: *Studi in onore di Salvatore Santangelo*, 1955, vol. I, p. 6–15.

Die Herausgabe der einzelnen Lieder geschieht nach folgendem Grundschema:

1. Interpretation des entsprechenden Gedichtes, die einerseits einen Überblick im Sinne eines Forschungsberichtes gibt, andererseits aber auch eine persönliche Stellungnahme des Herausgebers ermöglicht.
2. Angabe der überlieferten Manuskripte, der bereits erfolgten Ausgaben, der metrischen Besonderheiten.
3. Textausgabe anhand eines Basismanuskriptes mit der Angabe der einzelnen Varianten.
4. Italienische Übersetzung.
5. reichhaltiger philologischer Kommentar zu den einzelnen Textstellen. Die sprachlichen Bemerkungen entsprechen dem neuesten Forschungsstand und erhalten dank des abgewogenen Urteils des Herausgebers Pasero Modellcharakter für spätere Textausgaben dieser Art.

Die Studie über die Sprache von Guillaume IX liefert wertvolles Material, erlaubt aber keine umfassende Synthese, da meiner Ansicht nach nicht deutlich unterschieden wird zwischen den Reimen des Autors, die Rückschlüsse auf die Sprache von Guillaume IX ermöglichen, und den übrigen Sprachformen, die mehrheitlich nur Hinweise auf die Sprache der einzelnen Manuskriptschreiber zulassen. Diese Problematik versuchte ich aus meiner Sicht darzustellen in den beiden Arbeiten: *Die Sprache von Guilhem IX, Graf von Poitiers* in der Festschrift für Carl Theodor Gossen und in erweiterter Form in *La langue de Guilhem IX, comte de Poitiers* in *Cahiers de civilisation médiévale*. Wenn Pasero p. 312–326 den Schwerpunkt seiner Ausführungen auf die Ergebnisse der Palatalisierung legt, folgt er den Spuren von Charles Camproux⁵. Da weder Beispiele für palatalisiertes noch unpalatalisiertes -CA- im Reim vorkommen, kann die Palatalisierung für die Charakterisierung der Sprache von Guillaume IX kaum Hinweise liefern. Die Zusammenstellungen von Pasero, p. 313, sind von Bedeutung für Studien, welche der sprachlichen Charakterisierung der einzelnen Troubadourhandschriften dienen⁶. Wenn Pasero auf p. 314 schreibt: «grafie diverse compaiono in lessemi diversi, in contesti diversi, nello stesso manoscritto: esempi *chantar* IX 1 C – *cavals* I 7 C (*chevau* IV 6 C)», so ergeben sich keine Hinweise für die Sprache von Guillaume IX, sondern einzig für den Schreiber der Handschrift C. Diese Angaben stimmen überein mit den Angaben von Monfrin, *op. cit.*, p. 301: «Le groupe *ch* devant *a* est rare: on le trouve fréquemment et par tradition à l'initiale de mots comme *chanso*, *chantar*. Dans le dialecte du copiste, nous le verrons, *c* devant *a* reste dur: il est difficile de savoir ce que représentait pour lui cette graphie dans ce cas» (ebenfalls von Pasero zitiert p. 323).

Pasero gibt einen übersichtlichen Forschungsbericht für die Beurteilung der Sprache von Guillaume IX (p. 328s.): «In sostanza, le proposte finora avanzate sulla lingua di Guglielmo si lasciano classificare in due grossi gruppi: quelle secondo cui Guglielmo avrebbe scritto in 'pittavino', e quelle secondo cui invece egli si sarebbe avvalso di una lingua letteraria, con dialettalismi più o meno forti. Al primo gruppo appartengono per es. le proposte del Gamillscheg, del Migliorini, della Scharten e del Pignon; al secondo quelle del Morf, dell'Appel, dello Jeanroy, dell'Avalle, del Pfister; un caso particolare è quello del Camproux.» In meiner Studie, die dem Herausgeber Pasero noch nicht bekannt sein konnte, gelange ich zu folgendem Ergebnis: «Pour la langue artistique de Guillaume IX trois facteurs me

⁵ Ch. CAMPROUX, *Remarque sur la langue de Guilhem de Peitieus*, in: *Mélanges Rita Lejeune*, Gembloux 1969, vol. I, p. 67–84.

⁶ Cf. z.B. die vorbildliche Studie von J. MONFRIN, *Notes sur le chansonnier provençal C*, in: *Recueil Brunel*, Paris 1955, vol. II, p. 292–312.

paraissent être constitutifs: l'élément occitan qui vers 1100 ne différait pas fondamentalement de l'ancien limousin, de rares particularités spécifiquement poitevines et une certaine réceptivité à l'égard des emprunts venant du français du nord dans une fréquence non habituelle chez les autres troubadours⁷.»

Die folgenden Bemerkungen beziehen sich größtenteils auf sprachliche Einzelprobleme:

p. 45 Vers 9 (183,4): *e meno trop maior nauza que le mainada del rei*: Jeanroy liest *la mainada* im Chansonnier N. Ein femininer Artikel *le* ist mir unbekannt.

p. 70 Vers 18 (183,5): *a revers planh hom la tala, si'l dampn ...* Übersetzung p. 71: «ci si lamenta a sproposito della rovina ...» Anmerkung p. 81: *tala* ‘devastazione’; in origine un arabismo (cf. Scheludko, *ZRPh* 47 [1927], 439); ha riferimento specifico ai danni arrecati alle colture, ai boschi etc. (cf. ms. prov. d’Arles, 1268–1269, f. 221 r^o e v^o: *fecerat talam com ovibus suis transeundo per dictum territorium*). Vedi Donat 3256: *tala* = *devastacio vel detrimentum*.»

Das angeführte Beispiel aus dem manuskript provençal d’Arles 1268–1269 dürfte zu übersetzen sein: «Il soumit à la taille (impôt) les moutons qui passait par ce territoire». *Tala* ist zu übersetzen mit ‘taille; coupe, manière dont on coupe certaines choses, dont elles sont taillées’. Diese Interpretation wird durch das gleiche Gedicht Vers 15 gestützt: *c’om hi tailla* und Vers 16: *E quan lo boxs es taillatz*.

Die Graphie *l* für das Phonem (*l*) ist relativ häufig zu belegen, vgl. Å. Grafström, *Etude sur la graphie des plus anciennes chartes languedociennes avec un essai d’interprétation phonétique*, Uppsala 1958, p. 209; H. Kalman, *Etude sur la graphie et la phonétique des plus anciennes chartes rouergates*, Zürich 1974, p. 93. – Zur Graphie *tala* im *Donatz Proensals*, vgl. J. H. Marshall, *The Donatz Proensals of Uc Faidit*, London 1969, p. 57: *volha* 390 neben *vola* 494. – Beispiele aus den Chartes: *arouerg. talas* f. pl. (1195, BrunelS 518,5), apérig. *talada* ‘taille’ (1185, Brunel 225,19, 104); als Ortsbezeichnung, *arouerg. Taladas* (1191, Brunel 259,3) neben *Tailladas* (1184, BrunelS 471,6).

p. 129 Vers 78 (183,12): (Ueit jorn ez ancar mais estei) *az aquel torn*: übersetzt p. 132: «(Otto giorni e ancor più restai) in quei paraggi», interpretiert p. 154: «Per la conservazione del testo *torn* di V, vale il significato attestato di «Umkreis» (SW VIII 287, 8), quindi *az aquel torn* = ‘in quella cerchia’».

Ich verstehe *torn* als «à ce tour alternatif (une fois avec Agnes, l'autre fois avec Ermessen)». Diese Interpretation wird durch den folgenden Vers 79 bestätigt: *tant las fotei com auziretz*.

p. 142 Vers 16 (183,12): «Bernart: questa forma del nome proprio è l'unica attestazione in La Du, *Chartes* gloss., s.v. *Bernart* ...» In den von Brunel publizierten Originalurkunden vor 1200 ist *Bernart* einer der häufigsten Personennamen.

p. 147 Vers 31 (183,12): «*sor* = ‘sorella’ (forma d’origine settentrionale: Appel, *Lautlehre*, § 15, p. 17).»

Die Rektusform *sor* < *soror* ist im Aokzit. bestens belegt, cf. *FEW* 12, 115: apr. *sorre* f. ‘sœur’ (ca. 1250–14. Jh.; 1356, Pans), *sor* (BBorn; 13. Jh., Pans; ca. 1360), *sore* (1356, Pans; 1497, Fazy), alang. id. (1180–1190, Brunel), aalb. *sorr* (1182, Brunel), *sor* (1188, BrunelS), *arouerg. id.* (1148–1196, Brunel; BrunelS; 14. Jh., Rn), *sorre* (1170–1198, Brunel; BrunelS), *sore* (1183, BrunelS), *sorr* (1192, Brunel). – Bei diesen Formen handelt es sich nicht um Ent-

⁷ M. PFISTER, *La langue de Guilhem IX, comte de Poitiers*, *CCM* 19 (1976), 93–115.

lehnungen aus dem Altfranzösischen, ebensowenig wie bei avenez. *sor* *KrJber* 8, 136, alucc. *soro* *AGI* 16, 418, abologn. *sore* *StFR* 7, 190, alomb. *sor* *AGI* 14, 214, agen. id. *AGI* 8, 390.

Die zitierte Stelle aus Appels *Lautlehre* § 15⁸ lautet: «Das Pferd erscheint als ein im Süden nicht recht heimisches Tier, wenn *cabal* allmählich ganz durch *cheval* oder seine lautlichen Differenzierungen ersetzt wird (ALF 269), und damit erklären sich auch *sor* und *galopar*.» Das Lexem *sor* ist in diesem Zusammenhang als Variante zu aokzit. *saur* adj. ‘jaune, brun, fauve’ zu verstehen, vgl. *FEW* 17, 18b (<anfrk. **saur*), Karch 46 (apr. *saur*, *sor*) und hat mit *sor* <SOROR nichts zu tun.

p. 305 Vers 15: «*aiutori*: forma difficile, come del resto tutte le rime della cobla (unico es. nel glossario della *Chrest.* dell’Appel)». Aokzit. *aiutori* m. ‘aide’ ist die latinisierende Variante zu okzit. *aitori* und relativ gut belegt, vgl. *VRom.* 18 (1960), 248: Agen 1221 bo guirent e *ajutori* 10, 13; Gévaudan 1137 e dreiz *aiutori* t’en cerem ‘Helfer’ Brunel 29,5 und 30,4; Rouergue 1167–1187 sieben Belege für *ajutori* ‘Helfer’ Brunel, Register: Avignon 1210 *ajutori* ‘aide’.

p. 335: «L’esito *-au* proviene da A + U (VII 38 *lau*; cfr. qui sotto § 18,1) e anche da -AVI(S), -AVU (IV 48 *contraclau*, 46 *Peitau*), come nell’oc. Si hanno però anche le forme *Peiteus*, *Angeus* (XI 10,11) in rima con *greus*: l’esito *-eus* dei due toponimi è pittavino ...» Da auch Marcabru, Cercamon und P. Vidal *Peitau* ‘Poitou’ und *Peitieus* ‘Poitiers’ unterscheiden, vermute ich, daß für die poitevinische Entwicklung differenziert werden muß zwischen -AVU > -au (vgl. die Formen *Poytou*, *Peitau*, *Peto*, *Peyto*, *Peitou*, *Poctou*, *Potto*, *Poitou*, *Poyto* bei La Du⁹) gegenüber -AVIS > -eus (*Peiteus* ‘Poitiers’), einer poitevinischen Form, die auch in aokzit. Dokumenten vor 1200 belegt ist, vgl. *Aemar de Peiteus* (Vivarais 1197, Brunel 313,2), *Guillelmes de Peiteus* (Valentinois ca. 1181, Brunel 459,1).

p. 341: «Sulla forma *talan*, cf. Appel, *Lautlehre* § 15, p. 17: «aus der epischen Sprache des Nordens.»

Da im Spontanlatein neben TALENTUM auch TALANTUM belegt ist, z.B. Itala Vercellensis, 2. Hälfte 4. Jh. und Codex Bezae 5. Jh. (*FEW* 13/1, 38) scheint mir diese auf Appel zurückgehende Anmerkung fragwürdig, cf. z.B. aokzit. *talan* im Reim mit *tan* (BernVent 31,16, Lv).

p. 358: «Sull’alternanza di *cel* e *celui* nell’obliquo singolare maschile, vedi anche Grafström, Morphologie, § 33, p. 77s., che respinge l’ipotesi del Kjellman, secondo cui *celui* in documenti limosini e in testi letterari sarebbe dovuto ad influenza francese, ricordando la presenza del pronomine personale *lui* nell’Albigense e in genere nel Sud.»

Die Skepsis von Grafström bezieht sich nur auf die Erklärung von aalb. *celu* (1171) mittels altfranzösischem Einfluß: «Il me semble fort douteux que notre *celu* alb. de 1171 doive s’expliquer ainsi. Rappelons que l’alb. possédait le pron. pers. *lui* (§ 19,a).» Die Aussage von Kjellman wird durch meine Belegsammlung bestätigt. Kjellman 55: «Ainsi nous devons à l’influence française *celui*, *cellui* comme cas-régime, au masculin, de *cel*; c’est une forme fréquente dans les textes et les documents limousins, entre autres le *Boèce* et l’*Evangile de S. Jean*, et il y en a aussi des exemples dans les textes proprement littéraires, comme *Daurel et Beton* et les troubadours¹⁰.» – Am nordfranzösischen Einfluß beim Korrelativpronomen *celui* bei GuillPoit ist kaum zu zweifeln.

⁸ C. APPEL, *Provenzalische Lautlehre*, Leipzig 1918, p. 17.

⁹ M. S. LA DU, *Chartes et documents poitevins du 13^e siècle en langue vulgaire*, *Archives Historiques du Poitou* 57 (1960), 58 (1963).

¹⁰ H. KJELLMAN, *Etude sur les termes démonstratifs en provençal*, Göteborg 1928, p. 55.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß sich die vorliegende Textedition von N. Pasero würdig anschließt an die langjährige Tradition italienischer Troubadourausgaben, z.B. an diejenigen von Arnaut Daniel durch Gianluigi Toja oder von Peire Vidal durch D'Arco Silvio Avalle. Die *Subsidia al Corpus des Troubadours* haben mit diesem ersten Band eine solide Grundlage erhalten, die richtungsgebend sein möge für die folgenden Beiträge, z.B. für die im Vorwort erwähnte Ausgabe von Bernart de Venzac, die von Maria Picchio Simoni besorgt wird.

Für die Verwirklichung des *Corpus des Troubadours* wäre es förderlich, wenn so qualifizierte Herausgeber wie Nicolò Pasero auch mit der Bearbeitung des entsprechenden Corpus-Bandes beauftragt würden. Die vorzügliche Ausgabe von Pasero im Rahmen der *Subsidia* sollte als Modellband des *Corpus des Troubadours* bearbeitet werden.

Max Pfister



WILHELM KESSELRING, *Die französische Sprache im Mittelalter, von den Anfängen bis 1300.*

Handbuch des Altfranzösischen: Äußere Sprachgeschichte, Phonologie, Morphosyntax, Lexik, Dokumente, Tübingen (Gunter Narr) 1973, 342 + 110 p. (*Grundlagen der französischen Sprachgeschichte 7 = Tübinger Beiträge zur Linguistik 30*).

Wenn es um die Frage der Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeit ging – sie mußte nicht einmal unbedingt neue Erkenntnisse vermitteln –, pflegte mein unvergesslicher Lehrer Jakob Jud jeweils das Bild vom «auf's Eis legen» zu brauchen; er meinte damit, erst wirklich Durchdachtes und Ausgereiftes solle gedruckt werden. In den letzten Jahren ist es immer mehr Mode geworden, in Form von «Arbeitsheften» u.dgl. überarbeitete und ergänzte Unterlagen, welche die Verfasser im Hinblick auf akademische Lehrveranstaltungen zusammengetragen haben, zu publizieren. Solche Publikationen mögen für den Benutzer von Nutzen sein unter der Voraussetzung, daß sie qualitativ in jeder Beziehung einwandfrei und quantitativ sorgfältig abgemessen sind. Mir will scheinen, daß diese Voraussetzung im vorliegenden Werk nur zum Teil erfüllt ist. Es ist schade, daß eine Arbeit, die soviele gute Ansätze und wertvolle Übersichten enthält und in die ein erheblicher Arbeitsaufwand investiert wurde, durch Mangel an Maß und Nachlässigkeit im Detail in ihrem Wert herabgemindert wird. Ersteren Vorwurf hat Kesselring vorausgesehen und versucht ihn im Vorwort zu parieren: «Man sollte auch bei dem Versuch, die Materialmenge negativ zu vermerken, bedenken, daß ohne detaillierte Inventarisierung keine exakten quantitativen Resultate zu erzielen sind und daß die qualitativen Urteile oft nicht ohne die Rücksichtnahme auf den Stellenwert in der Quantität möglich sind» (p. I/7). Anderseits wird betont, daß es sich um ein Arbeitsbuch für Studenten handelt zur Vorbereitung von Referaten und Mitarbeit in Veranstaltungen des Altfranzösischen, dies mit der ergänzenden Feststellung, daß Anfänger und Fortgeschrittene, Haupt- und Nebenfächler, Studierende und gebildete Laien sehr unterschiedliche Ansprüche an ein solches Werk stellen. «Es wurde versucht, im Rahmen des Möglichen zwischen so verschiedenen Interessen und Zielen einen Kompromiß zu finden» (p. I/9). Der angesprochene Leser- und Benutzerkreis besteht aber doch wohl in erster Linie aus Studierenden der Romanistik; also muß ich mich, wenn ich dieses Buch beurteilen will, auf den Standpunkt ebendieser Information suchenden Studierenden stellen. Somit erheben sich die Fragen: 1) Ist die gebotene Information den Bedürfnissen und dem Fassungsvermögen des Studierenden adäquat, ist sie exakt und zuverlässig? 2) Wird das p. I/7 ange-

strebte Ziel des Verfassers erreicht, «daß die Einsicht in die Kausalitäten der französischen Sprache von kontrast- und reliefgebendem Wert für die Erkenntnis der Wesenszüge des aktuellen Französisch ist»? Erstere Frage werde ich anhand einiger Stichproben, die ich bei der Vorstellung der einzelnen Kapitel und Abschnitte vornehme, zu beantworten suchen, letztere im Laufe und am Schluß dieser Besprechung.

Der *Vorgeschichte der französischen Sprache* sind die Seiten I/12–176 gewidmet. Sie beginnt mit Ausführungen zu den Subsubstratsprachen und ihren Relikten im heutigen Französisch: 1. Das ältere vorberberische, vorhamitische eurafrikanische Substrat Westeuropas, 2. Die jüngere, hispano-kaukasische Schicht. Neben den relativ wenigen Appellativen, welche diesen Schichten zugewiesen werden können (z.B. *sapin*, *lapin*; *landier*, *bourdaine*), werden zahlreiche Fluß- und Ortsnamen aufgezählt. P. I/15 wird die erste Teilbibliographie¹ geboten, und hier möchte ich gleich eine erste Kritik zur Darstellungsweise anbringen. Die Titel werden, wenn es sich um selbständige Publikationen handelt, einmal mit, einmal ohne Angabe des Erscheinungsortes angeführt, einmal figuriert nur der Name des Verlags. Beim Aufsatz von J. Hubschmid wird die *Zeitschrift für Romanische Philologie* als Z abgekürzt, im Abkürzungsverzeichnis p. I/5 figuriert sie aber als *ZRPh*. Gewiß sind das Kleinigkeiten, aber wie sollen wir unseren Studenten korrektes Zitieren beibringen, wenn wir ihnen so ein schlechtes Beispiel geben²? In dieser Bibliographie zu den ON fehlt – ebenso p. II/95 – das Standardwerk von A. Longnon, *Les noms de lieu de la France*, Paris 1920–29. – In weiteren Unterabschnitten werden die Ligurer und die Iberer vorgestellt. Unter 5. folgt eine Liste der ältesten Wörter im gegenwärtigen Französisch. Dazu folgende Aussetzungen: *artigue* ‘friche’ ist im «gegenwärtigen» Französisch als Appellativ inexistent. Es figuriert in keinem Handwörterbuch. Zu seiner Verwendung als ON cf. Longnon, *op. cit.*, § 31. – *aven* wird von Kesselring als ‘puits naturel’ definiert, besser ‘gouffre formé en région calcaire’; wird in den Handwörterbüchern angeführt, aber überall als Regionalismus (Rouergue) gekennzeichnet. – *ballon* ‘montagne des Vosges’ ist durch diese Definition schon als Nichtappellativ charakterisiert; zur Etymologie cf. immerhin *BLWtbg.* 54 s.v. – *bardane* ‘Klette’, letztlich zurückgeführt auf vlt. *BARRUM vorromanischer Herkunft. Die Grundbedeutung ‘Lehm’ sollte jedenfalls angegeben werden, wie dies unter *chambarder* erfolgt. Dafür fehlt dort der Asterisk vor dem Etymon³. – *baume* ‘grotte’ ist kein allgemeinfranzösisches Appellativum. – *calanque* wird als ‘ria étroite et escarpée’ definiert: es ist nicht gerade geschickt, einen Terminus technicus durch einen andern zu definieren; der Neologismus *ria* n.f., spanischer Herkunft, dürfte auch Franzosen nur im Geographieunterricht begegnen. – *chalet*, letztlich aus *CALA ‘abri’; es fehlt der Asterisk. – *chamois* ‘Gemse’, cf. zuletzt die Kontroverse zwischen H.-E. Keller und J. Hubschmid in *VRom.* 24 (1965), 88–105, 25 (1966), 236–258. – *cheire* ‘coulée de lave’ geht nicht auf *CALA, sondern auf *CARRA ‘Stein’ zurück, cf. *FEW* 2, 409. – *clapier* ‘garenne’ wird als aus «prov. *clapier* ‘pierreux’» entlehnt hingestellt. Tatsache ist, daß das Wort schon im Okzitanischen ‘garenne’ bedeutet; die Basisbedeutung ist ‘tas de pierres’, cf. *FEW* 2, 735s. – *jar(d)* ‘sable caillouteux’ ist trotz seines Vorkommens bei Balzac als Regio-

¹ Das diesbezügliche Prinzip des Verfassers besteht darin, im Text jeweils bibliographische Hinweise zu geben, welche größtenteils – wenn auch nicht alle – in der Gesamtbibliographie p. II/82ss. wieder erscheinen.

² Den Rekord in salopper Zitierweise schlägt der Verfasser p. I/173 N 1 mit folgendem Hinweis: «Näheres in dem Artikel ‘Langue d’oc, Languedoc, Occitan’ von B. Müller (Heidelberg), FS Gamillscheg (zum 80.).»

³ Da die Schreibmaschine, auf der die Vorlage für den Photodruck geschrieben wurde, offensichtlich das Zeichen * nicht besitzt, werden erschlossene Formen mit einem + gekennzeichnet. Auch diese Kleinigkeit kann den Anfänger nur verwirren.

nalismus zu werten. – *isard* wird kurzum als ‘Gemse’ definiert, bezeichnet aber nur die Pyrenäengemse. – *mélèze*, Abl. von *MELIX*, das K. auf *MALA ‘Berg’ zurückführt; cf. immerhin *FEW* 6/1, 654. – *souche* wird als aus okzit. *souc* entlehnt bezeichnet; das ist sicher ein Irrtum, cf. *FEW* 13/2, 348–354, sub gall. *TSUKKA. – *touche* ‘bosquet’ wird zweimal aufgeführt, einmal als «prov. *souc* < kelt. *tsucca* < ?», einmal als «(dial.) < TUKK-»; cf. *FEW* 13/2, 439–440, sub *TUSCUS*. – All diese Ungenauigkeiten lassen auf allzu eilige Redaktion oder schlecht überwachte Abschrift schließen.

Im folgenden Abschnitt über die Substratsprachen wird zuerst auf die griechischen Elemente eingegangen. Eine Korrektur zur Bibliographie, p. I/24: *ZRPh.* 68 entspricht dem Jahrgang 1952, nicht 1962. Und was soll ein Student mit der Angabe «Rohlfs, G., ASNS 1954» anfangen? – Es folgt ein umfangreicher Abschnitt über die Kelten. An sich nützlich und lobenswert ist die Aufstellung p. I/28–31 der keltischen Substrat- oder Reliktwörter des Französischen, nach Sachgebieten kontrastiv zu den übrigen romanischen Sprachen – unter Weglassung der sog. Kleinsprachen – dargestellt, unter jeweiliger Angabe des lat. Normalterminus (mit dem Zeichen \triangle). Die Darstellung ist aber manchmal so unklar, daß es einem Anfänger schwerfallen dürfte zu unterscheiden, was in den angeführten Sprachen Erbwörter und was Lehnwörter aus dem Französischen sind. Einige Beispiele mögen diese eigenartige Zitierweise illustrieren: «*crème* < *craime* < kelt. *crama* × +CHRISMA: it., ru. *cremā* (sp. *nata*, *crema*, pg. *nata*; \triangle FLOS LACTIS)». Woran ist zu erkennen, daß es sich bei it., sp. *crema*, rum. *cremă* um späte Entlehnungen aus fr. *crème* handelt? – «*borne* ‘Grenzstein’ < afrz. *botne* < kelt. +*butina*, okz. *bozola*, (sp. *mojón*), ru. *bornă*, (pg. *marco*) (it. *limite*, \triangle TERMINUS)»; rum. *bornă* ist Lehnwort. – «*raie* ‘Furche’, afrz. *roie* < kelt. +*trīca*, it. *riga*, okz. *rega* (sp. *surco*, ru. *brazdă*; \triangle VERTEX), pg. *rego*»: It. *riga* ‘Linie, Zeile, Strich’ < langob. *riga* hat in diesem Kontext überhaupt nichts verloren. – «*lande* ‘Heideland’ < kelt. +*londa*, okz. *landa*, bret. *lann*, sp. pg. *landa*, it. *landa*, ru. *landă* (*bărăgan*); \triangle TESCA, TESQUA». Dazu ist zu bemerken, daß it. *landa* schon im 13. Jh. belegt und wohl aus dem Aprov. entlehnt wurde; sp. *landa* ist gemäß *DCELC* erst 1800 erstmals belegt, rum. *landă* ist ebenfalls Lehnwort und pg. *landa* existiert überhaupt nicht. – «*dune* < ndl. *dunen* < kelt. +*duno* ‘hauteur’ (*Lugdunum*), ru. *dună*, it. sp. pg. *duna* (\triangle COLLIS ARENOSUS)». Ein nachgewiesenermaßen dem Mittelniederländischen entlehntes Wort kann nicht als keltisches Reliktwort im Französischen gelten, dies um so weniger als mndl. *dûne*, ndl. *duin* mit kelt. -*dūnum* wohl kaum verwandt ist, cf. *FEW* 15/2, 81 b. – Sub *mègue* ‘petit-lait’ ist die rum. Bezeichnung *zer* (< ?) nicht angeführt. – Diese Liste ließe sich im gleichen Stil beliebig verlängern. Der Studierende wird schwerlich verstehen, warum Wörter wie *sapin* und *landier* nochmals in dieser Aufzählung figurieren, nachdem ersteres p. I/13 unter der Rubrik «vorberberisches, vorhamitisches eurafrikanisches Substrat», letzteres p. I/14 unter der Rubrik «jüngere, hispano-kaukasische Schicht» erwähnt worden sind. Völlig ratlos werden ihn die beiden p. I/29 ohne jeden Kommentar zitierten kelt. Wörter *reda* (cf. *FEW* 10, 171 a) und *essendum* ‘Kriegswagen’ lassen. Die Liste schließt mit einem in verschiedener Beziehung anfechtbaren und rätselhaften Passus (p. I/31): «Das Okzitanische wurde vom Keltischen weniger stark beeinflußt als das Französische. Sollte das Phonem /y/ keltischer Herkunft sein, so muß allerdings das Okzitanische auch stark beeinflußt worden sein, aber das Okzitanische übernahm z.B. keine Entsprechungen von *ardoise*, *beloce*, *banse*, *bourbe*, *boue*, *soc*, *quai*». Zunächst ist es didaktisch falsch, von Okzitanisch zu sprechen, bevor man diese Bezeichnung überhaupt definiert hat. Der zweite Satz ist für den Nichteingeweihten unverständlich, wenn auch p. 32–33 die beiden Thesen zur Erklärung des Wandels von lat. \bar{u} > \ddot{u} dargelegt werden, um so mehr als es durchaus unsicher ist, ob das Altokzitanische das Phonem /y/ besaß, was K. übrigens p. 32, N 1 selbst feststellt. Von den nicht im Okzitanischen

zu belegenden Keltismen sind *ardoise*, *beloce*, *banse* in der vorhergehenden Liste nicht genannt. bei *soc* 'Pflugschar' wurde «prov. *soc.*» vermerkt.

Nach kurzem Eingehen auf die phonetischen Veränderungen des Galloromanischen, die möglicherweise auf keltischen Einfluß zurückgehen, und einem abschließenden Satz über das Aussterben des Gallischen⁴ geht der Verfasser zur keltischen Toponomastik über. Diese wird sehr eingehend (p. I/34–39) vor dem Leser ausgebreitet, was an sich begrüßenswert sein mag. Ob sie allerdings dem Leser Einsichten in bezug auf das So- und Nichtanderssein des «aktuellen Französisch» (cf. oben) vermittelt, daran wage ich zu zweifeln. Es sei denn Kesselring betrachte den Slogan «*Nos ancêtres les Gaulois*» als eine solche Einsicht! Unter der Rubrik «Der Sieg der keltischen Stammesnamen» (p. I/38–39), also z. B. *Lutetia* vs. *Paris* < *PARISII*, figuriert für *Augustometum* die moderne Entsprechung *Clermont* < *Claro Monte*⁵ (in Klammern beigefügt ist «Merowinger», womit ein Anfänger wenig anfangen kann), ein Name, der nicht in diesen Zusammenhang gehört.

Der dritte Abschnitt (p. 39–124) behandelt das «galloromanische Sprechlatein als Basis und Nukleus der französischen Sprache»: Romanisierung – Christianisierung – Toponomastik. P. 53 figuriert eine erste Übersicht über die lexikalischen Besonderheiten der Gallo-romania. An dieser Stelle wäre eine eingehende Definition des Begriffes «Galloromanisch» wünschbar. Manche der genannten Worttypen kommen ja auch in den gallo-italienischen Mundarten vor, so *AMITA*, *FEMINA*, *INFANS* (cf. veltl. *fènč* 'ragazzi'), *ARTICULI* 'Zehen' (cun. *artēi*, *artāi*) usw. Die Angaben zu *raisin* sind mißverständlich: «okz. *rasin*, sizil. *racina*, frz. kat. *raim*»: *RACEMUS*, vlat. *+racimus*. Die Form *RACIMUS* ist in Glossen um 800 belegt, cf. im übrigen *FEW 10*, 14. – Unter *rien* 'nihil' wird *NE GENTEM* mit der Bemerkung «it. *niente*» genannt; der Typus ist ebenso französisch. – P. 54–71 folgt der Erbwortsschatz des heutigen Französisch, dargestellt nach dem Begriffssystem Hallig/Wartburg und eingeteilt in die Gruppen: 1) Koinzidenz Schriftlatein–Sprechlatein, 2) nur aus dem Sprechlatein. Ein guter Gedanke: dem Benutzer wird so ein Begriff von der Latinität der verschiedenen Sachgruppen des fr. Wortschatzes vermittelt. – P. 72–74 versucht Kesselring ein kontrastives Inventar der ererbten Grundlexik Französisch–romanische (zu ergänzen: moderne) Hauptsprachen, d. h. Rumänisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, zu erstellen. Nicht berücksichtigt werden wieder die sog. Kleinsprachen. Ein solches Prozedere mag didaktisch verantwortbar sein, ist aber wissenschaftlich äußerst fragwürdig, da in manchen Fällen ein ungenaues Bild von der Verbreitung eines Worttypus gegeben wird, z. B. von den Fortsetzern von *MANDUCARE/MANICARE* wird nur fr. und rum. angegeben; der Typus lebte aber im Altitalienischen und lebt noch im Rätoromanischen, Sardischen und Katalanischen. Die Anordnung folgt, wie in der vorhergehenden Übersicht, dem Begriffssystem Hallig/Wartburg. Da aber in diesem Inventar die unter Umständen sehr verschiedenartige semantische Entwicklung nicht berücksichtigt wird, ist diese Anordnung nicht nur sinnlos, sondern für den Anfänger irreführend. Das Inventar beginnt mit der Gruppe von Wörtern, die in allen fünf Sprachen fortleben: F-R-I-Sp-Pg. Es folgen F-R-I, F-R-Sp, F-R-Pg, F-R-I-Sp, F-R-I-Pg, F-R, F-I-Sp-Pg usw. Als Stichprobe habe ich einige Gruppen verifiziert. Hier das Ergebnis dieser Nachprüfung:

F-R-I: *chaud*: zu ergänzen sp., pg. *caldo*; *net* wird hier und in der Gruppe F-R-Pg aufgeführt, richtig also F-R-I-Pg; *clair*: sp., pg. *claro*; *cerveau*: rum. *creier* geht auf *CEREBRUM*,

⁴ Der Verfasser des von Kesselring gemeinten Aufsatzes über das späte Aussterben des Gallischen in der Schweiz (*VRom. 3* [1938], 48–155) ist J. U. HUBSCHMID (Vater) und nicht HUBSCHMID (Sohn).

⁵ Cf. LONGNON, *op. cit.*, § 425: «Le nom des Arverni, qui a remplacé le nom de ville *Augustometum*, a lui-même été abandonné à l'époque carolingienne pour le nom de *Clarus Mons*, qui désignait la citadelle de la cité arverne ...».

nicht CEREBELLUM zurück; *fontaine* und *glace* figurieren hier und in der Gruppe F-R-I-Sp, übrigens zu Unrecht, da die Fortsetzer von GLACIES und FONTANA kat. aber nicht sp. sind; *épi*: sp., pg. *espiga*; *étable*: sp. *establo*, pg. *estrabo*; *joug*: sp. *yugo*, pg. *jugo*; *souris*: es wäre zu scheiden zwischen den Typen SOREX (rum., it., sp.) und SORIX (fr.); *queue*: asp. *coa*, nsp. *cola*; *vautour*: sp. *buitre*, pg. *abutre*; *proie*: pg. *prea*; *aller* bzw. AMBULARE ist in seiner Geschichte denn doch zu kompliziert, als daß man es auf eine Formel «F-R-I» reduzieren dürfte; *frayer*: sp., pg. *fregar*. – F-R-Sp und F-R-Pg: keine Bemerkung. – F-R-I-Sp: *gras*: zu ergänzen pg. *graxo*; *pin*: pg. *pinho*; *laitue*: pg. *leituga*; *menthe*: pg. *menta*; bei *plante* müßte die Bedeutung ‘Fußsohle’ angegeben werden; *talon*: die rum., it. und sp. Formen sind Lehnwörter aus dem Französischen; *enseigner*: pg. *ensinar*; *siffler*: pg. *silvar*; *trembler*: pg. *tremolar*. – F-R-I-Pg: *âme*: zu ergänzen sp. *alma*; *air*: sp. *aire*; *coude*: sp. *codo*; *jaune* figuriert hier (zu Unrecht) und in der Gruppe F-R, wo es hingehört; *gros*: sp. *grueso*; *écu*: sp. *escudo*; *meule*: sp. *muela*; *crible*: sp. *cribo*; *coin*: sp. *cuña*; *désert*: sp. *desierto*; *geai*: sp. *gayo*; *pâtre*: sp. *pastor*; *blâmer*: sp. *lastimar*; *mouiller*: sp. *mojar*. – Gruppe F-R: *fraise* geht nicht, wie rum. *fragă*, direkt auf FRAGA zurück; *seigle*: Typus SECÄLE rum., ferner zentrallad., friaul., venez., SÉCALE it., engad., fr., okzit., und kat.

Es folgen Charakteristika des speziell galloromanischen Sprechlateins: Phonologie (bzw. Phonetik), Morphologie⁶, Syntax (p. 74–94), Lexik (p. 94–100), welche, bei einigen kaum vermeidlichen Wiederholungen von bereits Gesagtem, nach allen Richtungen ausgeleuchtet wird: Expressive, affekthafte Tendenz, Popularismen = derbe, konkrete Lexeme aus «unteren» Sozialekten: für den Begriff ‘finden’ wird u.a. auch *TROPARE angeführt, das, falls die allgemein akzeptierte Etymologie zutrifft, nicht aus der Unterschicht stammt; ebenso wird CABALLUS in herkömmlicher Weise als vulgäres Wort hingestellt, was aber nicht stimmt, denn die ältesten Belege (Lucilius, Varro, Horaz) zeigen deutlich, daß gerade die vornehmen *equites* ihre Reittiere in salopper, vielleicht snobistischer Ausdrucksweise so benannten; aufgrund der Zeugnisse ist es also wahrscheinlich, daß *caballus* aus der Umgangssprache der sozial höchsten Schicht stammt⁷. – Phonemsubstanzschwäche. Ellipsen. – Die «détresse sémantique» bei Homonymien wird nach meinem Dafürhalten zum Teil mit unzutreffenden Beispielen illustriert. Homonymie wirkt erfahrungsgemäß nur dann tödlich für ein Wort, wenn das «andere» zu einem relativ hohen Wahrscheinlichkeitsgrad im gleichen Kontext verwendbar ist, d.h. wenn es zu Konfliktsituationen oder gar zu Wortspielen kommen kann, wie z.B. *bellum* ‘Krieg’ mit *bellum* ‘hübsch, schön’ bei Varro und Hieronymus (von Kesseling p. I/100 angeführt). Plausibel ist daher diese Erklärung im Fall von *mulgere*–*molere*, da beides landwirtschaftliche Tätigkeiten sind, oder von (*h*)*abena* ‘Zügel’ – *avena* ‘Hafer’, die beide im Zusammenhang mit Pferden vorkommen können, eventuell sogar bei *urbem-orbem* im politisch-geographischen Kontext. Daß sich aber *equum* wegen *aequum* (dessen Überleben übrigens auch recht prekär ist, cf. FEW 24, 220–221), *virum* wegen *vero*, *loquere* wegen *locare*, *femur* wegen *fimus* nicht haben durchsetzen können, müßte erst bewiesen werden. Der ebenfalls zitierte Fall von *rana-regina* ist vollends fehl am Platz; ein Blick ins FEW 10, 51–52, belehrt uns über die beträchtliche Vitalität der galloromanischen Fortsetzer von RANA, der weitgehenden Homophonie mit dem Ergebnis von REGINA zum Trotz. Die Zeile «*oleum*–*oculum* (> *oljo*, daher latinisiert *huile*)» dürfte ein Nichteingeweihter kaum verstehen. Es ist wohl auch nicht anzunehmen, daß sich OLEUM nur deshalb gelehrt oder halbgelehrt entwickelt hat, weil es auf diese Art der Verwechslung mit dem Ergebnis von OCULUM entging. – Weiter ist die Rede von der Regularisierung durch nivellie-

⁶ P. 90: «*Laudaverim* ... Ersatz durch *laudatus fuerim*», nicht *fuerit*.

⁷ Cf. E. RISCH, in Kratylos 8 (1963), 212.

renden Systemzwang, von der Eliminierung isolierter (= labiler) Lexeme, der Reduzierung onomasiologischer Redundanz, von lautsymbolischen Neuschöpfungen, Regionalismen, Substrat-, Adstrat- und Superstratwörtern, von Euphemismen (Tabuisierung), von fachsprachlicher Popularisierung, von Modernismen, von semantischen Neologismen, von kulturell-sozial bedingten Veränderungen. – Der Wortbildung sind p. 100–104, den externen Neologismen p. 104–116 gewidmet. Hier werden, unter teilweiser Wiederholung, zunächst die nichtgriechischen Elemente genannt; es folgt eine sehr ausführliche Liste der Gräzismen in den verschiedenen Sinnbezirken. Im Alinea Semantik (p. 116–124) werden verschiedene Ursachen des Bedeutungswandels und formale Kategorisierungen angeführt; der Christianisierung wird zu Recht besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

P. 125–169 sind dem vierten Abschnitt «Superstrat-Kontakte» gewidmet, d.h. dem germanischen Einfluß auf die Romania. Kesselring beginnt mit einem Schema der Substrate und Superstrate des Altfranzösischen, aus dem bereits hervorgeht, was p. I/136ss. bestätigt und zugleich in Frage gestellt wird, nämlich die Ausgliederung des frankoprovenzalischen Raumes aufgrund des burgundischen Superstrats: ein für den «Laien» eher verwirrender Sachverhalt! Zunächst wird das Schema aber illustriert durch eine kontrastive Wortliste der Germanismen in den romanischen Hauptsprachen. Die Mängel dieses Darstellungsprinzips habe ich weiter oben schon herausgestrichen. Zur Anordnung der vorliegenden Liste (p. I/126–128): es wäre logisch gewesen, zuerst alle Fälle zusammenzufassen, in denen sich im Französischen, Italienischen, Spanischen und Portugiesischen das germanische Wort durchgesetzt hat. Dann die Fälle anzuführen, in denen das Iberoromanische eigene Wege gegangen ist, das Italienische aber mit dem Französischen marschiert, usw. Das Rumänische in dieser Liste figurieren zu lassen, ist in den meisten Fällen unmotiviert: entweder folgt es seiner eigenen Latinität (*alb, a prevedea, a curăța, spumă, noră, finut, a frige, sulă*) oder es hat die fraglichen Bezeichnungen entlehnt. Von den Französischen sind folgende im Französischen selbst germanischer Herkunft: *supă, banieră* (zu nennen wäre auch *bandieră* < it. *bandiera*), *banc,-ă, blond, burg; marcă* stammt wohl direkt aus dem Deutschen; *săpun*, bei dem Kesselring ein Ausrufungszeichen setzt, ist, wie er wohl durch die Bemerkung «>slav. (serb., bulg.), ungar., ngr.» andeuten will, kein direkter Germanismus im Rumänischen. Warum also das Ausrufungszeichen?

Die Geschichte der Germaneneinfälle enthält einen nur schwer zu motivierenden Exkurs über die Slaven, welcher den Verfasser zu einem Exkurs im Exkurs über das europäische Wanderwort *Sklave* veranlaßt, worauf er wieder zu den Alemannen zurückkehrt. Es folgen die Westgoten und die Burgunder, anschließend daran «Die Entstehung des Frankoprovenzalischen» (p. I/138–142); darin legt Kesselring die heute überholte Burgunderthese Wartburgs dar, dann die Auffassungen Gardettes (dessen Vorname Pierre, nicht Paul war) und endlich diejenigen Tuaillois, ohne selbst anders Stellung zu beziehen als durch die Tatsache, daß er dieses Problem in den Zusammenhang mit den germanischen Superstratwirkungen einbettet. In der Bibliographie müßten unbedingt die *Actes du Colloque de Dialectologie francoprovençale* (1969), Neuchâtel-Genève 1971, erwähnt werden, vielleicht auch mein Aufsatz *Considérations sur la scripta «para-francoprovençale»*, *RLiR* 34 (1970), 326–348. – Der Abschnitt über die Franken (p. I/143ss.) behandelt nach der historischen Einleitung die sprachlichen Auswirkungen auf das nördliche Galloromanisch⁸: a) Phonologie, wo der Verfasser die Wartburgsche These über die Diphthongierung sehr breit darlegt, den Gegnern der Germanentheorie, in der Person von Haudricourt und Juillard, ganze elf Zeilen zubilligt, dazu ein Hinweis auf W. Rothe, *Phonologie des Französischen* auf p. I/151. – b) Morpheme,

⁸ Die Aussagekraft der Karte p. I/147 ist zufolge der Schwarzweißwiedergabe gering.

Syntax, Wortbildung. – c) Lexik, wiederum mit langen kontrastiven Wortlisten nach Sinnbezirken geordnet und wiederum mit Inkonsistenzen und Ungenauigkeiten. Um diese Rezension nicht über Gebühr in die Länge zu ziehen, gebe ich nur einige Beispiele. Der Schlachtruf *montjoie* wird auf *MUNDGAWI zurückgeführt, ohne jegliche Erklärung zur Bedeutung dieses Wortes, p. I/119 war aber von den MONTES GAUDII die Rede. Das Verbum *STOPFÖN, aus Versehen zweimal p. I/156 und 157 genannt, wird folgendermassen vorgestellt: «‘équiper’ > fr. étoffer, étoffe, it. stoffa, sp. estofa, pg. estofo, ru. stofä»; richtig: pg. *estofa*, rum. *stofă* ist aus dt. *Stoff* oder it. *stoffa* entlehnt. Im Fall von *BISUNNIA wird nur fr. *besoin* angegeben, der Rest fehlt (cf. *FEW* 17, 275ss.). – *KRUPPA > fr. *croupe* ist keine Pferdefarbe; p. I/162 figuriert es dann am richtigen Ort unter «Tiere». – Und was soll ein Student mit folgender Serie anfangen können: «+kresso > lat. CRISSONUS (Glossen 9. Jh.) (statt LEPIDIUM): it. *cre-scione* (<okz.), ru. *nästurel*, fr. *cresson* (sp. *berro*, pg. *agrião*)»? Ein Blick auf *FEW* 16, 384–385 und 7, 29–30, sub *NASTURTIUM*, belehrt ihn besser und korrekter. – Wie in den vorhergehenden Abschnitten folgt auch hier ein nützlicher namenkundlicher Abriß.

Der Teil A des Buches, der der Vorgeschichte des Französischen gewidmet ist, schließt mit einem Abschnitt über die Herausbildung des galloromaischen Sprachdualismus Nord–Süd und die Symbiose Nordgalliens und der Occitania. Nachdem Kesselring die Thesen Wartburgs, Bruns und Morfs hat Revue passieren lassen, bequemt er sich endlich dazu, den Begriff «okzitanisch», den er fortwährend verwendet hat, zu definieren (p. I/173–186); die eigentliche Charakteristik erfolgt allerdings erst p. II/10–16. Der Ausschnitt der aus Wartburgs *Les origines des peuples romans*, Paris 1941, p. 67, stammenden Karte 12 auf p. I/173 ist, da aus dem zeitlichen und örtlichen Zusammenhang, in dem Wartburg sie anfertigte, gerissen, mit ihrer Legende irreführend.

Der Teil B (p. I/177–342) trägt den Titel «Die französische Sprache im frühen und hohen Mittelalter». Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit der Anerkennung einer «lingua romana d’oil» – eine sonderbar hybride Wortprägung – und der Herausbildung der nordgalloromanischen Dialekte. Nach einer knappen historischen Skizze Nordgalliens im 7./8. Jh. ist p. I/182 von «französischen Modewörtern» die Rede und auch auf den folgenden Seiten wird von «französisch» gesprochen, doch p. I/188 wird, im Zusammenhang mit den Straßburger Eiden, die Frage gestellt: «Ob man von *Französisch* sprechen sollte in einer Zeit, als es noch eine *Francia orientalis*, eine *Francia occidentalis* und eine *Francia* (Ile-de-France⁹), aber noch nicht *la France* im heutigen Sinn gab, ist sehr fraglich. Durch die Reichsteilung von 843 entstand ein Westreich, das jedoch damals niemand als *la France* bezeichnet hätte.» Ich will gewiß keine Haarspaltereи betreiben, aber wenn K. Bezeichnungsunterschiede sieht, dann sollte er in der Terminologie auch konsequent sein. Von diesen «französischen» Modewörtern, die zu romanischen Wanderwörtern (und über die Romania hinaus) wurden, werden genannt, offensichtlich fußend auf G. Rohlfs, *Romanische Sprachgeographie*, München 1971, auf dessen Karten ich nachstehend verweise: *bois* (R 48) – hier müßte die Bedeutung ‘Wald’ angegeben werden –, *guerre* (R 51), *alène* (R 52), *blanc* (R 53), *frais* (R 54), *éperon* (R 61), *étrier* (R 62), *prier/pregar* (R 33), *trouver/trobar* (R 35), *chevreau* (R 86), *tête* (R 90), *manger* (R 91), *sartre/sastre* (R 68), *guérir* (R 69), *arriver/arribar* (R 70), *fromage* (R 71), *acheter* (R 72), *raisin* (R 73). Daß diese Wörter in durchaus verschiedener Weise gewandert sind, darüber wird bei den meisten nichts gesagt, und in den Fällen, wo Kesselring einen Kommentar gibt, ist dieser unvollständig. So müßte bei *arriver/arribar/arrivare* nicht nur gesagt werden «gegen ru. *sosi* < byzant., *ajunge* < ADJUNGERE», sondern einmal, daß die beiden rum. Verben nicht synonym sind, ferner «gegen sp. *llegar*, pg. *chegar* < PLICARE». Oder bei

⁹ Diese Bezeichnung ist erstmals 1429 belegt.

fromage/fromatge/formaggio nicht nur «gegen ru. *cas* oder *brinză*», sondern auch «gegen sp. *queso*, pg. *queijo*, mittel- und südit. *cacio/caso*», welche, wie rum. *cas*, auf CASEU zurückgehen, u.a.m.

Im Zusammenhang mit der karolingischen Reform, die in höchst unpassender Weise als «Kulturrevolution» bezeichnet wird (dieser Terminus evoziert möglicherweise falsche Assoziationen), kommt der Verfasser auf die Glossen zu sprechen. Der Herausgeber der *Reichenauer Glossen* heißt A. Labhardt, nicht Lebhardt. Die Edition von H.-W. Klein (München 1968) bleibt unerwähnt. – Es folgen die *Straßburger Eide*, die nach Brunots (HLF I, p. 144) Vorbild im Originaltext, in rekonstruiertem Sprech- und Schriftlatein und einer offensichtlich vom Verfasser fabrizierten zeitgenössischen «französischen» Fassung vorgestellt werden. Etwas anders verfährt er mit der *Eulaliasequenz*, deren Text lediglich durch die wahrscheinlich sprechlateinische Phase illustriert wird; dafür wird p. I/195 eine Rekonstruktion der Aussprache «unter Berücksichtigung dialektischer Aussprache (wallonisch–pikardisch–französische Skripta)» geboten. Erklärungen dazu folgen p. II/80. Das Ganze zeugt von einer an Tollkühnheit grenzenden Naivität in skriptologischen Belangen.

Im 2. Abschnitt behandelt Kesselring den «Aufstieg des französischen Dialekts zum primus inter pares und zur Koiné», ein Thema, das er p. II/41–44 wieder aufnimmt. Wozu diese Zweiteilung? Im wesentlichen spielt er meine These von 1957 (ZRPh. 73) gegen die Auffassungen meines Freundes Maurice Delbouille aus. Zu dieser Problematik wird man heute und künftig die Aufsätze von Max Pfister, *Die sprachliche Bedeutung von Paris und der Ile-de-France vor dem 13. Jahrhundert*, VRom. 32 (1973), 217–253, und von Gerold Hilty, *Les origines de la langue littéraire française*, VRom. 32 (1973), 254–271, einsehen müssen. – Im Lichte der modernen Skriptaforschung sind die p. I/200 aufscheinenden Sätze «Die städtischen und privaten Urkunden wurden freilich weiter in den lokalen Dialekten abgefaßt» und «... veröffentlichte Philippe de Beaumanoir die *Coutumes du Beauvaisis* in pikardischer Sprache» in höchstem Maße diskutabel.

Es folgen ein ziemlich ausführlicher Abschnitt über «weitere Superstratkontakte», d.h. mit Sachsen, Bretonen, Normannen, Vascones, ferner das englische Adstrat, dann Abschnitte über Flandern und die Niederlande als Glacis und Guckloch zur germanischen Welt, über die ritterlich–höfische Dichter- und Standessprache im Zusammenhang mit dem Okzitanischen, über interromanische Sprachkontakte: mit Italien und der Iberoromania. Sehr breiter Raum ist dem Einfluß orientalischer Sprachen auf das Französische des Mittelalters vor 1300 geschenkt (p. I/213–226), ebenso dem gelehrten Einfluß, den mots savants (p. I/226–235) mit wertvollen Wortlisten zum religiösen und wissenschaftlichen Vokabular. Nach einem kurzen soziolinguistischen Ausblick («das Wortgut als Ausdruck der Sprachgemeinschaft») geht der Verfasser zur «einheimischen Wortbildung» über. Er behandelt als erstes die Zusammensetzung, worunter er p. I/240–241 auch Syntagmen und Idiomatik subsumiert. Bei der Aufzählung der Redensarten sollte erwähnt werden, daß manche, wenn sie auch vielleicht aufs Mittelalter zurückgehen mögen, doch sehr spät belegt sind, z.B. *mettre flamberge au vent* (erst bei Furetière 1690), *il vaut mieux parler à Dieu qu'à ses saints* (Furetière 1690), ... *s'adresser* ... (seit Académie 1798) und nicht **avoir affaire; mourir en odeur de sainteté* (seit 1670); *s'en moquer comme de l'an quarante* (erstmals bei Mozin 1859); *à la saint-Glinglin* (1897) usw. Auch *jeter le froc aux orties* ist erst seit 1564 zu belegen und dürfte eine postreformatorische Prägung sein. Die Erklärung von *valoir son pesant d'or* als Umdeutung von *besant* < BYZANTIUM kann, da die Wendung schon bei Wace (cf. H.-E. Keller, p. 291 a) vorkommt, kaum aufrechterhalten werden. Für die Erklärung von *faire des châteaux en Espagne* cf. FEW 2, 471 a, N 3. – Ableitung: Präfigierung, Suffigierung mit langen Beispiellisten; Neologismen durch Rückbildung (gemeint sind Subtraktivum vom Typus *oublier/oubli*); Funk-

tionsverschiebung; semantische Neologismen. – P. I/254 figuriert eine «Statistik des Aufbaus der französischen Lexik bis 1300 (unter Ausschaltung der ausgestorbenen Lexeme)», berechnet auf der Basis des *Petit Robert* (50000 Lexeme). In der Annahme, Kesselring verstehe unter ausgestorbenen Lexemen solche, die im modernen Französisch nicht mehr leben (dabei stellte sich natürlich auch die Frage, wann sie ausgestorben sind), halte ich diese Statistik für nur beschränkt aussagekräftig, d. h. nur in prospektiver Sicht, nicht aber im Hinblick auf den mittelalterlichen Wortschatz selbst, da die sehr beachtliche Zahl von Lexemen außer Acht gelassen ist, welche aus irgendeinem Grund nicht bis in die heutige Sprache gelangt sind, die aber ganz entscheidend das Antlitz des Altfranzösischen mitprägten. So fehlen u.a. eben jene mots-clé und mots-témoin, von denen der Verfasser p. I/235–238 handelt. So müßte denn auch der Titel anders formuliert werden, denn aus der Statistik geht lediglich hervor, daß vom modernen französischen Wortschatz vor 1300 bereits 10013 Lexeme existierten (nicht 10023, wie K. errechnet hat). Diese sind folgender Herkunft:

Lateinisch-romanischer Erbfundus	2 402	
einheimische Generation (unter Ausschluß semantischer Neologismen)	4 446	6 848
Prähistorische Subsubstratrelikte	14	
keltische Substratrelikte	111	125
Superstratrelikte (bes. german.)		355
Adstrate (Xenismen) ¹⁰		289
Dialekte ¹¹		35
Onomatismen		78
Mots savants		2 189
Onomatopoetica		56
unbekannter Herkunft		38
		10 013

Die folgenden Abschnitte behandeln die erste Universalität des Französischen, d. h. das Prestige, dessen sich die französische Sprache im Mittelalter erfreute: a) in Italien (die beste Edition Marco Polos stammt von Luigi Foscolo Benedetti: *Il Milione*, prima edizione integrale, Firenze 1928), b) auf der iberischen Halbinsel, c) in England, d) im deutschen Sprachgebiet, e) in den Niederlanden, f) im mittelalterlichen Orient.

Der, soviel ich sehe, zuverlässige und gut gemachte 13. Abschnitt (p. I/269–342) enthält unter der Überschrift «Das System der französischen Sprache im Mittelalter», das, was man gemeinhin eine altfranzösische Grammatik nennt, mit den drei Teilen Graphemik (zu p. I/273, im Gebrauch des «Schutzgraphems» *h* vor Vokal: *huit* zur Vermeidung einer Verwechslung mit *vit*, nicht mit *vite*), Phonologie und Morphologie (Morphosyntax). Zur Bibliographie p. I/342 folgendes: Wenn K. Fouchés *Phonétique* und Pope als für Anfänger zu schwer bezeichnet, so möchte ich das auch von Schwan-Behrens sagen. Indem er Anglades *Grammaire élémentaire* empfiehlt, erweist Kesselring dem Studierenden und Lernbeflissenem kaum einen guten Dienst. Und wenn er Karl Voretzsch und Leo Jordan nicht nennt (vielleicht, weil diese didaktisch ausgezeichneten Einführungen nicht mehr käuflich sind), dann sollte er wenigstens G. Rohlfs, *Vom Vulgärlatein zum Altfranzösischen*, Tübingen³ 1968,

¹⁰ = 62 Okzitanismen, 59 Italianismen, 55 Arabismen, 48 Batavismen, 23 Neugermanismen, 15 Anglizismen, 4 Hispanismen, 23 sonstige.

¹¹ Eine solche Kategorie rechtfertigt sich nur aus der Sicht der Gegenwart, nicht aus derjenigen des Mittelalters.

erwähnen. – An Neuerscheinungen wären hinzuzufügen: die überarbeitete und erweiterte 2. Auflage von Ph. Ménard, *Syntaxe de l'ancien français*, Bordeaux 1973, und R.-L. Wagner, *L'ancien français. Points de vue. Programmes*, Paris 1974.

Im Anhang (von mir mit II gekennzeichnet) werden zunächst als Textproben ein Paralleltext aus der *Itala*, der *Vulgata* und der *Afra* gegeben, einige Sätze aus Ciceros *Epistulae ad familiares*, die *Appendix Probi*, einige Inschriften aus Gallien, Auszüge aus der *Peregrinatio Aetheriae*, aus Marcellus Empiricus, Gregor von Tours, Fredegar, aus der *Lex Salica* und der *Lex Ribuaria*. – P. II/10ss. folgt die bereits erwähnte Charakteristik des Okzitanischen mit aprov. Textproben, p. II/17ss. diejenige des Gaskognischen. – P. II/22ss. sind afr. Dialekttexten gewidmet: als erstes eine Pariser Urkunde von 1265 von Etienne Boileau (wohl *Boiliaue*, nicht *Poiliaue*) und eine Strophe Rutebeufs; die übrigen Dialekte werden kurz charakterisiert und mit je einer Urkunde und einem literarischen Text illustriert, das Pikardische mit einer Urkunde aus Lille von 1271 und einer Passage aus dem *Jeu de la Feuillée* von Adam de la Halle (jetzt in der Edition von Otto Gsell, Würzburg 1970), das Wallonische mit einer Urkunde von Saint-Hubert-en-Ardenne (1293) – eine Urkunde aus Lüttich wäre typischer gewesen – und einem Passus aus der Übersetzung der Predigten des hl. Bernhards, das Lothringische mit einer Metzer Urkunde (1298) und einigen Versen aus dem lothr. Fragment des Rolandsliedes, das Franc-comtois und Burgundische mit einer Urkunde aus Arbois (1273), das Champagnische mit einer Urkunde aus Châlons-sur-Marne (1237) und einigen Versen aus dem *Chevalier au Lion* von Chrétien de Troyes, das Normannische und Anglonormannische mit Urkunden aus Rouen (1266), Saint-Lô (1298) und einer agn. (1258) und einem Passus aus dem Oxford Ms. des Rolandsliedes. Die südwestlichen Dialekte werden merkwürdigerweise von den nordwestlichen nicht geschieden. K. nennt unter diesem Titel: «Anjou, Touraine, Saintonge, Maine, Bretagne (soweit romanisch), Poitou» – das Durcheinander ist perfekt! Zur Illustration gibt er nur eine Urkunde aus Angers (1267) und einen Passus aus dem *Roman de Troie* von Benoît de Sainte-Maure. Das Literaturverzeichnis von p. II/40 ist sehr lückenhaft; der Verfasser hätte so ziemlich alles in meinen *Französischen Skriptastudien* gefunden. Was Baldinger-Remacle, *Les anciens textes romans non littéraires* = *Actes du Colloque de Strasbourg de 1961* (Paris 1963) bedeuten soll, ist rätselhaft. Mein Freund Louis Remacle hat nämlich an jenem Kolloquium gar nicht teilgenommen und scheint demnach auch in den *Actes* nicht auf. Die Referate wurden von folgenden Romanisten in folgender Reihenfolge gehalten: Gossen, Baldinger, Gardette, de Poerck, Pottier, Lindley Cintra, Castellani, Nandris. Nur die vier ersten beschäftigen sich mit der Galloromania. Cf. im übrigen meine nachstehenden Bemerkungen zur Gesamtbibliographie. – Den Exkurs über die Entstehung der französischen Schriftsprache habe ich weiter oben schon erwähnt. – Es folgt ein breiter «Abriß» der französischen Personennamen, der gewiß lehrreich und interessant ist, teilweise aber doch nur sehr mittelbar mit dem Thema des Buches zu tun hat. – Der letzte Abschnitt ist eine «Chronologie des faits de pertinence linguistique» in französischer Sprache, die zweifellos gute Dienste leisten wird.

Zum Schluß einige Bemerkungen und Ergänzungen zur Gesamtbibliographie (p. II/81–110). Wie schon weiter oben beanstandet, ist die Zitierweise des Verfassers sehr inkonsistent: bald fehlt der Erscheinungsort, bald das Erscheinungsjahr, manchmal beides. Die Seitenzahl wird nur fallweise, nach einem mir unerfindlichen Prinzip, angeführt. Bei Zeitschriftenaufsätzen wird meist der Jahrgang und nur gelegentlich die Bandzahl genannt; die Seitenzahlen fehlen oft. – Die innerhalb der einzelnen Rubriken alphabetische, d. h. unsachliche Anordnung macht die Benützung dieser Bibliographie für den Anfänger wenig aufschlußreich. – Ich betone, daß die nachstehenden Aussetzungen keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben.

1. Allgemeines. Bibliographien, Gesamtdarstellungen, Wörterbücher. Da hier an sich disparate Hilfsmittel zusammengefaßt werden, wirkt diese Literaturliste wie Kraut und Rüben. Die 1962 erschienene *Bibliographie* von Werner Bahner ist nach 13 Jahren wohl kaum mehr *up to date*. Will man aber schon ältere Bibliographien zitieren, warum dann nicht die, für den Französisch-Studenten näherliegende: *Où en sont les études de français?*, Paris 1935, mit dem Supplement für 1935–48? Zu ergänzen: P. Ronge, *Studienbibliographie Französisch*, 2 Bde., Frankfurt 1971; R. et E. Martin, *Guide bibliographique de linguistique française*, Paris 1973; G. Ineichen, *Bibliographische Einführung in die französische Sprachwissenschaft*, Berlin 1974. – Bruneaus *Petite Histoire de la langue française* ist 1969 in 5. Auflage erschienen. Der 1. Band von Brunots *Histoire de la langue française* erschien in erster Auflage 1907, nicht 1905–53. – M. Cohen, *Pour une sociologie du langage* (nicht *language!*), Paris 1956, ist durch seine *Matériaux pour une sociologie du langage*, 2 vol., Paris (Maspero) 1971, 178 + 169 p., überholt. – F. Godefroys monumentalere *Dictionnaire* wird nicht angeführt und bei Tobler/Lommatsch wird nicht erwähnt, daß das Werk noch nicht vollendet ist; die Angabe «Wiesbaden 1971» ist zudem ebenso unsinnig wie irreführend. – Was die Studie von Ph. Ménard, *Tenir le chief embronc ..., trois attitudes de l'ennui dans les chansons de geste du XIIe siècle*, Heidelberg 1969, in dieser Rubrik zu suchen hat, ist mir unklar. – Tagliavinis *Origini* liegen in deutscher Übersetzung vor: *Einführung in die romanische Philologie*, München 1973, und sind wohl in höherem Maße ein Standardwerk als Vidos' *Handbuch*, dem dieser Ehrentitel zugesprochen wird. – R.-L. Wagner, *Introduction à la linguistique française*, gehört m. E. unter Stichwort «Bibliographien»: Genf 1965 ist falsch. Der Haupttitel erschien 1947, das Supplement 1955. – Unter «Zeitschriften» fehlt ein Hinweis auf p. I/5, wo gesagt wird, daß die Abkürzungen der Titel in der Bibliographie des vom Verfasser stammenden Buches *Die französische Sprache im 20. Jahrhundert*, Tübingen 1970, p. 243, zu finden sind. Die *VRom.* ist dort und nur dort verzeichnet, obwohl sie im hier rezensierten Buch oft zitiert wird.

2. Historisch-kultureller Kontext (environnement). Es fehlt das überaus nützliche *Manuel de Géographie historique de la France* von L. und A. Mirot, 2 Bände, Paris 1948/50. – Ob Lüdtkes *Geschichte des romanischen Wortschatzes* in dieser Rubrik am richtigen Ort steht, möchte ich bezweifeln. E. R. (und nicht R. R.) Lundquist, *La mode et son vocabulaire*, Diss. Göteborg 1950, gehört unter 2 d), wo es übrigens mit den richtigen Initialen der Verfasserin figuriert. – a) Schlüssel- und Zeugniswörter: H. Kämpf, *Pierre Dubois und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalbewußtseins um 1300*: wo und wann erschienen? Nicht angeführt ist H. Bader, *Von der «Francia» zur «Ile-de-France»*, Diss. Zürich, Winterthur 1969. – b) Gesellschaftliche Struktur: Das *Livre des Métiers* von Etienne Boileau liegt in einer wesentlich besseren Ausgabe als derjenigen von G. B. Depping (1837) vor, nämlich René de Lespinasse, *Histoire générale de Paris. Les Métiers et les Corporations de la Ville de Paris. XIII^e siècle: Le Livre des Métiers d'Etienne Boileau*, Paris 1879. – c) Philosophie, Religion. – d) Wirtschaft und Sprache. – e) Literatur, Kunst und Sprache: Es fehlt das kapitale Werk von J. Rychner, *Formes et structures de la prose française médiévale: L'articulation des phrases narratives dans la «Mort Artu»*, Genève 1970. – f) Wissenschaften: M. Höflers *Untersuchungen zur Tuch- und Stoffbenennung* (1967) gehören unter 2 d).

3. a) Präromanische Substrate. Warum werden hier Wartburgs und Gardettes «Massalioten-Aufsätze» (cf. p. I/24) nicht nochmals erwähnt? Von Tagliavinis *Origini* wird hier die Auflage von 1964 zitiert; die jüngste und sechste Auflage ist von 1972. – b) Onomastik: sub V. Bruppacher, *VRom. 21* entspricht dem Jahrgang 1962, nicht 1932. – Daß Longnon fehlt, wurde bereits konstatiert. – c) Die sprechlateinische Basis: Es fehlen Walde-Hofmann,

LEW, und vor allem V. Väänänen, *Introduction au latin vulgaire*, Paris 21967. – d) Ursprünge des Galloromanischen. Ausgliederung des Okzitanischen und des Frankoprovenzalischen.

4. Dialekte, schriftsprachliche Norm (Standardisierung, Scripta). Meine *Grammaire de l'ancien picard* ist in 2. revidierter Auflage 1970 in Paris erschienen. Es fehlen alle Arbeiten von Hans Goebl, von denen zumindest *Die normandische Urkundensprache*, Wien 1970, hätte angeführt werden dürfen. Ferner fehlt G. Röbler, *Zur Problematik der Struktur des nordwestnormannischen Vokalismus*, Wiesbaden 1970. – D. Sammet, *Substantivbildung mit Suffixen* (1968) gehört unter die Rubrik 5.

5. Lexik, Wortbildung: Wie auch in den folgenden Rubriken scheint mir die Auswahl der zitierten Werke weitgehend nach sehr subjektiven Kriterien erfolgt zu sein.

6. Superstrate und Adstrate (Xenismen, mots savants). a) Mittellatein. – b) Germanische Sprachen: R. de Gorog, nicht Goroc. – W. Pollak, *German.-roman. Sprachbeziehungen auf dem Gebiete des Staates, des Rechtes und der Politik*: wo und wann? – c) Romanische Sprachen: 1) Interromanisch, allgemein. 2) Italienisch. 3) Iberoromanisch. – d) Arabisch, orientalische Sprachen.

7. Expansion und Prestige des Französischen im Mittelalter: unter Pottier wäre zu erwähnen: *Elementos constitutivos del español: Galicismos*, in *Enc. Ling. Hisp.* II, 1967, 127–151.

8. Sozioléktik, Volkssprache, Argot.

9. Sprachbeschreibung, Orthographie, Lexikographie: F. Stefenelli-Fürst, *Die Tempora der Vergangenheit ...* (1966) gehört in die Rubrik 11.

10. Semantik: es fehlt O. Ducháček, *Précis de sémantique française*, Brno 1967. Aus den angeführten Titeln geht eine mangelhaft durchgeführte Scheidung von Onomastik- und Semasiologie hervor.

11. Grammatik (unter Einschluß von Phonetik und Phonologie).

Wenn ich nun auf die eingangs aufgeworfenen Fragen zurückkommen darf, so ergeben sich folgende Antworten. Die gebotene Information ist nicht immer exakt und zuverlässig. Sie übersteigt in ihrer Fülle und Vielgestaltigkeit in manchem das Fassungsvermögen und auch die Bedürfnisse eines Anfängers oder des sog. gebildeten Laien, den Kesselring ja auch ansprechen möchte. Das Ziel, Einsichten in die Kausalitäten der französischen Sprache zu vermitteln, ist weitgehend erreicht, ob zugleich aber auch für die Erkenntnis der Wesenszüge des aktuellen Französisch etwas herausspringt, das möchte ich allerdings bezweifeln. Bei dem vom Verfasser eingeschlagenen, traditionellen Weg gemäß der bewährten Formel «from Latin to modern French» ist dergleichen schwer zu verwirklichen.

Alles in allem aber ein überaus inhaltsreiches und inhaltsschweres Buch, das, versähe man es mit guten Indices (welche fehlen!), zu einem nützlichen Nachschlagewerk ausgebaut werden könnte. Dazu müßte jedoch mancher behandelte Stoff besser dosiert und die Darstellung manchenorts gestrafft werden. Mehr Disziplin in jeder Beziehung wäre vonnöten.

C. Th. G.

★

JÜRGEN KLAUSENBURGER, *Historische französische Phonologie aus generativer Sicht*, Tübingen (Niemeyer) 1974 (Romanistische Arbeitshefte 12), X + 70 p.

Die generative Phonologie hat in den letzten Jahren – allerdings kaum in der Romanistik – einen erstaunlichen Aufschwung erlebt. Anfänglich hatte sie sich dabei im wesentlichen auf synchronische, morpho(pho)nologische Probleme beschränkt. Man ging von morphologischen Alternanzen wie etwa *mourons* : *meurent*, *voulons* : *veulent* und *douloureux* : *douleur* aus und leitete davon beispielsweise die Regel ab, daß im Französischen [u] unter dem Ton durch [ö] ersetzt wird. Wie jedoch Ferdinand de Saussure schon wußte, leiten sich derartige Alternanzen üblicherweise auf einen historischen Lautwandel zurück¹. Auch den Generativisten konnte es nicht entgehen, daß die besprochene Alternanz auf die französische Diphthongierung zurückgeht. Daher erklärt sich die zunehmende Hinwendung der Vertreter der generativen Phonologie zu diachronischen Problemen.

Insgesamt erscheinen die Grundlagen der generativen Phonologie jedoch noch wenig konsolidiert. Dafür gibt Klausenburger ungewollt ein gutes Beispiel im einleitenden ersten Kapitel, wo er Schanes *liaison*-Theorie attackiert². Tatsächlich galt diese Theorie längere Zeit als ein Musterbeispiel für die Anwendung generativer Theorien auf die französische Phonologie. Der Text Schanes ist meines Wissens mindestens zweimal in *Readers* nachgedruckt worden³. Auch François Dell hat im zweiten Teil seiner Einführung⁴ die Theorien Schanes mitverwendet, um die Vorzüge der generativen Phonologie zu illustrieren. Schane beschreibt die *liaison* als ein Phänomen der Konsonantentilgung, was insofern einleuchtet, als dies ja der historischen Wirklichkeit entspricht. Um freilich der heutigen Sprachwirklichkeit nahezukommen, benötigt er ein Reihe zusätzlicher Regeln.

So muß er beispielsweise für das Feminin *petite* [p(ə)tít] ein abstraktes -ə in der zugrundeliegenden Struktur postulieren, das zunächst die Anwendung der Konsonantentilgungsregel verhindert, anschließend aber durch eine zusätzliche Regel seinerseits getilgt werden muß. Den wichtigsten Einwand leitet Klausenburger jedoch von der Behandlung moderner Lehnwörter im Französischen ab: «Da frz. Sprecher gar keine Schwierigkeiten empfinden, Endkonsonanten in eng. Wörtern wie *club*, *stop*, *parking* usw. auszusprechen, können wir den Schluß ziehen, daß die Konsonantentilgungsregel als synchronische Regel tot ist» (p. 10). Grundsätzlich kann ich den Argumenten Klausenburgers nur zustimmen, obwohl ich nicht ganz überzeugt bin, daß ein eigener, bloß skizzierter Vorschlag, die *liaison* als Konsonantepenthese zu beschreiben, wirklich besser ist⁵.

Insgesamt ist in der Studie Klausenburgers eine Tendenz zu mehr Realismus positiv zu vermerken. Ohnehin scheint sich derzeit eine Abkehr von gewissen «Extravaganzen» anzudeuten.

¹ FERDINAND DE SAUSSURE, *Cours de linguistique générale*, troisième partie, chapitre III, § 4–6: «Il est très incorrect de dire, comme on le fait volontiers, que le *a* de *Nacht* se change en *ã* dans le pluriel *Nächte*; cela donne l'illusion que de l'un à l'autre terme il intervient une transformation réglée par un principe impératif. En réalité nous avons affaire à une simple opposition de formes résultant de l'évolution phonétique» (éd. ENGLER, 2430–2431).

² Cf. SANFORD A. SCHANE, *French Phonology and Morphology*, Cambridge (Mass.) 1968 (M.I.T. Research Monograph 45), p. 1–17.

³ Die englische Fassung wurde wieder abgedruckt in *Readings of Romance Linguistics*, ed. by JAMES M. ANDERSON and JO ANN CREORE, The Hague 1972, p. 78–100; eine französische Übersetzung von ODETTE FILLOUX findet man in *Langages* 8 (décembre 1967), 37–59.

⁴ FRANÇOIS DELL, *Les règles et les sons. Introduction à la phonologie générative*, Paris 1973.

⁵ Für strukturalistische Erklärungsversuche cf. WOLFGANG ROTHE, *Phonologie des Französischen*, Berlin 1972 (Grundlagen der Romanistik 1), p. 96–100; MADELEINE CSÉCSY, *De la linguistique à la pédagogie: le verbe français*, Paris 1968, p. 57–75.

bahnen, wie man sie sich in der Frühzeit der generativen Phonologie zu leisten pflegte. So ist Klausenburger lobenswerterweise bemüht, die zugrundeliegenden Strukturen nicht allzu «abstrakt» werden zu lassen, und er befindet sich mit diesen Bestrebungen keineswegs allein⁶. Auch wenn er nicht wie Schane erneut eine phonologische Ebene zwischen der morphonologischen und der phonetischen explizit anerkennt⁷, so scheint er doch grundsätzlich die Berechtigung des Phonembegriffs nicht in Frage zu stellen. Auf diese Weise erspart man sich viel unnütze Polemik. Trotzdem muß ich zugeben, daß auch dieses Buch mich nicht zum Generativismus zu bekehren vermochte.

Das zweite Kapitel des hier zu besprechenden Werks befaßt sich mit den diachronischen Lautverschiebungen vom Latein zum Altfranzösischen. Dabei hätte freilich vom Anfang an klargemacht werden müssen, daß keine Vollständigkeit angestrebt wurde. Grundsätzlich erweist sich auch hier die Anwendung der generativen Formalismen auf die historischen Lautgesetze als unproblematisch. Wenn ich beispielsweise das Bartsch'sche Gesetz als Pal. Á[>ie wiedergebe, so verwende ich ja ebenfalls einen Formalismus, und zwar nicht einmal den schlechtesten. Im Gegensatz zur Syntax, wo Chomskys Formalisierungen einen echten Fortschritt darstellten, muß sich hier der Generativismus auf eine «Umformalisierung» bereits formalisierter Gesetze beschränken. Wichtiger scheint mir denn auch die Frage, was die generative Phonologie zur Erklärung des Lautwandels beitragen kann.

Im dritten Kapitel versucht Klausenburger die synchronischen (morphonologischen) Lautgesetze des Altfranzösischen abzuleiten. Im vierten Kapitel stellt er sodann die beiden Arten von Lautgesetzen, die synchronischen und die diachronischen, einander gegenüber. Die Frage nach deren wechselseitigem Verhältnis ist gewiß die brennendste Frage, die sich derzeit im Rahmen der generativen Phonologie stellt. Eine Antwort läßt allerdings auf sich warten. Es will mir scheinen, daß der Zufall hier eine recht große Rolle spielt. Ob ein Lautwandel zu einer morphologischen Alternanz führt, hängt doch maßgeblich davon ab, in welchen Morphemen das entsprechende Phonem zufälligerweise auftrat. Mir scheint denn auch weiterhin die Frage nach den ursächlichen Gründen des Lautwandels weitaus erheblicher als diejenige nach dessen sekundären Konsequenzen.

Was freilich die Ursachen des Lautwandels betrifft, so scheint die generative Phonologie einstweilen nicht über die ersten Ansätze hinausgegangen zu sein. Auch Klausenburger führt einzig das Prinzip der Regelvereinfachung auf (p. 33). Man spricht dann von einer Regelvereinfachung, wenn deren Anwendungsbereich ausgedehnt wird, was eine einfachere Schreibung der Regel ermöglicht. Bereits nicht mehr neu ist die Anwendung dieser Erklärung auf die französische Nasalierung⁸. Dabei wird von der Meinung ausgegangen, die Nasalierung hätte zunächst den offensten Vokal erfaßt und sich dann nachträglich auf die mittleren und dann sogar auf alle Vokale ausgedehnt. Die ursprüngliche Regel

$$\left[\begin{array}{l} V \\ + \text{ tief} \\ - \text{ hoch} \end{array} \right] \longrightarrow [+ \text{ nas}] / \quad \quad \left[\begin{array}{l} K \\ + \text{ nas} \end{array} \right]$$

⁶ Im vierten Faszikel von *Language* 50 (1974) konnte man sogar gleich drei Artikel gegen die *abstractness* gewisser phonologischer Repräsentationen lesen.

⁷ SANFORD A. SCHANE, *Generative Phonology*, Englewood Cliffs (N.J.) 1973, vor allem p. 97–99.

⁸ Cf. WILLI MAYERHALER, *Au sujet de l'évaluation des grammaires extensionnellement équivalentes: évidence diachronique du français*, in: *Actes du Colloque franco-allemand de grammaire transformationnelle*, éd. par CHRISTIAN ROHRER et NICOLAS RUWET, Tübingen 1974, vol. II, p. 134–141, der jedoch nur die zweite Regelgeneralisierung anerkennt.

wäre also sukzessive durch die Weglassung der Merkmale [+ tief] und später [— hoch] auf der linken Seite vereinfacht worden.

Wenn dem so ist, dann wäre es allerdings noch einfacher gewesen, die Nasalierungsregel gleich von Anfang an auf sämtliche Vokale anzuwenden. Trotz der scheinbaren Gegenbeweise von Versbau und Graphie waren dann auch viele Philologen seit jeher der Meinung, die Nasalierung sei bei allen Vokalen gleichzeitig aufgetreten. Will man sich dagegen an die genannten Zeugnisse halten, so stellt sich die Chronologie der Nasalierungen jedenfalls viel komplizierter dar⁹, als das die generative Theorie wahrhaben will. Aber auch die andern Beispiele, welche Klausenburger, p. 33, gibt, ohne sie auszuformulieren, scheinen mir auf schwachen Füßen zu stehen. Die Palatalisierung von *c^a* dürfte wohl schwerlich eine Verallgemeinerung der Palatalisierung von *c^{e, i}* sein, da das Ergebnis in beiden Fällen ja nicht das gleiche ist.

Ebenso sonderbar berührt es mich, wenn Klausenburger die fallenden Diphthongierungen *ɛ>ei*, *ɔ>ou* als eine Erweiterung der steigenden Diphthongierungen *e>ie*, *o>uo* ansieht. Wenn unser Autor schließlich die Apokope auf eine Vereinfachung der Synkopenregel zurückführt, so dürfte er zumindest nicht vergessen, daß die Apokope ihrerseits Beschränkungen unterliegt, und daß es auch noch eine (unregelmäßige) Synkope in vorzwischen-toniger Stellung gibt.

Wenn jedoch die Ausdehnung des Anwendungsbereichs als Regelvereinfachung gilt, dann müßte die Einschränkung des Anwendungsbereichs umgekehrt als «Regelverkomplizierung» gelten. Solche «Regelverkomplizierungen» ergeben sich in der historischen generativen Phonologie aber nicht selten. Wir haben bereits eingangs erwähnt, daß die generative Phonologie die sich aus der spontanen Diphthongierung in betonter, offner Silbe ergebenden Vokalalternanzen durch Regeln erklärt. Diese Regeln dürften allerdings schon im Altfranzösischen fast mehr Ausnahmen als regelkonforme Fälle gekannt haben. Was hier jedoch entscheidend ist, das ist, daß im Laufe der Zeit die Zahl der Ausnahmen noch zugenommen hat. Verben wie *demeurer*, *trouver*, *aimer*, *laver* usw., die im Altfranzösischen eine Stammalternanz kannten, sind heute einstämmig.

Solange man die Stammbildung von Verben wie *vouloir*, *pouvoir*, *mourir* usw. als unregelmäßig betrachtete, war es auch nicht schwer zu erklären, wieso *trouver: je treuve* oder *demourer: je demeure* einen analogischen Stammausgleich erfahren hatten. Das ändert sich alles von demjenigen Moment an, wo die Stammalternanz in die Form einer Regel gekleidet wird und dafür die Stammbildung von Verben wie *courir*, *nourrir*, *pourrir* usw. als Unregelmäßigkeit erscheint. Hier stellt sich für mich dann die grundsätzliche Frage, ob sich die generative Phonologie nicht auf dem Holzweg befindet, wenn sie dort mit Regeln operieren will, wo man bislang nur Unregelmäßigkeiten sah. In diachronischer Perspektive macht sich dieses Verfahren zumindest in diesem Fall nicht bezahlt, indem es der historischen Erklärung unerwartete Schwierigkeiten in den Weg legt.

Auf p. 60 schreibt Klausenburger: «Die psychologische Realität kann durch die Analyse der Oberflächenstruktur allein nicht aufgezeigt werden.» Ich finde, die Generativisten würden besser tun, zunächst die psychologische Realität ihrer Tiefenstrukturen aufzuzeigen, welche mir in zahlreichen Fällen gar nicht evident erscheint. Von einigen Ausnahmen abgesehen wird man allerdings Klausenburger bescheinigen dürfen, daß sein Buch wohltuend unpolemisch ausgefallen ist. Demjenigen Romanisten, der sich über die neuesten Entwicklungen der generativen Phonologie orientieren will, kann seine Lektüre deshalb bestens

⁹ Cf. GEORGES STRAKA, *Remarques sur les voyelles nasales, leur origine et leur évolution en français*, *RLiR* 19 (1955), 245–274.

empfohlen werden. Obwohl nicht unbedingt als «Arbeitsheft» konzipiert, dürfte dieser Text doch wohl als Ergänzung zu der in der gleichen Reihe erschienenen *Einführung in die generative Phonologie* von Willi Mayerthaler gedacht sein.

Jakob Wüest

★

POL JONAS, *Les systèmes comparatifs à deux termes en ancien français*, Bruxelles (Editions de l'Université de Bruxelles) 1971, 512 p. (*Travaux se la faculté de philosophie et de lettres de l'Université libre de Bruxelles* 45).

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine überarbeitete *thèse*, die Jonas 1968 an der Freien Universität Brüssel vorgelegt hat. Entstanden ist sie in den Jahren 1963–67 unter der Leitung von Albert Henry, dessen Einfluß denn auch im theoretischen Ansatz und in der Durchführung immer wieder deutlich sichtbar wird. Der Verfasser versucht seine Abhängigkeit von den Publikationen seines Lehrers¹ auch keineswegs zu leugnen oder zu vertuschen; diese bilden vielmehr den Kern seiner eigenen Komparationstheorie: er erweitert, ergänzt, systematisiert, und v.a. arbeitet er ein umfangreiches Korpus zum Altfranzösischen (von den Anfängen bis zum Beginn des 14. Jh.s) äußerst sorgfältig durch, um so die explikative Potenz des Ansatzes zu demonstrieren.

Die Arbeit beginnt mit einem kurzen Forschungsbericht (p. 11–16), der deshalb so knapp gehalten werden kann, weil man sich bis anhin kaum systematisch mit dem Problem des Komparativsatzes befaßt hat. Die einzige umfassendere Arbeit, diejenige von E. Müller², muß aufgrund ihres aprioristischen Klassifikationssystems als den einzelsprachlichen Verhältnissen bzw. den Verhältnissen des Französischen in seinen verschiedenen Entwicklungsphasen nicht gerecht werdend bezeichnet werden. Alle übrigen Studien befassen sich nur mit Teilgebieten der Komparation oder beschränken sich gar auf die Diskussion gewisser Spezialaspekte. Allerdings kann auch die Studie von Jonas nicht den Anspruch erheben, umfassend und vollständig zu sein: der Verfasser beschränkt sich aus Raum- und Zeitgründen auf die Untersuchung der sich im Zusammenhang mit den beiden wichtigsten formalen Typen stellenden Probleme und verzichtet auf die Behandlung des keineswegs unerheblichen Restbereichs (zu dem z.B. das weite Feld der proportionalen Komparation gehört!). Die Untersuchung selbst versucht konsequent zwischen *langue* und *parole* (*systematische Aspekte /v/ effets de sens, faits d'expressivité*) und Synchronie und Diachronie zu scheiden; was die umsichtige Beobachtung dieser Saussureschen Dichotomien angeht, so gibt es in der Tat auch kaum etwas gegen Jonas' Vorgehen einzuwenden – außer vielleicht, daß der *langue* nicht nur Erscheinungen, die auf Systemebene gehören, zugewiesen werden, sondern auch solche, die eindeutig im Bereich der Norm anzusiedeln sind.

Der Hauptteil der Arbeit gibt zuerst einen kurzen Überblick über die im Französischen im Bereich der Komparativsätze vorkommenden Strukturtypen (p. 22–38). «Strukturtyp» wird hierbei einzig auf den Signifikanten bezogen und die jeweilige Struktur bestimmt sich

¹ Cf. z.B. A. HENRY, *Le commensuratif en ancien français et en ancien italien*, in: *Etudes de syntaxe expressive*, Paris 1960, p. 19–25 und A. HENRY, *A propos de certains «nombrants» selon B. Pottier*, *TLL* 4/1 (1966), 245–51.

² E. MÜLLER, *Die Vergleichungssätze im Französischen*, Göttingen 1900.

aufgrund der linearen Abfolge der für sie konstitutiven Elemente. So werden z. B. die beiden für die vertiefte Behandlung ausgewählten Strukturtypen folgendermaßen beschrieben:

1. «1^{er} terme – articulant – 2^e terme»
2. «1^{er} terme et marque – articulant – 2^e terme»

Was die Arbeit von Jonas angeht, so kann kaum behauptet werden, daß sich dieser rein distributionalistische Ansatz sehr negativ auswirke – bei anderen Satztypen könnte dies aber sehr wohl eintreten. Auf jeden Fall schiene es mir zweckmäßiger, die Strukturtypen nicht nur aufgrund ihrer Signifikanten zu bestimmen, sondern sie als eigentliche Zeichen (Satzbaupläne) mit Ausdrucks- und Inhaltsseite zu behandeln: die von Jonas berücksichtigte, lineare Abfolge würde dann dem Signifikanten entsprechen, dem ein die hierarchische Anordnung der Komponenten und die (funktionale) Gesamtbedeutung der Konstruktion umfassendes Signifikat gegenüberzustellen wäre. Auf diese Weise würde es möglich, rein ausdrucksseitige Varianten zu erkennen und als solche einer einzigen Systemeinheit zuzuweisen. Eine unstatthafte «Semantisierung» braucht so lange nicht befürchtet zu werden, als man nicht nach (mehr oder weniger lexiesemantischen) Nutzwerten (*effets de sens*), sondern nach (syntaktisch-semantischen) Funktionstypen klassiert.

Bei der Behandlung des ersten Strukturtyps: «1^{er} terme – articulant – 2^e terme» (p. 39–93) glaubt Jonas sehr bald zwei verschiedene Funktionen feststellen zu können. Er könnte einmal dazu dienen, zwei verschiedene «Substanzen» (vielleicht besser Objekte) miteinander zu vergleichen und eine zwischen ihnen bestehende Analogie (gemeinsame Eigenschaft) festzustellen. Die zweite Funktion wird mit «Feststellung einer *conformité à une circonstance*» umschrieben. Es würde nur noch eine Substanz (ein Objekt) in Betracht gezogen und diese dann in ihrem aktuellen Zustand gemessen an ihren naturgegebenen Möglichkeiten, einer allgemeinen oder individuellen Norm, einer versprochenen, vorhergesagten usw. Realisierungsform, etc. Eine solche Darstellung der Funktionen ist sicher sinnvoll und läßt sich rechtfertigen – nur muß man deutlich machen, auf welcher sprachlichen Ebene diese beiden Funktionen anzusiedeln sind; gerade dies versäumt Jonas. Mir scheint, die beiden Typen könnten nicht als gleichberechtigt angesehen und gewissermaßen nebeneinander auf die Systemebene (*langue*) gestellt werden, denn der zweite erweist sich bei näherem Zusehen nur als Sonderfall des ersten: die beiden «Substanzen» sind hier von ihrer lexikalischen Erfassung her gesehen identisch und werden als zwei verschiedene Erscheinungsformen einer virtuellen Größe mit einander verglichen (> Analogie), cf. z. B.:

1. Typ:

Berte fu gracieuse com est la flors sor l'ente; ...

Berte 277 (Jonas, p. 56)

2. Typ:

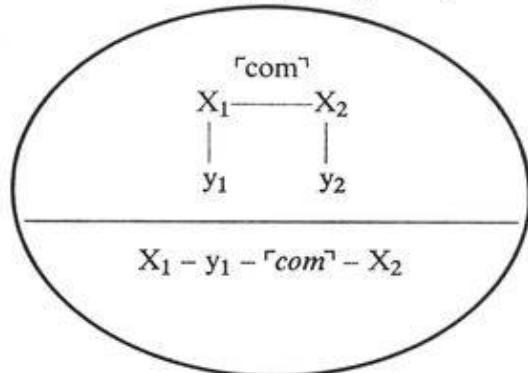
Il furent toz assis a une table et furent moult bien servi comme drois fu.

Laurin 14034 (Jonas, p. 65)

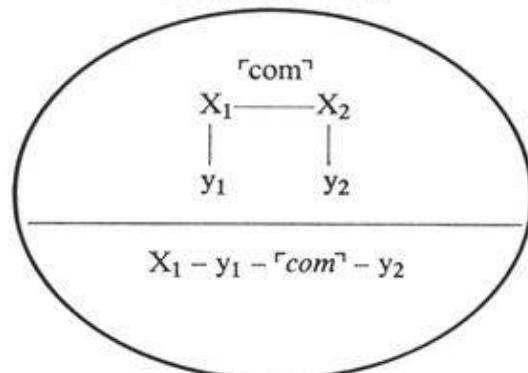
Im ersten Fall werden zwei Träger und eine gemeinsame Eigenschaft (> Analogie), im zweiten dagegen ein Träger und zwei verschiedene Realisierungsformen derselben Eigenschaft genannt. Grundlage für den Vergleich bilden aber immer zwei Träger mit einer vergleichbaren Eigenschaft; ob nun je nachdem auf die sprachliche Wiedergabe eines der Träger oder einer der Eigenschaftsrealisierungen verzichtet wird, hängt nur davon ab, ob die beiden Träger oder die beiden Eigenschaften mit der jeweils gleichen lexikalischen Einheit (oder Sequenz) erfaßt werden (lexikalisch Gleiches wird dann nur einmal ausgedrückt). Die beiden

Typen sind somit nichts anderes als kontextuelle Varianten, die von der lexikalischen Auffüllung des Grundbauplanes (Inhaltsseite) abhängig sind. Beschreibt man diesen mit X_1-y_1/X_2-y_2 , so erhalten wir den 1. Typ, wenn $y_1 = y_2$, den zweiten dagegen, wenn $X_1 = X_2$. In vereinfachter Form ergäbe diese folgende Baupläne (Inhalts- und Ausdrucksseite):

1. Typ: $y_1 = y_2$



2. Typ: $X_1 = X_2$



Diese beiden Baupläne gehören jedoch nicht der System-, sondern der Normebene an; auf Systemebene sind sie zu transzendieren und es ist für die Ausdrucksseite zu schreiben: $X_1 - y_1 - \text{com} - (X_2) - (y_2)$, wobei in der konkreten Anwendung jeweils einer der Klammerausdrücke zu tilgen ist. Diese Transzendierung wird auch von Jonas in Betracht gezogen³ – nur weist er sie nicht der *langue*, sondern eigenartigerweise einer «étape sublinguistique» zu!

In diesem Typ von Komparativsätzen treten nun die folgenden «articulants» auf: *com(e)*, *si/issi/ensi com(e)*, *autresi/aussi/ensement com(e)*. Dabei ist es so, daß *com(e)*, *si/issi/ensi com(e)* sowohl in Sätzen vom ersten wie vom zweiten Typ, *autresi/aussi/ensement com(e)* dagegen nur in solchen vom ersten Typ anzutreffen sind. Nach Jonas dient die erste Serie dazu, *conformité à une circonstance* oder einen *parallélisme constaté sans plus* zum Ausdruck zu bringen, während bei der zweiten Serie (aufgrund des präzisieren und größeren semantischen Gehalts) ein *parallélisme souligné* vorliegen würde (p. 82). *Autresi com(e)* etc. kann somit als markierter Term einer Opposition vom Typ $(a+b)/v/(a)$ gelten. – Innerhalb des nicht-markierten Oppositionsterms werden die verschiedenen *articulants* nun allerdings nicht wahllos verwendet. Vielmehr kann Jonas feststellen (p. 82), daß in 86 % der Fälle, wo *com(e)* allein gesetzt wird, der zweite Teil der Komparativkonstruktion kein Verb enthält; umgekehrt ist ein solches in 79 % der Fälle vorhanden, wo *si/issi/ensi com(e)* gesetzt wird. Obwohl keine starre Regel vorliegt, haben wir doch eine deutliche, in der Norm angelegte Differenzierungstendenz. Nach Jonas würde sich diese Norm aus der Tendenz des Afrz. erklären, die den beiden Teilen des Komparativkomplexes gemeinsamen Elemente in der 2. Hälfte durch eine anaphorische Partikel (*si, issi, ensi*) explizit wieder aufzunehmen (p. 83/4). Was die Differenzierung zwischen *si/issi/ensi com(e)* angeht, so ist sie nicht funktionaler Natur, sondern hat stilistischen, z. T. auch diachronischen Charakter (p. 85–88). – Schließlich kann Jonas im 13. Jh. noch eine starke prozentuale Zunahme von *autresi/aussi/ensement com(e)* für die Wiedergabe des Vergleichs von zwei «Substanzen» feststellen, ja seit Ende des 13. Jh.s finden sich diese Konjunktionen sogar in Fällen, wo nur «Konformität in bezug auf einen Begleitumstand» festgestellt wird. Verantwortlich für diese Entwicklung wäre eine zunehmende Abschwächung des anaphorischen Elements und eine weitgehende Lexikalisierung der betreffenden Wendungen als Ganzes: sie verlieren dadurch ihren Charak-

³ Cf. JONAS, p. 80.

ter als markierte Oppositionsterme und sinken zu einfachen Varianten von *com(e)*, *si com(e)* etc. herab.

Im Bereich des Typus «1^{er} terme + marque – articulant – 2^{er} terme» unterscheidet Jonas zwischen Konstruktionen, die eine Superiorität (*plus*, *X tanz*), eine Inferiorität (*moins*), eine Differenz (*autre*, *autrement*, *el*), eine Egalität (*autresi*, *aussi*, *si*, *autretant*, *autant*, *itant*, *tant*) oder eine Identität (*autretel*, *autel*, *itel*, *tel*) markieren⁴. Es muß allerdings darauf hingewiesen werden, daß der Verfasser hier insofern inkonsequent ist, als er für die Subklassifikation nicht mehr «formale», sondern letzten Endes semantische Kriterien einsetzt. – Einer umfassenderen Erörterung rufende Probleme stellen sich bei diesem Typus eigentlich nur in den Bereichen der Egalität und der Identität. In Sätzen, deren erster Komparationsteil affirmativen Charakter hat, finden wir eine Situation vor, die bis zu einem gewissen Grade derjenigen beim ersten Strukturtypus gleicht: *autresi*, *aussi*, *autrement*, *autretel*, *autel* werden gesetzt, wenn zwei verschiedene «Substanzen» verglichen werden, *si (i)tant*, *(i)tel* dagegen, wenn Konformität einer Substanz in bezug auf einen Begleitumstand (Intensität, Quantität etc.) vorliegt (p. 144, 179 und passim). Im Gegensatz zum 1. Fall haben wir hier aber keine partizipative Opposition vom Typ (a+b) /v/ (a), sondern eine äquipollente Opposition vom Typ (a) /v/ (b). Nochmals anders scheinen die Verhältnisse zu sein, wenn innerhalb des zweiten Typs der 1. Komparationsterm unter negativer, interrogrativer oder bedingender Modalität steht. Bezieht sich der modale Faktor nur auf die Beziehung zwischen den beiden Oppositionstermen, wird *autresi*, *aussi* usw. gesetzt; hebt dagegen die modale Stellungnahme gleichzeitig auch noch die Aktualität (Realität) des 1. Komparationsterms auf, wird *si*, *(i)tant*, *(i)tel* verwendet (cf. p. 159, 166, 170/71). Jonas versucht nun, die verschiedenen Verhältnisse bei affirmativer Konstruktion einerseits, negativer, interrogrativer oder hypothetischer Konstruktion andererseits auf einen Nenner zu bringen, indem er fehlende Aktualität des 1. Komparationsterms mit einer Annulierung dieses Komparationsterms gleichsetzt und so sagen kann, *si*, *(i)tant*, *(i)tel* würden immer dann gesetzt, wenn nur ein (aktueller) Komparationsterm vorliegt (p. 179). Dieses Vorgehen scheint mir aber nicht statthaft zu sein. Ganz gleichgültig, ob die den ersten Komparationsterm betreffende modale Stellungnahme nun dessen reale Existenz zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer bestimmten Welt behauptet oder negiert, in Frage stellt etc., bleibt eben doch die Tatsache bestehen, daß zwei verschiedene Substanzen (mit u. U. verschiedenem Realitätsstatus) verglichen werden – und nur dies ist entscheidend. Ich sehe deshalb keine andere Möglichkeit, als für den affirmativen Bereich einerseits, den negativen, interrogrativen und hypothetischen andererseits verschiedene Regeln bzw. Strukturen anzusetzen.

Bedeutend größere Probleme als die *marque* wirft der *articulant* im Bereich des zweiten Strukturtypus auf; es kommen vor: *que*, *de*, *come*. Es gelingt Jonas relativ leicht zu zeigen, daß in den Fällen, wo eine Konkordanz zwischen den beiden Vergleichstermen festgestellt wird, *com(e)* auftritt, während bei Diskordanz *que* oder *de* verwendet wird (p. 270/71). Allerdings kann man im Altfranzösischen schon früh ein Eindringen von *que* in den Bereich der Konkordanzfälle feststellen; dies legt die Annahme nahe, daß *que* der nicht-markierte Term einer partizipativen Opposition ist. – Was nun die Distribution von *que* und *de* im Diskordanzbereich anbelangt, so taucht *que* dann auf, wenn der zweite Komparationsterm ein finites Verb enthält. Vereinzelt kann *que* – allerdings nur im poetischen Sprachgebrauch – auch durch Ø ersetzt werden, doch ist hierfür Voraussetzung, daß der zweite Term ein *ne*

⁴ Es ist allerdings nicht richtig zu sagen, *plus*, *moins*, *tant* etc. könnten sowohl Adjektive, Adverbien, Verben als auch Substantive begleiten (cf. p. 25ss.): immer wenn angeblich ein Bezug zu einem Substantiv besteht, geht diesem eine Präposition voraus, die als Translativ anzusehen ist (z. B. *de* etc.).

enthält (p. 201, 270)⁵; andernfalls wäre nach Jonas die Komparativkonstruktion nicht mehr eindeutig als solche gekennzeichnet. Dies scheint mir nicht zuzutreffen. Einmal ist eine eindeutige Charakterisierung über die *marque* durchaus gegeben, und andererseits ist eine solche eindeutige Kennzeichnung im altfranzösischen Sprachgebrauch gar nicht notwendig⁶; vielmehr dürfte sich die Kombination $\emptyset - ne$ aus der parataktischen Entstehung dieses Gefügetypus (mit ursprünglicher Vollnegation im 2. Satz) erklären⁷. – Steht im 2. Vergleichsterm kein finites Verb, kommen sowohl *que* als auch *de* als Gelenkpartikeln vor – allerdings keineswegs frei vertauschbar. *Que* steht vielmehr, wenn das nominale Element im zweiten Term Objektfunktion hat oder wenn es ein Substantiv oder ein nicht-personales Pronomen in Subjektfunktion enthält. *De* findet sich praktisch nur mit Personalpronomina in Subjektfunktion, und selbst in diesem Fall muß noch differenziert werden: in rund 10% der Fälle steht *que* mit einem *Rectus*, in 90% der Fälle dagegen *de* mit einem *Obliquus* (p. 232ss.).⁸ Nach Jonas handelt es sich hierbei um eine Ausweichkonstruktion, um nicht *je*, *tu*, *il* etc. in prädikativer Funktion verwenden zu müssen. Man würde somit zu *moi*, *toi*, *lui* etc. ausweichen (die im Afr. sonst noch keine Subjektfunktion übernehmen können); *de* müßte somit die Rolle eines «Kasustranslativs» spielen. Allerdings muß zugegeben werden, daß sich *de* vereinzelt auch mit Substantiven und nicht-personalen Pronomina (im *Obliquus*) findet (p. 252ss.). Nach dem Verfasser würde es sich um eine «commodité de versification» handeln, die durch den Zwang des Metrums oder des Reims bedingt wäre. Eine solche Erklärung scheint mir aber das Pferd am Schwanz aufzuzäumen: ein Dichter kann erst zu einer (seltenen) Nebenkonstruktion greifen, wenn diese überhaupt einmal möglich ist, d.h. wenn auch im normalen Sprachgebrauch eine analogische Übertragung der Konstruktion vom Bereich des Personalpronomens auf den nominalen Restbereich sporadisch anzutreffen ist. *De* kann auf jeden Fall als kontextgebundene Variante von *que* angesehen werden, deren Verwendung von den Faktoren /– Verb/ und /+ Obliquus des Pers. pron. für den 1. Aktanten/ abhängig ist; es scheint aber gewisse Ansätze gegeben zu haben, die zweite Bedingung fallen zu lassen und innerhalb des durch die Bedingung /– Verb/ gesetzten Rahmens *que* und *de* frei zu kommutieren.

Ein weiteres Problem im Bereich des Diskordanz (Disparität) ist die Setzung des «*ne explétif*» (*ne discordantiel*). Wird in diesem Teilbereich der Komparativsätze der erste Term unter affirmativer Modalität präsentiert, erscheint im zweiten Term regelmäßig ein *ne*; ist dagegen der erste Term negiert oder von einem übergeordneten Satz abhängig, dessen Negation für ihn ebenfalls Gültigkeit hat, fehlt dieses *ne* (p. 307). Zweierlei scheint mir an der Darstellung des «*ne explétif*» zu beanstanden zu sein. Einmal übernimmt Jonas die Bezeichnung «*ne discordantiel*» von Damourette und Pichon. Nun ist diese Bezeichnung für das Modernfranzösische zweifellos sinnvoll und adäquat, und zwar v.a. aufgrund der Tat-

⁵ Es ist allerdings nicht richtig zu sagen, es handle sich hierbei um das «adverbe de négation *ne*»; vielmehr haben wir in diesen Fällen ein expletives *ne*.

⁶ Cf. R. L. GRAEME-RITCHIE, *Recherches sur la syntaxe de la conjonction «que» dans l'ancien français depuis les origines jusqu'au commencement du XIII^e siècle*, Paris 1907; W.-D. STEMPFL, *Untersuchungen zur Satzverknüpfung im Altfranzösischen*, Braunschweig 1964.

⁷ Cf. hierzu auch unten, p. 68. – Vereinzelt findet sich nach negiertem 1. Term auch *com(e)* anstelle von *que*. Jonas hat richtig erkannt, daß wir in diesem Fall eine *constructio ad sensum* haben: durch die Negation des ersten Terms kann die an sich diskordante Konstruktion als konkordant angesehen werden; *com(e)* ist somit sinngemäß eingesetzt.

⁸ Die Fälle mit Personalpronomina der 1./2. Pers. pl. müßten allerdings aus den Statistiken und den Beleglisten eliminiert werden, sind hier die Formen doch hinsichtlich der Opposition *Rectus* /v/ *Obliquus* neutral.

sache, daß dieses *ne* auch nach *avant que* auftritt, wo man unmöglich von einer Explizierung einer durch den Kontext suggerierten Negation im Teilsatz sprechen kann. Im Altfranzösischen findet sich das *ne* aber noch nicht nach *avant que* – und alle übrigen Fälle lassen sich ohne weiteres als Explizierung einer negativen Idee erklären. Dazu kommt noch der historische Aspekt, der ganz eindeutig erkennen läßt, daß dieses *ne* ursprünglich Vollnegation im zweiten von zwei parataktisch verbundenen Hauptsätzen war. Hierher gehört bereits die oben gemachte Feststellung, daß bei Diskordanzkonstruktionen das *que* nur fehlen kann, wenn im zweiten Vergleichsterm ein *ne* steht. Und weiter gestützt wird diese Sichtweise durch die Modusverhältnisse. Jonas stellt nämlich fest, daß das *ne* nur auftritt, wenn im zweiten Term der Indikativ, nicht aber wenn der Konjunktiv steht. Seine Erklärung dieser Erscheinung ist zweifellos zu guillaumistisch: da der atemporale Konjunktiv den Prozeß nicht «aktualisiere», sei das die «Aktualisierung» aufhebende *ne* redundant und überflüssig (p. 301). In Wirklichkeit gehört aber auch diese Frage zum Problem des Übergangs Parataxe → Hypotaxe und zur zunehmenden Verflechtung von Haupt- und Teilsatz. In der parataktischen Konstruktion mußte der zweite Vergleichsterm negiert werden, um anzudeuten, daß er nicht den Intensitäts-, Quantitäts-, Qualitätsgrad usw. des ersten Terms erreichte (cf. die Fälle mit «articulant» Ø). Dies war nach der Einführung der Hypotaxe nicht mehr unbedingt nötig, und v. a. wurde das *ne* in dem Moment überflüssig, wo die Hypotaxe noch durch eine aktualisatorische Inzidenz (> reliefgeberischer Konjunktiv⁹) begleitet und besonders eng gestaltet wurde¹⁰.

Rein diachronischen Charakter hat Kapitel V des ersten Teils der Arbeit, und zwar geht es um die sich zwischen dem 12. und 17. Jh. vollziehende Verdrängung von *com(e)* und *que* in seinen ursprünglichen Anwendungsbereichen (p. 324–54). *Come* konnte ursprünglich nur dort verwendet werden, wo zwei verschiedene «Substanzen» verglichen und eine Konkordanz zwischen diesen «Substanzen» festgestellt wurde. Nach Jonas würde nun *que* zuerst sporadisch dort auftreten, wo die eine oder andere dieser zwei Bedingungen vom Sprecher/Autor als nicht vollumfänglich erfüllt betrachtet wurde; es hätte sich von hier aus dann analogisch auf den ganzen übrigen Bereich von *come* ausgedehnt. Ob diese Erklärung wirklich zu genügen vermag, ist fraglich. Ich meine, es müßten auf jeden Fall noch andere Faktoren mitberücksichtigt werden, die für den Bereich der Konjunktionen an sich Gültigkeit haben und die Jonas – wie auch andere Aspekte – nicht sieht, weil er seinen Blick immer nur starr auf den Komparationsbereich gerichtet hält. Diese Aspekte wären: 1. die generelle Tendenz des Französischen, auf synthetische Konjunktionen weitestgehend zu verzichten und an ihre Stelle analytische, mit *que* gebildete Konjunktionen zu setzen; 2. die Tendenz im 16./17. Jh., das Überangebot von konjunktionalen Varianten zu reduzieren und nur ein Minimum von für die Wiedergabe der funktionalen und semantischen Oppositionen notwendigen Einheiten beizubehalten. Der Ersatz vom *come* durch *que* entspricht auf jeden Fall beiden Tendenzen.

Am wenigsten zu befriedigen vermag aber wohl Kapitel VI des ersten Teils, das mit «Les opérations fondamentales de l'esprit» überschrieben ist (p. 355–77) – wie der Titel zeigt ein Kapitel, das sich nicht mit sprachlichen Phänomenen, sondern mit Problemen des «Denkens» befaßt. Jonas kritisiert vorerst zu Recht die guillaumistische Komparationstheorie und weist ihren spekulativen und willkürlichen Charakter nach. Sein eigener Vorschlag ist aber leider nicht weniger willkürlich. Beim Typus «1^{er} terme – articulant – 2^e terme» hätten wir eine

⁹ Cf. unten, p. 242 N 11.

¹⁰ Cf. hierzu auch P. WUNDERLI, *Die Teilaktualisierung des Verbalgeschehens (Subjonctif) im Mittelfranzösischen*, Tübingen 1971, p. 364–383 und 542/43.

einfache «mise en parallèle, sans plus, de deux substances différentes entre lesquelles l'esprit a découvert une analogie à un certain point de vue» (p. 371). Beim Typus «1^{er} terme + marque – articulant – 2^e terme» lägen dagegen die Dinge komplizierter: zuerst würden die beiden Substanzen für sich bewertet, gemessen (> *immensurations*), dann die beiden Meßergebnisse miteinander verglichen (p. 373). Abgesehen davon, daß wohl nicht der Linguist dazu berufen ist, solche Probleme zu lösen, beinhaltet Jonas' Vorschlag eine Bedingung, die nicht erfüllt und auch nicht erfüllbar ist: es müßte zur Durchführung der getrennt vorgenommenen *immensuration* für alle Vergleichsthemen so etwas wie absolute Skalierungsmöglichkeiten, feste Maßstäbe geben – und zwar sowohl im quantitativen wie im qualitativen Bereich! Da dem nicht so ist, muß man wohl annehmen, daß beim zweiten Typus im Prinzip gleich vorgegangen wird wie beim ersten, nur daß hier die Feststellung der Analogie noch gefolgt ist durch ein direktes Abwägen der in beiden Termen vorhandenen Eigenschaft nach den relativen Kriterien $/=/v/\neq/$, und innerhalb des Bereiches $/\neq/$ nach $/-v/+/-/$.

Der zweite Hauptteil der Arbeit – bedeutend kürzer als der erste (p. 381–474) – befaßt sich mit den *effets de sens* und den *faits d'expressivité*, d.h. mit Redeerscheinungen. Prinzipiell würde ich hier gegen Jonas' Position einwenden, daß er als Sinneffekte (Nutzwerte) nur Abweichungen vom systemgebenden Grundwert ansieht, und daß alle diese Abweichungen für ihn *faits d'expressivité* sind, d.h. affektiven Charakter haben (p. 381). Nun ist es aber so, daß auch die Systemwerte (Grundwerte) als solche in der Rede auftreten können – sie müssen also ebenfalls den Nutzwerten zugezählt werden. Tritt eine Modifikation des Grundwerts bei der Überführung in die Rede auf, dann kann diese u.U. zwar affektisch bedingt sein, doch braucht dies bei weitem nicht immer der Fall zu sein: es ist zur Genüge bekannt, daß es auch vollkommen affektlose Kontextmodifikationen des Grundwertes gibt, und zwar v.a. im morpho-syntaktischen Bereich. – Bei den *effets de sens* bespricht der Verfasser v.a. die Tatsache, daß eine Komparation in zahlreichen Fällen einem absoluten, bei näherem Zusehen sogar einem relativen Superlativ (*haut degré*) gleichzusetzen ist. Unter den *faits d'expressivité* werden insbesondere die Verstärkungs- und Hervorhebungsmöglichkeiten diskutiert: Verwendung von Partikeln mit *autre-* oder *au-*; Einsatz von Adverbien wie *tout*, *assez*, *mout* etc.; Einfügen einer Reprisepartikel im 2. Komparationsterm; Inversion; Konjunktiv im 2. Term¹¹; usw. Diese Komponenten sind auch unter einander kombinierbar.

Kommen wir zum Schluß. Obwohl sowohl im Prinzipiellen wie im Detail sich eine Reihe von Einwänden aufdrängt, ist Jonas' Arbeit interessant, solid und umsichtig durchgeführt; sie bringt zahlreiche neue Erkenntnisse und ein hervorragendes Belegmaterial. Allerdings kann man dem Verfasser den Vorwurf nicht ersparen, allzu viele Belege zu geben¹², wie denn

¹¹ Die Erklärung der Konjunktivsetzung im Komparativsatz ist unbefriedigend. Sie greift auf Guillaumes Modustheorie zurück und behauptet, der Konjunktiv trete immer dann auf, wenn ein *großer* (qualitativer oder quantitativer) Unterschied zwischen den beiden Oppositionstermen bestehe, und zwar deshalb, weil infolge des großen Unterschieds der zweite Komparationsterm *quantité négligeable* sei und deshalb nicht «aktualisiert» werde (p. 462/63). Nun muß aber Jonas selbst zugeben, daß in zahlreichen Fällen mit dem besten Willen kein *großer* Unterschied zwischen den Oppositionstermen festgestellt werden kann (p. 463–67) – und damit ist die ganze Erklärung schon hinfällig. Ich schlage vielmehr vor, die Konjunktivsetzung als indirekte Hervorhebung (Reliefgebung) des 1. Komparationsterms zu interpretieren, cf. hierzu WUNDERLI, *Teilaktualisierung*, p. 542/43.

¹² Jonas hat diesen Vorwurf zwar vorausgesehen (p. 18/19) und versucht ihm dadurch auszuweichen, daß er erklärt, er wolle umfassend und zuverlässig informieren; nur scheint mir eben die Zahl der Belege weit über das hinauszugehen, was für eine umfassende und zuverlässige Information notwendig wäre.

die Arbeit ganz allgemein zu breit angelegt ist und leicht auf die Hälfte ihres Umfangs hätte reduziert werden können.

Peter Wunderli



Le Charroi de Nîmes, chanson de geste du XII^e siècle, éditée d'après la rédaction AB, avec introduction, notes et glossaire, par DUNCAN McMILLAN, Paris (Klincksieck) 1972, 172 p. (Bibliothèque française et romane B/12).

Du premier chapitre de l'introduction de M. McMillan, *Le Charroi de Nîmes et le cycle de Guillaume d'Orange*, nous nous contenterons de relever les points suivants. Ni le prologue du *Charroi*, ni la continuité des deux textes dans la plupart des mss ne convainquent l'éditeur de l'unité d'auteur du *Charroi* et de la *Prise d'Orange*, dont il oppose quelques caractéristiques (p. 41, n. 111). L'auteur du *Charroi* a connu le *Couronnement de Louis* dans sa forme actuelle, même si le Guillaume du *Charroi* rappelle dans un ordre différent les services que le Guillaume du *Couronnement* a rendus à Louis. Les trois poèmes forment «le beau triptyque qui relate les grandes prouesses du héros du cycle, et dans lequel il y a tout lieu de voir les éléments les plus anciens de sa biographie poétique» (p. 49). L'éditeur du *Charroi* reste ainsi fidèle à l'éditeur de la *Chanson de Guillaume*, qui niait que cette dernière chanson constituât «la molécule nucléaire du cycle d'Orange»¹. Il semble même aller maintenant plus loin et considérer la *Chanson de Guillaume* comme postérieure à *Aliscans*: «La *Chanson de Guillaume* relate, sous une forme raccourcie, les mêmes événements [qu'*Aliscans*], en y rajoutant de nouvelles péripéties où des neveux de Guillaume jouent le rôle principal» (p. 11 N 3).

M. McMillan aboutit au même *stemma codicum* (p. 22) que M. Claude Régnier pour la *Prise d'Orange*, sauf qu'il hésite à admettre l'existence d'un ancêtre commun (*O²*) des mss *a*, *b* et *C*, sans doute par crainte d'attribuer au quatrième larron, *D*, «une autorité à laquelle il ne saurait prétendre» (p. 20). M. McMillan se sépare également de M. Régnier au sujet de la longueur de la tradition manuscrite, qui lui paraît avoir été plutôt courte et ne pas avoir comporté un grand nombre de manuscrits intermédiaires entre l'original et les manuscrits conservés (p. 22).

L'éditeur juge «au mieux médiocre» (p. 23) l'ancêtre *a* des quatre manuscrits *A*, parmi lesquels il est pourtant forcé de choisir son manuscrit de base *A²*. Le manuscrit *B¹* lui donne «l'impression de sortir de quelque *Übungsbuch* à texte normalisé», et cette impression, loin de le disposer plus favorablement à l'égard des *Übungsbücher* (auxquels on a cependant tant reproché de ne ressembler à rien de réel), le remplit de méfiance à l'égard de *B¹*. De *D*, on ne s'étonnera pas que M. McMillan nie l'origine mémorielle (sans prendre la peine de «contrer» les arguments qu'on a fournis à l'appui de cette hypothèse, tant il est vrai que les dialogues philologiques sont des dialogues de sourds); il croirait plutôt que *D* s'est trouvé dans la nécessité de remplacer un quaternion en mauvais état de son modèle (p. 46 N 122). M. McMillan saisit une autre occasion de rompre une lance en faveur de ses propres vues sur le caractère uniquement scripturaire du genre épique; dans sa note au v. 327, il démontre que le «recommencement» de la laisse XIV dans la laisse XV est le fait d'un arrangeur et que le procédé stylistique est ici «le résultat d'une composition secondaire relevant strictement de la tradition manuscrite» (p. 138). La lance est rompue, mais l'écu

¹ *La Chanson de Guillaume*, publiée par DUNCAN McMILLAN, vol. II, Paris 1950, p. 131.

ne porte aucune éraflure: les remanieurs ont pu recourir commodément au procédé, ils ne l'ont pas inventé, et M. McMillan ne songe sans doute pas à l'attribuer à l'arrangeur de la version d'Oxford quand il le rencontre dans la *Chanson de Roland*.

Pour apprécier valablement le texte, les variantes, les notes et le glossaire, il faudrait lire attentivement l'ensemble. Je ne puis ici qu'appliquer le système de la «carotte» géologique et pratiquer un sondage, pour lequel je choisis tout bêtement la première laisse, v. 1–87.

Le glossaire répondra généralement bien aux questions que lui poseront les débutants. Ceux-ci n'y trouveront pourtant pas *trossez* (v. 20), *gentis* (v. 29), *fornir* (v. 68), *morz* (participe, v. 69), *par voz merciz* (v. 74). *Monté* (*Comme il prist Nymes par le charroi monté*, v. 6) méritait d'autant plus une notice que l'éditeur dit préférer la variante de *BC*: *par le charroi mener* (note à ce vers). Pas d'article non plus pour ces petits mots *si* et *ja*, si caractéristiques de l'ancienne langue; il est vrai qu'ils sont davantage outils syntaxiques qu'unités sémantiques pleines et que la syntaxe continue à être traitée, dans nos éditions, avec une négligence parfaitement injustifiée. Pourquoi expliquons-nous, par exemple, *encontre* du v. 58 et ne soufflons-nous mot de la parataxe du v. 56? Pourquoi le vocabulaire jouit-il d'un tel privilège? Je me le demande, simplement, sans en faire un reproche particulier à M. McMillan. Pour en revenir au glossaire, les sens y prêtent parfois à discussion. Celui de 'peiner' ne convient pas à la formule *qui en croiz fus penez* (v. 80); c'est 'supplicier' qu'il faudrait; l'article *pener* confond d'ailleurs les constructions transitive et pronominale du verbe. Il est peu probable que l'on eût dit *passer*, *avaler* ou *monter le planchié ou le planchier* (v. 55,700, 721) si le sens de ce mot était 'plancher (de la salle)'; dans les deux derniers cas, il doit s'agir d'un escalier (cf. d'autres exemples cités par T-L, *AW 7*, 1086–1087); dans le premier, mystère! Serait-ce le seuil? – *Mien escient* (v. 63) n'est pas exactement 'par ma foi' (sens qui ne convient pas non plus aux v. 1157 et 1283), mais 'à ce que je pense'. La différence engage quelque peu le texte lui-même. Guillaume, furieux, entre dans la salle, refuse de s'asseoir, et déclare au roi Louis qu'il a quelque chose à lui dire.

62 Dist Looÿs: «Si con vos commandez.
Mien escient, bien serez escoutez.»

M. McMillan a, pour le second hémistiche du v. 63, substitué la leçon de *BC* à celle de son manuscrit de base, *bien savez escouter*, qui n'offre, il est vrai, aucun sens acceptable, mais s'accorde néanmoins bien avec l'idée d'opinion personnelle exprimée par *mien escient*, tandis qu'on ne voit pas pourquoi Louis exprimerait une opinion sur la façon dont il va lui-même écouter Guillaume. On observera (ce qu'on ne peut savoir d'après la présente édition) que *C* ne donne pas *Mien escient*, mais *Mout bonelement*. Les manuscrits *A* n'auraient-ils pas conservé, sous la graphie *escouter* (qu'il faudrait vérifier), une trace d'une leçon *estouter* 'agir avec une audace emportée' (Gdf., *Dict. 3*, 632b), qui conviendrait fort bien au contexte et qui, jointe au *si con vos commandez* du vers précédent, montrerait un Louis pantois?

M. McMillan a donc reproduit le texte de *A²* (B.N., fr. 1449) et donné dans l'apparat critique les variantes de *A¹*, *A³* et *A⁴* et celles de *B¹* et de *B²*, de même, bien sûr, que les leçons de *A²* rejetées. Le jeu des variantes et du texte laisse parfois une légère incertitude. Au v. 43, *De nuiz veilliez et de jorz jeûnez*, la graphie de *A²*, *veillie*, a été justement abandonnée, puisqu'il faut un pluriel, mais, au lieu de lui ajouter simplement une *-s*, on imprime *veilliez*; cette graphie vient probablement de *B¹*, mais fallait-il la retenir?

Une incertitude beaucoup plus gênante concerne les variantes de *C*. Il faut dire, là, que des raisons commerciales ont empêché M. McMillan de réaliser son projet de publier en versions synoptiques les rédactions de *AB*, *C* et *D*. Ce qu'il nous livre, c'est en réalité la partie *AB* de l'édition projetée, amputée de *C* et de *D*, qu'il nous est ainsi impossible de

connaître; de sorte qu'en présence d'une variante de *B*, par exemple, le lecteur se demande constamment si elle est appuyée par *C* ou non. M. McMillan a remédié dans une certaine mesure à cet inconvénient en signalant souvent dans ses notes – c'est même là leur objet principal – ceux des accords *BC* ou celles des leçons de *C* qui lui paraissent préférables à *A* ou *AB*, qu'il imprime pourtant sans retouches. Par exemple (mais la chose est constante), nous lisons dans le texte les v. 254–255 sous la forme:

N'i ai conquis vaillissant un denier
Dont nus en cort m'apelast chevalier

ce qui n'offre pas de sens obvie. La variante de *B* pour le v. 255 ne nous aide guère: *Dont ja em puisse departir ne baillier*, et ce n'est qu'en note que nous apprenons que la leçon originale se trouve en *C*: *Dant muse en cort m'apelent li Pohier*. Je n'ai pas d'objection de principe contre le maintien du texte de base sans modification et sa discussion critique en note. Cette pratique représente même peut-être la seule solution au dilemne: faut-il corriger systématiquement le manuscrit de base ou ne le retoucher que lorsqu'il est décidément fautif? Mais à une condition indispensable: le lecteur doit avoir accès lui-même à l'ensemble de la tradition, que ce soit en versions synoptiques ou en apparat complet. Cette condition n'est pas remplie ici, M. McMillan ne donnant en note la leçon de *C* ou de *D* que lorsque son texte de base lui paraît douteux. Mais il l'est, pour d'autres yeux que les siens, en d'autres passages, pour lesquels le lecteur demeure alors dépourvu.

Par exemple, nous lisons aux v. 68–72:

Si t'ai forni maint fort estor chanel,
Dont ge ai morz maint gentil bacheler
Dont le pechié m'en est el cors entré.
Qui que il fussent, si les ot Dex formé.
Dex penst des armes, si le me pardonez!

Le dernier vers me laisse rêveur. J'ai beau lire, sous la plume autorisée de M. Raynaud de Lage, que *si le me pardonez* peut s'adresser à Dieu bien que *Dex* ait été le sujet de *penst*, et que «l'ancienne langue admet cette disparité, que la langue classique abhorrait, bien entendu»², je demeure perplexe. Les manuscrits *B* m'offrent la variante (plus précisément en *B*¹): *Dex plain de gloire vous le me pardonez*, et je me demande aussitôt si cette leçon, qui flaire quelque peu la réfection, est corroborée par C. M. McMillan, que ce vers n'a pas inquiété, ne me le dit pas. Je dispose heureusement du texte de *C* pour les 87 premiers vers du *Charroi* (ce que M. McMillan aurait pu rendre le service à son lecteur de signaler dans la bibliographie) dans le *Recueil d'anciens textes* de Paul Meyer, où je lis (p. 240): *Biax sire Diex, vos le me pardonez*. *B* et *C* sont donc plus ou moins d'accord. Cependant, comme Louis réplique à Guillaume aux vers immédiatement suivants:

Sire Guillelmes, dist Looës le ber,
Par voz merciz, un petit me soffrez!

comme si Guillaume venait d'exiger quelque chose de lui, je ne puis me défendre de l'idée que si, sous le *pardonez* de *A*, se dissimulait un *guerdonez* original, adressé, bien entendu, à Louis, les rôles se trouveraient remarquablement distribués: à Dieu de s'occuper des âmes, mais au roi de récompenser les services! *A* serait resté plus proche de l'original que *B* et *C*.

² *Manuel pratique d'ancien français*, Paris 1964, p. 119.

Le cas du vers 56 montre également qu'un éditeur prévoit rarement toutes les questions que se posera le lecteur curieux et qu'il lui doit donc, d'avance, une documentation complète. Guillaume passe le seuil (*le planchié?*) de la salle royale avec une telle violence qu'il fait éclater les tiges de ses bottes:

Par tel vertu a le planchié passé,
56 Ronpent les hueses del cordoan soller.

Au glossaire: *hueses* 'jambières', *soller* 'soulier', *cordoan* 'de cuir (de Cordoue)'. Mais les *hueses* sont des bottes et je ne vois pas d'exemple de *hueses del soller*. Ces bottes qui éclatent, d'ailleurs? Le manuscrit *B*¹ porte: *Ronpent les sueilles de cordoanz solers*. M. McMillan ne nous dit rien en note de cette variante. Cet exemple du mot *sueilles* a été recueilli comme un hapax par T-L, *AW 9*, 1059, qui proposent le sens 'semelles', identifiant ainsi le mot à *soles* 'semelles'. Guillaume, dans la violence de sa démarche, ferait sauter les semelles de bois de ses souliers de cuir? Mais *sole* signifie aussi 'traverse de bois' et 'seuil'. Comme on nous dit, non pas que Guillaume frappe du pied, mais qu'il «passe le plancher» avec une telle force que ..., ne croira-t-on pas qu'il fait céder les planches du plancher, ou du seuil, ce qui est bien propre à susciter la terreur: *N'i ot baron qui n'en fust esfrazed* (v. 57). *Del cordoan soller* ne serait plus un complément du nom, mais du verbe, et exprimerait la cause: 'sous l'effet de'. Il va de soi que la leçon de *C* nous intéresserait; la voici donc, d'après Paul Meyer: *Par tel aîr est el palais entré Que en la sele (sic) n'ot jovene baceler, Quant le regardent, que n'en fust effrée*. N'est-il pas tentant de croire que cette *sele*, provenant de *soles* incomprises, est à la source de la réfection?

Disons en conclusion que nous aurions eu plus de satisfaction à disposer d'une édition de parti plus clair: textes synoptiques et discussion critique en notes. Nous savons qu'il n'a pas tenu à M. McMillan qu'il n'en soit pas ainsi. Nous nous associerons donc à sa plainte, à sa *laudatio* du «bon siècle» où de telles éditions étaient possibles, tout en nous risquant à lui rappeler, pour modérer son pessimisme, qu'il en paraît encore une, ici ou là, de temps en temps ...

Jean Rychner

★

MARIE-CLAIRE ZAI, *Les chansons courtoises de Chrétien de Troyes*. Edition critique avec introduction, notes et commentaire, Bern (Herbert Lang)-Frankfurt (Peter Lang) 1974, 175 p. (*Europäische Hochschulschriften*).

In der vorliegenden Freiburger Thèse sind alle unter dem Namen von Chrétien de Troyes überlieferten Stücke ediert: fünf Kanzonen und ein Rondeau, das, obwohl anonym, gelegentlich als Lied Chrétiens angesehen wurde. Die Arbeit enthält eine kurze allgemeine Einleitung (p. 11–13), eine ausführlichere Beschreibung der betreffenden Liederhss. (p. 14–49, mit Bibliographie), eine kurze Einleitung zur eigentlichen Edition (p. 51–54), dann die Edition der Texte selbst (p. 55–158), schließlich einige Bemerkungen zur Datierung der Lieder (p. 159–161) und eine Bibliographie (p. 163–175). Den Texten sind zwei kritische Apparate beigefügt; der erste enthält die eigentlich philologischen Varianten, der zweite die (graphischen und dialektalen) Formvarianten. Jedem Text folgen ein kleiner Forschungsbericht, Anmerkungen, die metrische Analyse und ein Kommentar; die beiden für echt erklärten Gedichte sind außerdem ins Neufranzösische übersetzt.

Angesichts des für die nordfranzösische Lyrik sehr frühen Datums der Werke von Chrétien ist die Edition dieser Lieder sehr begrüßenswert. Auch sind, soweit man das ohne eigene Einsicht in die Hss. beurteilen kann, Text und Varianten sorgfältig wiedergegeben, was sicherlich der größte Vorteil einer solchen Edition ist. Der Verteilung der Information und der zu besprechenden Probleme (Handschriftenbeschreibung und -geschichte, Attributon und Authentizität der Texte, Überlieferungssituation und Herstellung des kritischen Textes, sprachlicher, inhaltlicher und poetischer Kommentar) auf die Kapitel der Einleitung, die Kommentare und die Anmerkungen hätte man sich im Einzelfall etwas anders vorstellen können, aber insgesamt gelingt es einem doch, sich ein Bild zu machen. Im Kommentar zum ersten Gedicht (R. 121) findet sich ein längerer Exkurs über mittelalterliche Dichtung (gegenüber der romantischen Dichtungsauffassung). Dem zweiten Gedicht (R. 1664) folgt ein Exkurs über die Tristanlegende bei Chrétien. Warum ausgerechnet das ohne Melodie überlieferte dritte Gedicht (R. 66) zu einem Exkurs über das Verhältnis von Text und Melodie veranlaßt, ist nicht recht einzusehen¹. Diesem Gedicht ist ferner eine Beschreibung der sprachlichen Eigenheiten der lothringischen Hss. C und I beigefügt; hierfür hätte man die weiteren in C gegebenen Daten der Gedichte 1, 2 und 4 sehr wohl berücksichtigen können, um so mehr, als durch den Vergleich mit den anderen Hss. die Innovationen von C deutlicher werden.

Einige sehr kritische Punkte gibt es weiterhin anzuführen. Das Mißverhältnis von theoretischem Anspruch und tatsächlicher Durchführung der Arbeit setzt den Leser in eine Art Unbehagen, das nicht dadurch erleichtert wird, daß es sich um eine Erstpublikation handelt. Stil und Darstellung sind recht nachlässig, was syntaktisch inkongruente Sätze und unfreiwillig komische Ausdrücke zur Folge hat (p. 51, 53 etc.). Hinzu kommt die unverhältnismäßig große Anzahl an Grundsatzerklärungen und Wiederholungen, die zeigen, daß sich jemand erstmals intensiv mit den vorliegenden Problemen befaßt, ohne daß sie sonst von Nutzen sind (p. 51, 52, 53, 66, 71–72, 132, 148).

Einwände sind jedoch vor allem gegen die philologische Behandlung des Materials zu machen; ein so kleines Corpus hätte eine intensivere kritische Bearbeitung und Darstellung erlaubt. Die Verfasserin folgt weder der üblichen französischen Methode des «Ms. de base» (was wir an sich sehr begrüßen), noch gibt sie andererseits eine wirkliche Begründung ihres Vorgehens. Symptomatisch hierfür ist die anlässlich des in 12 Liederhss. überlieferten Gedichtes R. 1664 gegebene Erklärung: «La brièveté des chansons courtoises rend l'établissement d'un arbre généalogique et d'un *stemma* (sic) quelquefois un peu hasardeux ou incertain» (p. 90). Darum heißt es in der Einleitung auch: «L'éditeur propose une solution, mais grâce à l'apparat critique dont il pourvoit son texte, il permet au lecteur de vérifier chaque opération et de se rendre compte par lui-même des différentes possibilités qui se présentent» (p. 52), was eine halbe Seite weiter in anderer Formulierung nochmals gesagt ist. Das ist zwar in der Tat richtig, erlaubt aber dem Herausgeber, dem «Leser» die gesamte kritische Arbeit zu überlassen und sich selbst praktisch aus der Verantwortung zu stehlen. Damit ist in der Gestaltung des Textes einer gewissen Willkür das Wort geredet, die nicht wie der *texte composite* der kritischen Ausgaben durch ein zuvor begründetes System abgestützt ist. Zum andern ist seit längerem bewiesen, daß das Einzelgedicht nicht die (isiolierte) Einheit ist,

¹ In diesem Zusammenhang wäre jetzt H. VAN DER WERF, *The chansons of the troubadours and trouvères. A Study of the Melodies and their Relation to the Poems*, Utrecht 1972, zu erwähnen. Zu dem etwas merkwürdigen Satz «Un philologue doublé d'un musicologue est rare. Chacun travaillant indépendamment dans son domaine» (p. 53) sollte man doch anfügen, daß es Beispiele von Zusammenarbeit der beiden Disziplinen gibt, vgl. D' A. S. AVALLE – R. MONTEROSSO (edd.), *Sponsus. Dramma delle vergini prudenti e delle vergini stolte*, Milano 1965; R. RICHTER – M. LÜTOLF (edd.), *Les poésies lyriques de Matfré Ermengau* (erscheint demnächst in *Romania*).

auf das allein sich das Stemma bezieht². Die Untersuchungen von Gröber und Schwan und später von Avalle haben sowohl für die gesamten provenzalischen und französischen Liederhss. als auch für einzelne Autoren gezeigt, daß die Stemmata zwar nicht für alle Lieder eines Autors oder einer Hs. identisch sind, daß sie sich aber gegenseitig erhellen und damit die Beurteilung der Überlieferungssituation wesentlich fördern. Andernfalls wäre es unmöglich, daß bestimmte Hss.-Gruppierungen immer wieder auftreten, d.h. daß es Konstanten in der Überlieferung gibt. Die Gruppierungen des Liederhss. werden auch von der Verfasserin in der Hss.-Beschreibung von Schwan übernommen, aber dann für die Edition nicht wirklich ausgewertet. In der nordfranzösischen Philologie hat in der Tat die Stemmatik weniger der Etablierung des Textes als der Beurteilung der Attributionen gedient (z.B. Petersen Dyggve, Lerond), wobei nicht klar wurde, warum die Übereinstimmung mehrerer Hss.-Familien zwar den Attributionen, aber nicht dem Text Autorität verleihen soll.

Folgende Gedichte sind in einzelnen Hss. unter dem Namen Chrétiens überliefert (in der Reihenfolge der Edition)³:

(1)	R. 121	C	<i>Chrétien de Troyes</i>
		U	(keine Rubrik)
(2)	R. 1664	CRTa	<i>Chrétien de Troyes</i> (a: <i>Reg. Carasaus</i>)
		KNP ¹ X	<i>Gace Brûlé</i>
		LP ² UV	(keine Rubrik)
		H	(keine Rubrik), <i>Reg. Moniot d'Arras</i>
(3)	R. 66	C	<i>Chrétien de Troyes</i>
		I	anonym, unter Pastourelles
(4)	R. 1380	C	<i>Gatiers dairches</i>
		M	<i>Guiot de Dijon</i>
		T	<i>Chrétien de Troyes</i>
		U	(keine Rubrik)
(5)	R. 2020	KNPX	<i>Trésorier de Lille</i>
		M	<i>Guiot de Dijon</i>
		T	<i>Chrétien de Troyes</i>

Damit ist sofort einsichtig, daß die Authentizität der Gedichte das erste und wichtigste Problem darstellt. Die Reihenfolge der Gedichte in den Hss. hilft nicht viel weiter, da die Hss. HILRa jeweils nur ein Gedicht überliefert und von den übrigen C als alphabetische Sammlung ausscheidet. Die Hss. KNPX überliefern die Gedichte 2 und 5 getrennt, 2 unter denen von Gace Brûlé und 5 zusammen mit dem einzigen und nur in KNPX noch unter dem Namen des Trésorier de Lille erhaltenen Gedicht (R. 652). Nur in den Hss. MTU folgen einige der vorliegenden Gedichte aufeinander:

² Auch A. LEROND geht in der Edition der Gedichte des Chastelain de Coucy (Paris 1964) vom Einzelgedicht aus, aber mit der umgekehrten Folgerung: «Le seul moyen de respecter la logique est, à notre avis, de présenter un schéma par chanson. Chacune d'elles compte une bonne quarantaine de vers. C'est suffisant pour qu'on puisse distinguer le groupement des mss.» (p. 37). Allerdings beschränkt auch er sich auf die (exemplarische) Analyse eines einzigen Gedichtes und überläßt gleichfalls alles Weitere dem Leser: «Il nous suffira d'indiquer les éléments les plus révélateurs; le contrôle de détail pourra s'effectuer d'après l'apparat critique» (p. 40).

³ Das Rondeau *Soufrés, maris, et si ne vous anuit*, das später in die Hs. a, fol. 108v (im Anschluß an das Gedicht R. 1664) ohne Rubrik eingetragen ist, bleibt aus der folgenden Diskussion ausgeschlossen.

M	4 – 5	(Guiot de Dijon, fol. 177),
T	2 – 4 – 5	(Chrétien, fol. 45–46),
U	2 – 4 (...) 1	(anonym, fol. 30, 31 ^v –32, 35).

Geht man nun schematisch nach der von Schwan etablierten (für die vorliegenden Gedichte aber erst zu belegenden) Hss.-Gruppierung vor (CU+I; MT+Ra; KNPX+LV), so ergibt sich allein für Gedicht 2 eine sichere Attribution, da C und RTa zwei verschiedenen Familien angehören. Die Gedichte 1 und 3 sind in zwei Hss. derselben Familie (CU und CI) überliefert, wobei jeweils die zweite Hs. generell alle Stücke ohne Namen des Autors gibt und auch in der ersten die Angabe der meisten Namen späterer Zusatz ist, so daß diese Attributio-nen mindestens sehr zweifelhaft bleiben. Die Stücke 4 und 5 sind in den Hss. M und T, die eine Familie bilden und allgemein als die Hss. mit der größten Autorität gelten, zwar zusammen überliefert, aber mit abweichenden Attributionen, denen außerdem noch jeweils ein Zeugnis entgegensteht. Allein die Übereinstimmung von TU in der Folge der Gedichte 2–4 und weiterhin von MT für die Folge 4–5 könnte (in einer Art Kettenreaktion) 4 an das sichere Gedicht 2 und 5 an 4 binden, da U und T verschiedenen Familien angehören; aber auch hier ist das Zeugnis von U als «Gelegenheitssammlung» zu wenig sicher.

Was bleibt, ist die sprachliche und stilistische Beurteilung der Texte und ihr Vergleich mit den Romanen Chrétiens und den Liedern der konkurrierenden Autoren, was in bezug auf Gedicht 2 (Ausschluß des Gace Brûlé) geschehen ist. Bei Gedicht 1 findet die Verfasserin (entgegen den Bedenken Försters), daß nichts gegen Chrétien als Autor spricht: «Bien au contraire, les idées exprimées, leur aspect cérébral et abstrait, la doctrine de l'Amour exprimée dans ces vers présentent des liens trop évidents avec la conception et l'art de Chrétien, romancier, pour hésiter (sic) sur l'attribution de la chanson ...» (p. 71); da jedoch gleichzeitig der topische und formale Charakter der mittelalterlichen Lyrik hervorgehoben wird (p. 71–72), ist diese Begründung auch dann nicht zwingend, wenn sie den richtigen Tatbestand trifft. Für Gedicht 3, das nur 3 Strophen hat, weist die Verfasserin auf das wenig sichere Zeugnis der Hs. C hin (warum nicht auch bei Gedicht 1 ?) und nimmt die sprachlichen Einwände Försters gegen die Autorschaft Chrétiens, vor allem den Reim *-ait* (3. sg. fut.): *-ai* (1. sg. fut.) wieder auf. Die Frage der sprachlichen Charakteristika wäre jedoch nochmals zu prüfen; wie die Verfasserin selbst anmerkt (p. 123), sind die betreffenden Formen *tanrait/amerait* ebensogut als Konditional zu verstehen, und dann wäre nicht die östliche Form *ait* < HABET anzunehmen, sondern die Alternanz der Endungen *-eit/-ait*, zu denen der für die Champagne typische Reim *-en:-an* tritt (V. 8–26; 7–9, 16–18, 25–27)⁴.

Für Gedicht 4 und 5 sind keine zusätzlichen Kriterien vorhanden. Bei Gedicht 5 ist es wiederum das Werturteil, das den Ausschlag gibt: «Si nous connaissons la production littéraire de Chrétien, nous sommes étonnés de la pâleur et de la pauvreté de cette chanson ...:», und weiterhin: «Une comparaison avec les chansons certaines du Guiot et du Trésorier de Lille ne donne pas d'arguments plutôt pour l'un que pour l'autre» (p. 153). Bei Gedicht 4 hingegen heißt es, ohne Stellungnahme: «Cela ne tranche pas la question de l'authenticité de l'attribution à Guiot ou à Chrétien. Notons que ni Paulin Paris, ni Jules Brakelmann, ni Wendelin Förster ne croient que cette chanson soit de Chrétien de Troyes» (p. 138).

Nach dem Zeugnis von MT ist es wahrscheinlich, daß beide Gedichte vom selben Autor sind, was sowohl das Zeugnis von C für 4 als auch das von KNPX für 5 in gewissem Maß entkräftet. Möglicherweise hat die ähnliche metrische Struktur dazu geführt, daß in KNPX die beiden Gedichte R. 652 und R. 2020 zusammenstehen (Trésorier de Lille):

⁴ Cf. M. K. POPE, *From Latin to Modern French with Especial Consideration of Anglo-Norman*, Manchester 1952, § 917 und § 1325, iv, v, vi.

R. 652	8	a b b a	6 c 6 c 8 a
R. 2020	8	a b b a	4 b 8 b 8 a

In der provenzalischen Lyrik ist das jedenfalls ein häufig angeführter Grund für falsche Attributionen. Für die unter dem Namen des Guiot de Dijon überlieferten Gedichte ist die Lage mindestens ebenso schwierig wie bei Chrétien: von den 17 in Frage kommenden Gedichten ist, streng genommen, nur eines als «sicher» anzusehen (R. 21). Ob andererseits Guiot so berühmt war, um als «auteur-vedette», dem man beliebige Stücke zuschrieb, in Frage zu kommen, mag dahingestellt bleiben; da dies die Verfasserin für beide Gedichte als wahrscheinlich ansieht (p. 138), müßte sie das Zeugnis der Hs. T zugunsten Chrétiens entsprechend höher bewerten. Wie dem auch sei: als gesicherte Attribution kann nur diejenige des Gedichtes 2 gelten.

Was die Textgestaltung betrifft, ist eigentlich nur das Gedicht 2 interessant. Die Gedichte 1 und 3 stehen in zwei Hss. derselben Familie, die Gedichte 4 und 5 in Hss. von zwei Familien, die sich klar gegenüberstehen: 4 MT-CU, 5 MT-KNPX. In 4 sind MT durch die falsche Strophenfolge (V-IV) verbunden, CU durch die Hypermetrie in V. 16. In 5 haben nur KNPX einen gemeinsamen Fehler (V. 11). Alle übrigen Fälle in 4 und 5 sind gleichwertige Lesarten. In 4,17 ist die in den Text aufgenommene Lesart *si com* wohl eine *lectio singularis* von M (*si sui* T, *ie sui* U, *ie deux* C). Im gleichen Gedicht sind CU durch zwei Fälle von Diffraktion (V. 11, 15) und durch eine relativ hohe Zahl an Einzellesarten ausgezeichnet. Bei den gleichwertigen Lesarten in Gedicht 1 folgt die Verfasserin in vier Fällen der «Basishandschrift» U (V. 15, 18, 25, 47), in sechs anderen der Hs. C (V. 6, 11, 13, 28, 34, 42). In den Gedichten 4 und 5 ist M die Basishs., von der die Verfasserin nur zweimal abweicht (4,29 und 5,30).

In Gedicht 2, das aus 3 *coblas doblas* besteht, ist nun die Situation wesentlich komplexer. Von den 12 Hss. (CHKLNPIP2RTUVXa) sind KNPX durch das Fehlen der Strophe V als Gruppe charakterisiert; dieselbe Strophe steht in den Hss. LTV an letzter Stelle (d.h. nach VI); Strophe VI fehlt in H. Sieht man mit der Verfasserin die Folge IV-V-VI, wie sie die Hss. CRUa geben, als richtig an, dann bilden neben KNPX auch LTV eine Gruppe, und zwar in Zusammenhang mit KNPX:



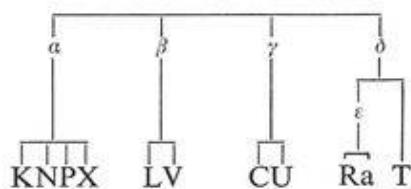
Ist dagegen die Folge IV-VI-V richtig, then haben CRUa, vermutlich mit H, einen gemeinsamen Fehler:



Die Entscheidung ist vom Text her keineswegs evident und wird von der Verfasserin nicht diskutiert.

Durch gemeinsame Fehler sind weiterhin die Gruppen Ra und RTa verbunden (Ra V. 3,45; RTa V. 7,43), die auch mehrere charakteristische Lesarten aufweisen (Ra V. 6, 8, 28–30, 44; RTa V. 18, 24, 45, 50, 52, 53). Die übrigen Gruppen sind nur durch charakteristische Lesarten gekennzeichnet: CU V. 26, 27, 31, 41, 45; LV V. 41–42. Die Gruppe CU weist

außerdem wieder mehrere Fälle von Diffraktion auf (V. 9, 15, 32, 43). Hieraus ergibt sich folgendes Bild:



Soweit stimmen diese Ergebnisse mit denen von Schwan überein, außer daß keine Möglichkeit besteht, die Gruppen α und β zusammenzufassen, da sie keinen gemeinsamen Fehler haben. Die Position von H ist schwieriger zu bestimmen; die meisten charakteristischen Lesarten teilt H mit RTa (V. 11, 17, 23, 32, 41, 50), wozu auch die Lesarten in V. 19, 21, 22, 27, 38 gehören, von denen später die Rede sein wird. Zweimal hat H die gleiche Lesart wie Ra (V. 21, 32) und wie CU (V. 2, 33), und dreimal wie LV (V. 40, 41, 45).

In einer Reihe von Fällen, die genauer zu besprechen sind, stimmen die Hss.-Gruppierungen nicht mit dem gegebenen Schema überein:

1) V. 19	vostre(s) sui	KNPX + LV + CU + R	(+ Zai)
	vostre hom sui	H + a	
	vos hom sui	T	}
V. 22	quant	KNPX + LV + CU + a	
	que	H + RT	
V. 27	que je ne sai servir	KPX + LV + a	(+ Zai)
	car je ne sai servir	N	
	car je ne puis servir	H	
	car je puis servir	T (—1)	Diffraktion
	car ne puisse servir	R	
	car je ne sai ameir	U	
	que je ne sai ameir	C	

In diesen drei Fällen ist die Gruppe ε gespalten; in V. 19 ist sie ohne R, in V. 22 und 27 ohne a vertreten. Bemerkenswert ist auch die Hs. T, die in V. 19 und 27 offenbar eine fehlerhafte, in den anderen Hss. korrigierte Lesart bewahrt hat.

2) V. 5	et si ne me repuis tenir	KNPX + CU + V	(+ Zai)
	et si ne me puis retenir	L	
	et jou qui ne me puis tenir	Ra	
	et jou qui ne puis taisir	T (—1)	
	et si ne me repuis taisir	H	
V. 36	n'i	NPX + LV + U + H	
	n'en	K + Ra	(+ Zai)
	ne	C	
	om.	T	

In beiden Fällen ist für die Hs. T dasselbe wie oben zu bemerken. In V. 5 haben Ra und H in verschiedener Weise korrigiert oder kontaminiert.

3)	V. 7	car	KNX+LV+U+H	(+ Zai)
		que	P+C	
		quant	RTa	
	V. 14	et je qui ne m'en puis partir	RTa+C	(+ Zai)
		je qui ne m'en repuis tenir	KNPX+LV+U	
		je qui ne m'en puis recoillir	H	
	V. 21	voir s'onques	KNPX+LV+U+T	
		se onques	C	
		se j'onques	H+Ra	(+ Zai)
	V. 40	Des	LV+C+H	(KNPX fehlen)
		Puis	RTa+U	(+ Zai)

In diesen Fällen ist die Gruppe γ gespalten, wobei C zweimal (V. 14, 21) die Lesart von RTa bzw. Ra und U diejenige der Mehrheit der Hss. teilt, während umgekehrt U nur einmal mit RTa geht (V. 40, wo aber KNPX fehlen; cf. auch V. 41–42).

4)	V. 38	ja mar por cou	LV+T	(+ Zai)
		ja por cou ne	CU+R+H	
		ja mar por cou ne	a (+ 1)	

Dieser Fall bestätigt die Vermutung, die aufgrund der in 1)–3) gezeigten Schwankungen naheliegt, daß zwischen γ und ε Einflüsse bestehen, und zwar in Richtung auf ε . Eine charakteristische Lesart von γ ist nach ε gelangt und dort von R und H richtig übernommen worden, während die Hss. a beide Lesarten zusammengesetzt hat und dadurch hypermetrisch wurde. Diese Tatsache erklärt auch die Verteilung der Hss. bei der Strophenfolge: mit aller Wahrscheinlichkeit ist sie aus CU in Ra (+ H?) übernommen worden; darum muß diejenige von LV+T (+ KNPX) die richtige sein. Gleiches gilt für die Lesarten der Verse 14, 21 und 40.

Trotzdem bleiben ungeklärte Fälle. Die Spaltung von CU muß andere Gründe haben; die häufige Diffraktion und die vielen Einzellesarten in diesen Hss. deuten auf ein schlechtes oder schwer lesbares Exemplar, das vielleicht seinerseits Randkorrekturen enthielt. Die Stellung der Hs. H bleibt problematisch; wenn sie zu δ oder noch eher zu ε gehört, mit dem sie die meisten Lesarten gemeinsam hat, bleibt die Lesart in Vers 41 ohne Erklärung. Schließlich gibt es einen letzten Fall, der zeigt, daß die gegenseitigen Beziehungen noch keineswegs alle erfaßt sind:

5)	V. 49	bien sai	PX+LV	(+ Zai)
		bien croi	KN	
		ie croi	C+T	
		jo cuit	U+Ra	(H fehlt)

Hier sind drei Familien (α , γ , δ) in sich gespalten und wiederum mit anderen kombiniert. Damit hören die Erklärungsmöglichkeiten im Rahmen eines einzelnen Gedichtes in der Tat auf.

Für dieses Gedicht gibt die Verfasserin keine Basishandschrift an. Sie folgt im allgemeinen der Mehrheit der Hss., übernimmt aber die charakteristischen Lesarten der Gruppe δ in den Versen 11, 14, 17, 23, 40, 41–42, 45, 50 und diejenigen von ε in den Versen 21, 32, 36. Nach unseren Überlegungen müßte man diese Lesarten aus dem Text eliminieren und die Strophenfolge IV–VI–V als besser belegt akzeptieren. In keinem der Fälle wird dadurch der Text

verschlechtert. Im Gegenteil können die so wiederhergestellten Parallelen zwischen der ersten und zweiten Strophe kaum auf dem Zufall der Überlieferung beruhen, auch wenn die beiden anderen *coblas doblas* nicht durch ähnliche Parallelen verbunden sind. So ist in V. 11 *retenir* (statt *convertir*) und in V. 14 *Je qui ne m'en repuis tenir* (statt *Et je qui ne m'en puis partir*) zu lesen:

1 D'Amors qui m'a tolu a moi N'a soi ne me veut retenir	10 S'Amors pour essaucier sa loi Veut ses anemis retenir
---	---
5 Et si ne me repuis tenir	14 Je qui ne m'en repuis tenir

Sprachlich besser ist wohl auch die Lesart in V. 21 *Nenil, voir s'onques vous conui* (gegen *Nenil, se j'onques vous conui*). In V. 50 ist *Onques ne fui, onques ne las* als *lectio difficilior* anzusehen, wie die Abweichungen innerhalb des Hss.-Gruppe, die diese Lesart aufweisen, zeigen; beide Verben sind mißverständlich. Sie wird zusätzlich gestützt durch die Parallelität des Tempus mit den Verben in V. 52 *proi e reproi*. Unentschieden bleibt der Text der Verse 41–42, weil hier durch das Fehlen von KNPX sich die drei auch sonst ausgewiesenen Gruppen gegenüberstehen, alle Lesarten also charakteristische Lesarten der jeweiligen Gruppe sein können: 41 *par moi* VL, *mon voil* CU, *mon los (les H)* HRTa. Vielleicht ist die Tatsache, daß die Formel *mon voil* von Chrétien häufiger gebraucht wird, *mon los* dagegen nie, ein positives Argument. Die Lesarten in 41 und 42 sind miteinander verbunden; C hat an den folgenden Stellen Sonderlesarten, H geht in 41 mit LV, in 42 mit RTa + U, was H als kontaminierte Hs. bestätigt, aber die Entscheidung nicht erleichtert:

41 plainte (plante H) n'en feras plenté n'ameras	LV+H RTa+U
42 de (du V) lonc tans pour chier tans	VL RTa+U+H

Sicher ist nur, daß die Polyvalenz von *plente/plante* (→ *plenté/plainte*) die eine oder die andere Lesart in V. 42 erzeugt hat. Sehr glücklich ist das Bild der «abondance» und der «disette» hier nicht; auch im folgenden geht es nur um die zeitliche Komponente (*par delaier* V. 43), aber gerade dies könnte seinerseits das *lonc tens* in V. 42 ausgelöst haben.

Diesen mehr grundsätzlichen Überlegungen folgen nun noch einige punktuelle Anmerkungen.

Zur Übersetzung des Gedichtes 2: V. 3 *Me plaing ensi qu'ades otroi* ‘Je me plains ... et pourtant je consens’, wohl präziser ‘je me plains d'une façon telle qu'en même temps je concède’; V. 8 *a lor joie* ‘à leur fin’, *joie* hätte beibehalten werden können; V. 9 *par ma bone soi* nicht ‘malgré ma fidélité’, sondern ‘à cause de ma fidélité’; V. 12 *De sens li vient ... que: li* = ‘à l'Amour’ geht bei der unpersönlichen Übersetzung ‘il s'ensuit logiquement ... que’ verloren; V. 15 *vers qui me soploi* nicht passivisch ‘je suis soumis’, sondern aktivisch ‘je m'incline’; V. 20 *Dites moi se gré m'en savez* ist indirekte Frage, die Überzeugung ‘dites-moi, vous agrée-t-il’ würde zumindest ein Fragezeichen verlangen; V. 23 *Et ‘Mais’?*; V. 33–34 *de riens – que tant* sind nicht übersetzt; V. 38 *Ja mar por cou t'en partiras* ist mit ‘tu ne la quitteras pas pour autant’ recht farblos wiedergegeben, zumal *mar* in den Anmerkungen kommentiert wird; V. 41 *mon los (mon voil)* wohl kaum ‘par ma foi’, sondern ‘avec mon consentement’; V. 40 ist die Synonymendoppelung *empris et comencié*, ebenfalls in den Anmerkungen hervorgehoben, nicht übersetzt; V. 43 *biens* ‘la récompense’ stark interpre-

tierend; V. 46 *Merci trovasse* nicht 'j'aurais trouvé la pitié', sondern 'je trouverais la pitié'; V. 53–54 *qui ne set a gas/Amors servir ne losengier* 'qui ne sait ni servir pour rire ni tromper Amour', wohl eher 'qui ne sait servir Amour en plaisantant ni le flatter' (dazu in den Anmerkungen *a gas* «plaisanterie, moquerie»; *a gas* ist jedoch adverbial).

Zu den Apparaten: Die Scheidung in substantielle und formale Varianten ist selbstverständlich notwendig. Die übliche Lösung besteht darin, die Formvarianten einfach wegzulassen. Aber mit ihnen ist auch die philologische Information größer, weil Fehlerquellen erkannt werden können. Gibt man sie als linguistische Information, wäre es besser, das Material zu ordnen, etwa in einem vollständigen Glossar. Die Frage ist auch, welche Varianten als Formvarianten und welche als substantielle Varianten gelten; nach unserer Meinung müßten Varianten, die grammatische Kategorien, Suffixe, Silbenzahl des Verses (und eventuell den Reim) verändern, sowie Verschreibungen im ersten Apparat ihren Platz haben, z. B. *tolue (tolut)* V. 1, *plaigne (plaing)* V. 3, *deviez (devez)* V. 25, *el mien, a mon (au mien)* V. 46 etc. Gravierender ist allerdings, wenn auch gruppenbildende Fehler mit in den zweiten Apparat gelangen *dout (douls)* Ra V. 45.

Ein letzter Punkt: hätten die Gedichte eine Numerierung erhalten, könnte man sie auch nach der neuen Edition zitieren.

Wir haben hier vorwiegend die technischeren Probleme einer Textedition geprüft, die interessante Überlegungen gestattet. Wir hoffen nicht, mit der Kritik im einzelnen, die fast ausschließlich durch die in der Edition gegebene Information ermöglicht wurde, der Arbeit Unrecht getan zu haben. Viele der Mängel hätten durch eine sorgfältige Überprüfung vor dem Druck vermieden werden können.

Reinhilt Richter



OTTO GSSELL, *Das «Jeu de la Feuillée» von Adam de la Halle. Kritischer Text mit Einführung, Übersetzung, Anmerkungen und einem vollständigen Glossar*, Diss. Würzburg 1970, 428 + XVI p.

Das *Jeu de la Feuillée* hat immer wieder die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen. «Seine Bedeutung beruht nicht nur auf dem Umstand, daß es sich bei diesem Text um eines der ersten weltlichen Bühnenstücke des altfranzösischen Schrifttums handelt, sondern noch mehr auf seiner literarischen Eigenart, die sich jeder festen Einordnung widersetzt und nicht zuletzt darum der Forschung manches Rätsel aufgibt.» So umreißt der Verfasser (p. 2) trefflich knapp die Situation. Überblickt man die bisherigen kritischen Ausgaben des *Jeu*, so rechtfertigt sich diese neue Edition an sich schon vollauf, ganz abgesehen von ihren übrigen Meriten¹.

¹ Edition FRANCISQUE MICHEL 1839 (Hs. P); Edition E. H. DE COUSSEMAKER 1872 (Hs. P); Edition A. RAMBEAU 1886 (Hss. P und Pb); endlich die bis zu Gsell meistbenützte Edition von E. LANGLOIS 11911, 21923 (CFMA 6; aufgrund der Hss. P, Pb und V), seither unverändert nachgedruckt, worin der Herausgeber allerdings eine im Lichte der modernen Skriptaforschung unzulässige Pikardisierung des Textes vorgenommen hat. «Je m'en suis tenu le plus souvent à *P*... Si les mss. n'avaient jamais été publiés, j'aurais reproduit la graphie de *P*, mais celle-ci pouvant être facilement retrouvée dans les publications antérieures, je n'ai éprouvé aucun scrupule à la modifier lorsqu'elle était contraire soit à la prononciation artésienne, soit aux habitudes des scribes d'Arras du milieu du XIII^e siècle, ou pouvait être mal interprétée, ou représentait une évolution des sons trop avancée. Mais je ne me suis pas soucié d'une uniformité qui n'a jamais existé» (p. XI). Immerhin!

Einleitend (p. 2–44) gibt Gsell einen vorzüglichen Forschungsbericht über das Problem der Deutung, das Problem der Form, das gattungsgeschichtliche Problem, philologisch-historische Fragen, die Wertung durch die Kritik und gelangt so zur eigenen Aufgabenstellung aufgrund des sicher zutreffenden Schlusses «In der Tat besitzen wir trotz aller Vielfalt der kritischen und deutenden Stimmen zum *Jeu de la Feuillée* bis jetzt noch keine detaillierte Untersuchung von Aufbau und Stil dieses Werkes, insbesondere unter dem Gesichtspunkt der dramatischen Wirkung. Gerade die ‘subjektivistischen’ Interpretationen scheinen zu übersehen, daß es sich bei der *Feuillée* ... um ein Bühnenstück handelt, das als solches eigenen Gesetzen unterliegt» (p. 43). Er folgt darin der Forderung, die Albert Henry in seiner hervorragenden Ausgabe des *Jeu de Saint Nicolas* Jehan Bodels für dieses gestellt hat: «C'est en tant qu'œuvre dramatique que devrait être envisagé et apprécié ce jeu»². Es ist kaum zu bestreiten, daß eine gründliche funktionelle Analyse des Aufbaus, der Rollen und der Sprache – mit welchen Mitteln werden welche Effekte erzielt? – einer Hypothese zur Deutung des Werkes voranzugehen hat. In vier Abschnitten geht Gsell an diese Aufgabe heran: Äußere Anlage und innere Struktur – Funktion und Gestaltung der Rollen – Realisierung und Inszenierung – Sprache und Stil (p. 45–143). Die Argumentierung scheint mir durchwegs wohl überlegt und überzeugend. Als Linguist fühle ich mich nicht berufen, mich dazu kritisch zu äußern, und Autor und Leser mögen mir verzeihen, wenn ich dem Prinzip des «Schuster bleib’ bei deinem Leisten» huldige. Stellung nehmen möchte ich hingegen zum p. 114 angeschnittenen Problem der «mots du terroir», die «dem Wortschatz Adams einen Anflug von Lokalkolorit verleihen». Gsell beruft sich einerseits auf Halina Lewicka³, die festgestellt habe, daß der Anteil der Pikardismen in den Theaterstücken Adams wesentlich höher liege als in den übrigen Werken, besonders seiner Lyrik. Tatsache ist, daß Frau Lewicka sich a.a.O. in erster Linie mit phonetischen und morphologischen Eigenarten befaßt und den Wortschatz nur streift, d.h. kaum über Allgemeinheiten hinauskommt. Der von Gsell ebenfalls angeführte Claude Régnier⁴ weist in die ähnliche Richtung wie Frau Lewicka und stellt auch die Frage nach den Intentionen des Dichters, wenn er Regionaltermini verwendet. Zugleich macht Régnier auf die Unzuverlässigkeit der Angaben von Gilbert Mayer, *Lexique des œuvres d'Adam de la Halle*, Paris 1940, aufmerksam, dessen Pikardismenliste höchst revisionsbedürftig ist. Eine genaue Nachprüfung der lexikalischen Pikardität der sogenannt pikardischen Literaturdenkmäler des Mittelalters wäre wünschenswert und beim heutigen Stand der dialektologischen Forschung durchaus möglich. Bedauerlicherweise hat Gsell eine derartige Untersuchung im Rahmen der *Feuillée* nicht vorgenommen – zum mindesten nicht systematisch –, obwohl ihm dies ein Leichtes gewesen wäre. Für die Lemmata A–E des vollständigen, vom Verfasser (p. 328–421) kompilierten Glossars habe ich eine solche Analyse als Stichprobe vorgenommen. Hier das Ergebnis; dabei betrachte ich als pikardische Regionalismen auch Wörter, die in wallonischen oder normandischen Mundarten, ferner in den Grenzmundarten der Champagne (aber nicht darüber hinaus) vorkommen oder vorkamen. Es sind dies: *abenguete*, Diminutiv zu *abeng(u)e* ‘kleine Geldmünze’; *acanlés*, wozu *FEW* 16, 428 (von Gsell offensichtlich nicht eingesehen!); *buhotas* ‘falsch, betrügerisch’, falls es sich, was wahrscheinlich ist, um eine Abl. von *buhot* ‘Röhre usw.’ handelt (cf. *FEW* 15/2, 8); *avoir chier* ‘wertschätzen, lieben’, heute nur noch in pik. und wall. Mundarten lebendig; *cholés*, Obl. *cholet* ‘Choule-Kugel’; *crespet* ‘Krapfen’, in den

² Bruxelles 1965, p. 8.

³ *L'élément picard dans la langue de quelques poètes arrageois des XII^e et XIII^e siècles*, in: *Atti dell'VIII Congresso internaz. di Studi romanzi*, Firenze 1959, vol. II, p. 249–262.

⁴ Cf. *RomPhil.* 14 (1961), 272, N 34, irrtümlich als Ch. Régnier zitiert, ebenso p. 281.

heutigen pik. und norm. Mundarten existiert das Femininum *«crêpette»*; *esprec*, Interjektion, die zum Verbum aflandr. *espreker* ‘jaser’, agn. *esprechier* ‘crier’ < mndl. *spreken* gehört; wall. Mundarten kennen Abl. des Verbums. – Wenn wir alle «outils grammaticaux», Interjektionen und Redewendungen aufgrund sonst vorkommender Wörter nicht mitzählen, dann umfaßt das Glossar von A–E an die 425 Wörter. Somit ergibt sich ein Anteil von 1,65% Lokalkolorit im Lexikalischen. So zufällig und relativ diese Zahl auch sein mag, einen gewissen symptomatischen Wert wird man ihr jedenfalls zubilligen müssen. Mutatis mutandis und mit der nötigen Vorsicht ließen sich auch für mittelalterliche Autoren Untersuchungen im Stil derjenigen von Anthony S. G. Butler, *Les parlers dialectaux et populaires dans l'œuvre de Guy de Maupassant*⁵ durchführen.

P. 146ss. folgt die Edition des Textes. Auch Gsell hat die Hs. P, die als einzige den ganzen Text des *Jeu* enthält, zugrundegelegt; sie wurde, abgesehen von wenigen offenkundigen Fehlern, einschließlich der Graphie unverändert wiedergegeben. Im kritischen Apparat werden *variae lectiones* der Hss. Pb und V angeführt; bei Textkorrekturen ist der Name des jeweiligen Urhebers genannt. Die deutsche Übersetzung befleißigt sich einer möglichst neutralen Stillage, die sich vom heutigen Sprachgebrauch nicht unnötig weit entfernt. Vergleicht man die Edition Langlois' mit der vorliegenden, so fällt, wie bereits angedeutet, die weniger «pikardische» Graphie auf, z. B. *signour/segneur* (obzwar die Behandlung von -ORE in der Form -eur pikardischer ist als -our), *mon/men*, *chascuns/cascuns*, *kief/chief*, *chier/kier*, *chou/che*, *mi/moi*, *ensiut/ensieut*, *Dius/Dieus* usw.⁶.

Während die «Notes» in der Edition Langlois ganze neun Seiten ausmachen, sind die Anmerkungen Gsells zum Text überaus reichhaltig (p. 259–323). Nachstehend einige Bemerkungen dazu:

P. 259 (V. 1) spricht G. vom «altpikardischen Dialekt», was mir heutzutage kaum mehr akzeptabel vorkommt; im übrigen scheint der Verfasser mit dem Begriff Skripta durchaus vertraut zu sein.

P. 260 (V 9s.): Im Zusammenhang mit den Negationsverstärkern spricht G. von der absolut vorherrschenden Stellung, die *mie* im Pikardischen des 13. Jhs. gegenüber seinen Konkurrenten *point* und *pas* einnimmt. Dank dem vollständigen Inventar im Glossar ergeben sich für das *Jeu* folgende Frequenzen, die wir mit denjenigen des sog. Mittelpikardischen, d. h. des Zeitraums von 1560 bis 1660, vergleichen können⁷.

Die Negation ist ausgedrückt

	durch bloßes <i>ne</i>	<i>ne ... mie</i>	<i>ne ... point</i>	<i>ne ... pas</i>
<i>Jeu de la Feuillée:</i>	56 ×	27 ×	18 ×	4 ×
«moyen picard»:	über 76 ×	34 ×	über 87 ×	2 ×

Daraus geht hervor, daß Negierung durch bloßes *ne* im 17. Jh. durchaus nichts Ungewöhnliches war, ferner, daß *point* im Laufe der Zeit *mie* abgelöst hat, was die heutigen Mundartverhältnisse bestätigen: *mie* ist nicht völlig verschwunden, ungleich häufiger aber ist *point*.

⁵ Genève-Paris 1962. – Zum Grundsätzlichen cf. WALTER HENZEN, *Schriftsprache und Mundarten*, Bern 1954, p. 148ss.

⁶ Cf. auch den von mir in meiner *Grammaire de l'ancien picard*, Paris 1970, nach der diplomatischen Abschrift von A. Rambeau erstellten Text der ersten 80 Verse (p. 194–196).

⁷ Ermittelt aufgrund von L.-F. FLUTRE, *Le moyen picard*, Amiens 1970, p. 303–304. – Cf. auch H. YVON, *FM 16* (1948), 19–35; G. PRICE, *ALing. 14* (1962), 14–35.

Die Karten des *ALF* ergeben sogar ausschließlich *point* für das pikardische Dialektgebiet⁸ und weisen *mie* nur im Lothringischen auf.

P. 265 (V. 68): *avision* 'Gesicht, Erscheinung, Traumbild' ist bereits im Rolandslied belegt.

P. 271 (V. 129): Zu *encruquier* cf. jetzt *FEW 16*, 405a.

P. 273 (V. 159) erklärt G. die «Graphie» *merla* (= *mêla*) durch den Schwund von vorkonsonantischem *r*. Einmal handelt es sich nicht um eine Graphie, sondern um eine lautliche Realität (mod. pik. *merlē*), dann ist die Erklärung falsch, cf. *Gr.pic²*, § 50; *derverie* im folgenden Vers weist dieselbe Entwicklung auf.

P. 277 (V. 206): *acanler* dürfte angesichts *FEW 16*, 428, weniger rätselhaft sein als es die Ausführungen Gsells vermuten lassen.

P. 294 (V. 400): *frique* 'frisch, neu (?), stark, gut (?). Ohne Hinweis auf *FEW 15/2* kommt Gsell, in Anbetracht der nahe beieinanderliegenden Bedeutungen von *frique* 'sémillant, pimpant, vif, bien portant, dispos (de personnes)' (von Wartburg, *FEW 15/2*, 171, zu got. *friks* gestellt) und von *friche* 'vif, pimpant, enjoué, alerte' (cf. *FEW 15/2*, 178b, sub *FRISK*), zum Schluß, die ursprünglich getrennten Resultate beider Etyma seien schon in afr. Zeit miteinander verschmolzen. Zu bemerken ist immerhin, daß *friche* in der angegebenen Bedeutung erstmals bei Froissart auftritt.

P. 297 (V. 468): Zu *esprec* cf. *FEW 17*, 188a, und weiter oben.

P. 301 (V. 533): Die Form *ange* (āž) ist im Poitevinischen wohl kaum eine Verschreibung für *auge* (= *alge*); cf. J. Pignon, *L'évolution phonétique des parlers du Poitou*, Paris 1960, p. 87. – (V. 555): Nicht nur *pau*, sondern auch *peu* betrachte ich als pikardische Form, cf. meine *Französischen Skriptastudien*, Wien 1967, p. 110, N 27.

P. 310 (V. 791s.): Zur Entwicklung von -ORE cf. jetzt *Französische Skriptastudien*, p. 88 · 115, und *Gr.pic²*, § 26.

P. 320 (V. 1042s.): Zu *pume* : *plume* (PÔMA : PLÜMA) cf. jetzt *Gr.pic²*, § 28b.

Das Glossar (p. 328–421) gibt außer dem bereits Gesagten zu keinen Bemerkungen Anlaß, ebensowenig das Verzeichnis der Eigennamen (p. 422–428). Das Literaturverzeichnis beschließt diese gediegene und nützliche Arbeit.

C. Th. G.

★

CHARLES E. STEBBINS, *A Critical Edition of the 13th and 14th Centuries old French Poem Versions of the «Vie de Saint Alexis»*, Tübingen (Niemeyer) 1974, 153 p. (Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie 145).

Ch. E. Stebbins vereinigt in dieser Publikation die Ausgaben zweier altfranzösischer Versionen der Alexiusvita aus dem 13. und 14. Jahrhundert, die beide in jeweils zwei Handschriften überliefert sind (Version des 13. Jh.s: O = Oxford, Bodl. Can. misc. 74; P = Paris, BN fr. 2161; Version des 14. Jh.s: Paris, BN, Ms. 244 de la Ville d'Avranches; Paris, BN nouv. acq. fr. 6835 [anc. Ashb., App. 175]). Von der ersten Version hatte der Verfasser schon 1971 den Text der Hs. O veröffentlicht (*R* 92, [1971], 1–36), den er jetzt im Apparat zur Hs. P nochmals gibt. Der Text dieser Hs. unterscheidet sich in der Tat von

⁸ Zweifellos mangelhaft informiert sind DAMOURETTE/PICHON, *EGLF 6*, § 2291, II, die behaupten *mie est le forclusif pur le plus ordinaire en patois picard*».

demjenigen in P dadurch, daß er etwa 300 Verse nicht enthält, die in P stehen, dafür aber 30 Verse gibt, die sich ihrerseits in P nicht finden. Die Version des 14. Jh.s, deren zwei Hs. sich nach Ausweis des Apparates kaum unterscheiden, lag schon in einer, wie der Verfasser selbst anmerkt (p. 87–88), guten Edition von E. Walberg (1946) vor, so daß eigentlich kein Grund zu einer Neuausgabe bestand¹. Dasselbe gilt für den Text der lateinischen Vita, den Stebbins p. 149–153 als Anhang abdrückt; er findet sich bei G. Rohlfs, *Sankt Alexius. Altfranzösische Legendendichtung des 11. Jahrhunderts*, Tübingen 1968 (*Sammlung romanischer Übungstexte 15*), p. XXV–XXXIV, was dem Verfasser wohl entgangen ist.

Obgleich beide Verfasser dieselbe Quelle für den lateinischen Text angeben (*Acta Sanctorum*, p. 251–253), sind bei Stebbins folgende Stellen anders gelesen oder ausgelassen: Z. 14 *filium et vocaverunt nomen eius Alexium. Qui Rohlfs, filium. Qui Stebbins*; Z. 69 *omnibus Rohlfs, hominibus Stebbins*; Z. 79 *ut pascar de micis mensae tuae et Deus R., ut Deus S.*; Z. 86 *pasceretur et ne in aliquo contristaretur R., pasceretur S.; Z. 101 terrore R., timore S.; Z. 162 attrita R., Adriatica S.; Z. 179 illud perduxerunt R., perduxerunt S.; Z. 182 die decima septima R., die XIV S.* (Druckfehler: Z. 46 und 57 *home* lies *homo*; Z. 88 *indesessus* lies *indefessus*; Z. 92 *infidias* lies *insidias*; Z. 184 *jucundantes* lies *jocundantes*). Abgesehen von dem Fehler in Z. 82 (der Festtag des Alexius ist der 17. Juli) sind die Auslassungen in Z. 14, 79 und 86 insofern unzulässig, als sie in den vulgärsprachlichen Texten ihre präzisen Entsprechungen haben: Version des 13. Jh.s V. 80 *Alexis l'apelerent, ensi l'ont confirmé*; V. 637 *Que ja en nule rien nel feroit contrister*; Version des 14. Jh.s V. 117 *Un filz qui ot nom Alexi*; V. 655 *Mais de ton relief me fai vivre*. Rohlfs gibt außerdem die interessanteren Varianten aus der Hs.-Gruppe II der lateinischen Vita an.

Die Editionskriterien für die beiden Texte sind nun sehr unterschiedlich: praktisch handelt es sich um zwei unabhängige Publikationen. Der erste Text ist mit einer ausführlichen sprachlichen Einleitung versehen (p. 6–20), die die Hs. P als pikardisch erweist. Das Verhältnis der beiden Hs. zueinander ist eher summarisch behandelt (p. 3–4): P biete den besseren Text, sei «a more genuine copy of X (= Original)», beweise «greater originality and creativity» als O, wogegen O auf eine Seitenlinie X¹ zurückgehe, die Veränderungen und *deformations* eingeführt habe. Punktuelle Nachweise für diese Behauptungen werden nicht erbracht, und ganz unbegründet bleibt die Einführung eines *codex interpositus* (Y) zwischen dem Original X und der Hs. P. Auch die Frage, ob es sich bei den Versen, die jeweils nur in einer Hs. überliefert sind, um Lücken in der einen Hs. oder um Zusätze in der anderen handelt, bleibt unberührt. Dem Text ist ein sehr knappes Glossar beigegeben (p. 66–68), in dem man die Stichwörter *fruie* (V. 24), *favolement* (V. 230), *dosaus* (V. 791), *segurtain* (? V. 894, *segurain* Hs. O) und *esmanche* (V. 966) vermißt; dafür enthält es einige der in der Einleitung aufgeführten Pikardismen, aber auch wiederum nicht alle. Bei der Edition der Hs. O (1971) hatte der Verfasser ein «vollständiges etymologisches Glossar» angekündigt, das ebenso wenig wie die versprochene ausführliche Bibliographie («covering the entire field of Alexis scholarship») vorliegt.

In einem eigenen Abschnitt (p. 71–83) folgt ein inhaltlicher Vergleich zwischen der lateinischen Vita und dem altfranzösischen Text im Rahmen des rhetorischen Schemas *exordium, narratio* (aufgeteilt nach Szenen) und *conclusio*, bei dem ein apologetischer Zug («its author

¹ Bei WALBERG, *Contes pieux en vers du XIV^e siècle tirés du recueil intitulé Le Tombel de Chartrose*, Lund 1946 (*Acta Regiae Societatis Humanarum Litterarum Lundensis*, 42) sind die beiden Hs. mit Siglen versehen, A = Avranches, Bibliothèque municipale 244, P = Paris, BN, nouv. acq. fr. 6835. Offenbar ist die Hs. A inzwischen in die Nationalbibliothek gelangt. WALBERG weist nach (p. XV–XVII), daß P eine direkte Abschrift von A ist.

manifests [...] an accomplishment which distinguishes him quite radically from the poets of the preceding two centuries» p. 83) unübersehbar ist, der aber in interessanter Weise die Ausführung des Themas der *imitatio Christi* beschreibt. Es scheint völlig sicher zu sein, daß diese Version ausschließlich die lateinische Vita als Quelle benutzt und das Gedicht des 11. Jh.s mit den dazugehörigen späteren Fassungen nicht bekannt hat; es handelt sich also wohl um eine der drei bei Bossuat (p. 10) angegebenen unabhängigen Fassungen (die vierte ist die hier und früher von Walberg publizierte Fassung des 14. Jh.s)².

Für den Text des 14. Jh.s, der sich in einer Sammlung aus dem Jahr 1330 mit dem Titel *le Tombel de Chartrose* befindet, gibt der Verfasser eine kurze Beschreibung der Sammlung (p. 87–89) und einige Anmerkungen zur Sprache der Basishandschrift (Hs. 244), aufgrund derer er den Text in den Nordwesten («towards Normandy») lokalisiert (p. 90–100). Es folgen Anmerkungen (p. 127–134), ein ausführliches, aber nicht vollständiges Glossar (p. 137–145) und eine sehr knappe Bibliographie (p. 146–147).

Wie schon angemerkt, sind beide Texte nach der Basishandschrift herausgegeben, wobei in der Regel nur die evidenten Verschreibungen der Hs. aus dem Text eliminiert wurden. In wenigen Fällen hat der Verfasser Lesarten aus der Hs. O in den Text übernommen (V. 14, 346, 374, 405, 807, 866, 1171). Metrische und Textfehler in der Basishandschrift wurden auch dann nicht korrigiert, wenn dies mit Hilfe der zweiten Hs. sehr leicht möglich gewesen wäre.

Zur Version des 13. Jh.s: V. 32 *et vers* (+ 1) P, *vers* O; 36 *et sages* (— 1) P, *et sages hom* O; 414 *et tot lasé* (+ 1) P, *et lasé* O; 423 *dolans et* (+ 1) P, *dolans* O; 574 *et ne* (+ 1, Sinn?) P, *ne* O; 635 *que il cest* (— 2) P, *qu'il icestui* O; 655 *come* (+ 1, Sinn? offenbar aus 653) P, *ne* O; 839 *char* (— 1, Anschluß?) P, *de char* O; 845 *seuisse* (+ 1) P, muß 1. sg. perf. ind. *seuis* sein wie *peuc* im gleichen Vers, cf. die (östlichen?) Formen *pou* und *sou* in O; 876 *home cors* (+ 2, Sinn?) P, *cors* O; 957 *mais* (— 1) P, *ja mais* O; 980 *portee* (+ 1) P, *perde* O; 1072 *mais* (— 1) P, *ja mais* O; 1096 *porterent* (+ 1) P, *portent* O; 1169 *souticement* (+ 1, Form?) P, *subtilment* O. Fehlerhaft durch Haplographie ist der Text von P in V. 85 *la doctrine dont il a escolé* P, *dont il l'at e.* O; 394 *quant il a receüe* P, *il l'at r.* O. Auch da, wo das Zeugnis von O fehlt (V. 18, 235, 285, 287, 309, 1157) oder wo O Varianten bietet (V. 519, 549, 577, 825), hätte man den Leser auf die Fehlerhaftigkeit des Textes der Basishs. aufmerksam machen müssen. In einigen dieser Fälle bietet sich eine Korrektur ohne weiteres an: V. 235 *cil qui trop s'i [a]aise*; 309 *quant le(n) voit [s'en] aler*; 519 *el non sant[e] Marie*; 577 *c'ainc ne jehi hom(e) vis*; 1157 *ne se font [pas] proier*. Interessanter ist der Fall in V. 549 *a orer* (— 1) P, *a conjureir* O, wo zu fragen wäre, ob O von sich aus einen fehlerhaften Text korrigiert hat, was das p. 4 gegebene Schema in Frage stellt, oder ob P einen eigenen Fehler hat, der dann nicht im Text erscheinen dürfte. Die gleiche Frage stellt sich für die Verse 174, 700, 933, 1075. Dies müßte jedoch mit einer präzisen Beurteilung der gesamten *varia lectio* behandelt werden, was hier nicht möglich ist. Nur einige Ansätze dazu: V. 467 hat O die richtige Lesart *cum nos vus abaisier* ‘wie willst du uns erniedrigen’, was P in *com nos avés abaisiés* geändert hat, so daß der Text nicht nur hypermetrisch ist, sondern auch gegen das Reimschema verstößt. Auch sonst weisen unkorrekte oder identische Reime auf schlechten Text der Hs. P hin. In den Versen 570, 693–4, 857 und 1100 (vielleicht auch 1027) ist darum die Lesart von O vorzuziehen; in anderen Fällen identischer Reime

² Das Problem ist eigentlich ein zweifaches: 1. ob wirklich der Text der Bollandisten als lateinische Quelle zugrunde liegt und nicht andre lateinische Viten, und 2. ob bei der weiten Verbreitung der vulgärsprachlichen Dichtungen die Annahme, es habe «unabhängige» Fassungen überhaupt gegeben, sinnvoll ist. Cf. in diesem Zusammenhang auch M. SPRISLER, *Das rhythmische Gedicht «Pater deus ingenite» (11. Jh.) und das altfranzösische Alexiuslied*, Münster 1966 (*Forschungen zur Romanischen Philologie* 18).

(V. 106–107, 323–324) ist es zumindest auffällig, daß der zweite Vers in O jeweils fehlt: hier stellt sich erneut die Frage der Authentizität der nur in P überlieferten Verse.

Bei so wenigen Eingriffen des Herausgebers in einen klarerweise schlechten Text ist es nun besonders merkwürdig, wenn er den richtigen und in beiden Hs. einheitlich überlieferten Text ändert, und zwar so, daß dieser hypermetrisch wird: in V. 62 haben beide Hss. *de faire grans amosnes ne sont pas oublié*, was der Verf. in *ne [se] sont pas oublié* (+ 1) ändert; der Text ist aber durchaus korrekt, da das Reflexivpronomen in den zusammengesetzten Tempora fehlen kann (cf. Ph. Ménard, *Manuel d'ancien français, 3. Syntaxe*, Bordeaux 1968, p. 59). Überhaupt tut sich der Verfasser mit der Metrik offenbar schwer. Folgender Satz «It is just as clear that *peres* [gemeint ist das Rektus-s] in verses 28, 72, 132, 669, etc. must be attributed to the scribe. Otherwise these lines have 13 syllables» (p. 14) scheint zu bedeuten, daß der Verf. das Phänomen der epischen Zäsur nicht kennt, was andererseits kaum glaublich ist, da der vorliegende Text zu mehr als einem Drittel aus Versen mit epischer Zäsur besteht.

Ähnliches ist zum Text des 14. Jh.s zu bemerken. Daß *-oie*, *-oies* etc. am Versende nicht «monosyllabic», wie der Verfasser (p. 97) meint, sondern weiblicher Reim ist, ist geradezu trivial, nachdem er selbst (p. 89) für das gesamte Werk 304 Verspaare mit weiblichem Reim und 192 Verspaare mit männlichem Reim angibt. Ein unnötiger Eingriff liegt V. 780 vor: *Mais cil mie ne [la] li lessa*, da *mie* zweisilbig zu lesen ist. Die falsche Silbenzahl in V. 587 und 699, vom Verf. dem Dichter zugeschrieben, beruht nur auf der Auflösung der in den Hs. gegebenen römischen Ziffer XVII, die Walberg im Text beibehalten hat. Andere Fehler im Text scheinen ein einfaches Versehen des Verf. zu sein: V. 228 *Il ne treuve de leesce* (— 1) Stebbins, *Il ne treuve point de leesce* Walberg; V. 444 *Mais nul ne seult tant pener* (— 1) Stebbins, *Mais nul ne se soult tant pener* Walberg.

Schließlich noch eine Anmerkung zum Verständnis des Verses 231 (*Ne n'a de nulle chose envie / Qu'en cest secle doloreux voie*): *voie* ist im Glossar als s.m. (*doloreux voie*) aufgeführt, wogegen *doloreux* p. 95 als feminine Form des Adjektivs erklärt wird; beides ist nicht nur widersprüchlich, sondern auch falsch, da *voie* 3. sg. pr. konj. von *voir* ist und *doloreux* zu *secle* gehört ('und er hat zu keiner Sache Lust, die er in diesem schmerzensreichen Leben sieht').

Unsere Kritik in dieser Rezension betrifft nicht so sehr die Durchführung der Arbeit als die ihr zugrundeliegende Methode. In dieser Form zumindest scheint uns der Bedierismus doch die «solution de paresse» zu sein. Die Wahrscheinlichkeit, daß das Original Fehler enthält, ist so gering, daß selbst bei einem Text, der in nur zwei Hs. überliefert ist, die formalen Bedingungen wie Silbenzahl und Reim einen erheblichen Beitrag zur Beurteilung der Qualität der Kopien leisten; warum man diesen freiwillig außer acht lassen sollte, ist nicht einzusehen, zumal man über genügend Mittel verfügt, Eingriffe in den Text zu kennzeichnen und damit für jeden Leser transparent zu machen.

Reinhilt Richter



BERNARD QUEMADA, *Les dictionnaires du français moderne 1539–1863. Etude sur leur histoire, leurs types et leurs méthodes*, Paris (M. Didier) 1967, 683 p.

Wenn man die Sprachwörterbücher vergangener Jahrhunderte als Quelle für den sprachlichen Entwicklungsstand ihrer Zeit seit langem in Anspruch nimmt, so ist andererseits fest-

zustellen, daß man bisher über die Besonderheiten der einzelnen französischen Sprachwörterbücher und die großen Entwicklungslinien der französischen Lexikographie gar nicht oder nur ungenügend informiert war. Dabei hat es nicht an Ansätzen zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit der fr. Wörterbuchschreibung gefehlt. Es sei hier nur erinnert an die Angaben, die sich hierzu in F. Brunots *Histoire de la langue française* finden, sowie an die Monographien von E. E. Brandon über die Wörterbücher des Robert Estienne oder von W. van der Wijk über die erste Ausgabe des *Dictionnaire françois* von Pierre Richelet. Dagegen fanden Fragen der Entwicklungsgeschichte und der Methoden der fr. Lexikographie praktisch keine Beachtung. Erst in jüngster Zeit sollte sich dies ändern. Ziemlich unvermittelt setzte nämlich in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre ein starkes Interesse an Fragen der fr. Lexikographie ein. Diese plötzliche Hinwendung zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit der fr. Wörterbuchproduktion hat neben der hier zu besprechenden Arbeit noch zu einer ganzen Anzahl weiterer Publikationen geführt¹. Fügen wir aber gleich hinzu, daß Quemadas Arbeit unter all diesen Werken einen besonderen Platz einnimmt, weil sie sich trotz ihrer erheblichen chronologischen Spannweite durch besonders eingehende Analysen auszeichnet.

Im Vorwort, das kurz über die Zielsetzung und den Ursprung der Arbeit orientiert, konstatiert Quemada zunächst, daß im Gefolge der verstärkten Beschäftigung mit lexikologischen Problemen auch das Interesse an der Lexikographie zugenommen hat. Dieser vermehrten Aufmerksamkeit für die Lexikographie will er auch mit seiner Untersuchung über die neufranzösischen Wörterbücher Rechnung tragen. Wir erfahren auch, daß die Idee zu einer derartigen Arbeit über die fr. Lexikographie letzten Endes auf F. Brunot zurückgeht, der bereits die Schaffung eines *Trésor des dictionnaires français* angeregt hatte. Quemada möchte seine Untersuchung als Beitrag zur Schaffung eines solchen *Trésor des dictionnaires français* verstanden wissen. Dabei geht es ihm in erster Linie um eine Untersuchung der fr. Wörterbuchproduktion unter Entwicklungsgeschichtlichen und methodologischen Gesichtspunkten. Quemada beschäftigt sich also nicht gesondert mit den einzelnen Wörterbüchern bzw. Wörterbuchfiliationen, sondern stellt seine Untersuchungen unter thematische Gesichtspunkte, wobei der erste Teil seiner Arbeit Entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungen und der Erstellung einer Typologie der Wörterbücher aufgrund ihrer Charakteristika vorbehalten ist (externe Aspekte), während der zweite Teil einer eingehenden Analyse der einzelnen Bestandteile des allgemeinen Sprachwörterbuchs (Nomenklatur, Definition usw.) gewidmet ist (interne Aspekte). Die vorliegende Arbeit gilt also nicht so sehr den Wörterbüchern an sich, als vielmehr der Entwicklung der lexikographischen Methoden («la filiation des méthodes lexicographiques ... demeure l'objet essentiel de notre recherche» p. 12). Daneben möchte Quemada aber auch das Wörterbuch als Spiegel seiner Zeit würdigen, als «l'image des idées que les hommes se sont faites à une époque donnée, du monde, d'eux-mêmes, des relations que les mots leur ont permis de nouer avec ce qui dans la nature est innomé» (p. 10). Schließlich verfolgt Quemada mit seiner Entwicklungsgeschichtlichen Studie über die fr. Lexikographie noch einen praktischen Zweck. Er möchte nämlich den heutigen Lexikographen zeigen, wie die Wörterbuchbeschreibung vergangener Jahrhunderte mit den ihr eigenen Problemen fertig geworden ist.

¹ R. L. WAGNER, *Les vocabulaires français*, 2 vol., Paris 1967–1970; G. MATORÉ, *Histoire des dictionnaires français*, Paris 1968; J. DUBOIS – CL. DUBOIS, *Introduction à la lexicographie*, Paris 1971; JOSETTE REY-DEBOVE, *Etude linguistique et sémiotique des dictionnaires français contemporains*, The Hague-Paris 1971. Cf. ferner *Langages* 19 (1970): *La lexicographie*, p. p. JOSETTE REY-DEBOVE, sowie *Langue française* 2 (1969): *Le lexique*, p. p. L. GUILBERT, vorwiegend mit Beiträgen zur französischen Lexikographie.

Die Introduction (Problèmes et méthodes) ist sodann der Erörterung und Abklärung einiger prinzipieller Fragen gewidmet, die sich Qu. bei seiner Untersuchung über die fr. Wörterbücher gestellt haben. Da ist zunächst die Frage des zeitlichen Rahmens dieser Arbeit. Er ist gegeben durch zwei Jahreszahlen, die auch im Titel des Werkes auftauchen und Marksteine in der Geschichte der fr. Lexikographie darstellen. 1539 erschien das *Dictionnaire françois-latin* von Robert Estienne, das Quemada zu Recht als das erste wirkliche fr. Wörterbuch bezeichnet und daher an den Anfang der fr. Lexikographie stellt. Auch wenn es sich noch um ein zweisprachiges Wörterbuch handelt, so ist das *Dictionnaire françois-latin* von R. Estienne doch das erste namhafte Wörterbuch mit fr. Nomenklatur. Das Jahr 1863 schließlich, das den Endpunkt des von Qu. untersuchten Zeitraums markiert, ist gleichbedeutend mit dem Erscheinen des ersten Bandes von Littré's *Dictionnaire de la langue française*, das von Qu. nicht mehr in seiner Arbeit berücksichtigt wird.

Bei seinen Untersuchungen zur Typologie der Wörterbücher beschränkt sich Qu. nicht allein auf die *dictionnaires de langue*, sondern bezieht auch die *dictionnaires encyclopédiques* und die *répertoires alphabétiques* mit in seine Betrachtungen ein. Eine frühzeitige Einschränkung des Untersuchungsobjekts wäre aber auch nicht ratsam gewesen, weil das reine Sprachwörterbuch, wie wir es heute kennen, erst eine relativ junge Gattung unter den Wörterbüchern ist. Die Tatsache, daß klar umrissene Wörterbuchtypen lange Zeit fehlten, bringt Qu. nicht zu Unrecht in Verbindung mit dem späten Einsetzen der Reflexion über das Phänomen Wörterbuch, und selbst dann fanden die Erkenntnisse der theoretischen Lexikographie nur begrenzt und zögernd Anwendung in der praktischen Wörterbuchschreibung. Erste Ansätze zu einer theoretischen Auseinandersetzung mit dem Wörterbuch sind um die Mitte des 18. Jahrhunderts festzustellen. Neben der *Dissertation ou question sur les dictionnaires* des Abbé Bellet, die wohl die erste Spezialstudie zum Thema darstellt, aber die wirklichen Probleme der Lexikographie nur unzureichend erfaßt hat, ist vor allem D'Alembert zu nennen, der im Artikel «Dictionnaire» der *Encyclopédie* die vorliegende lexikographische Produktion einer eingehenden Analyse unterzieht und darauf aufbauend eine Typologie der Wörterbücher erstellt. Der Beitrag der Lexikographen selbst zur Theorie der Wörterbuchschreibung ist in dem von Qu. untersuchten Zeitraum recht bescheiden und beschränkt sich im Grunde auf die Vorreden zu den einzelnen Wörterbüchern. Und diese dienen – wie Quemada enttäuschend feststellen muß – mehr der Selbstrechtfertigung der Autoren als der Erörterung wirklicher lexikographischer Probleme wie etwa der Definition.

Im ersten Teil seiner umfangreichen Studie geht es Qu. – wie schon gesagt – um die Identifizierung der einzelnen Wörterbuchtypen entsprechend seiner Überzeugung «toute théorie des dictionnaires implique une analyse typologique préalable» (p. 20). Das erste Kapitel unter der Überschrift *Dictionnaires monolingues et plurilingues* ist vor allem der Unterscheidung der verschiedenen Typen des mehrsprachigen Wörterbuchs gewidmet (cf. dazu das Schema p. 38), wobei sich Qu. nacheinander mit den zwei- und vielsprachigen Wörterbüchern beschäftigt. Die Tradition der zweisprachigen Lexikographie reicht bekanntlich bis ins Mittelalter mit seinen zahlreichen lateinisch-französischen Glossaren hinauf. Das erste wirkliche zweisprachige Wörterbuch in Frankreich ist aber für Quemada R. Estiennes *Thesaurus latin-français* von 1531 (p. 45). Diese Ansicht kann nicht unwidersprochen bleiben. Das Werk von 1531, dessen richtiger Titel *Dictionarium seu Latinae linguae Thesaurus* lautet und das R. Estiennes Ruf als Lexikograph begründete, ist nicht ein zweisprachiges Wörterbuch, sondern ein lateinischer Sprachschatz, wie es der Titel auch klar zum Ausdruck bringt. Im übrigen genügt ein Blick in das *Dictionarium* von 1531, um sich davon zu überzeugen, daß es sich hier noch nicht um ein lat.-fr. Wörterbuch handelt. Die Definitionen sind ausnahmslos in lat. Sprache abgefaßt. Ihnen folgt gelegentlich die fr. Entsprechung des

lat. Lemmas. Häufiger wird im Anschluß an die lat. Autorenzitate in Französisch die Bedeutung angegeben, in der das vorangehende Zitat das betreffende lat. Wort verwendet. Es ist also unzweifelhaft, daß das *Dictionarium* von 1531 ein lat. Sprachschatz ist, in dem das Französische nur eine untergeordnete, dienende Funktion hat. Das erste wirkliche lat.-fr. Wörterbuch ist das *Dictionarium Latinogallicum* von 1538, in dem alle Definitionen französisch abgefaßt sind. Es werden auch nicht mehr lat. Autorenzitate mit Quellenangabe gegeben, sondern nur noch lat. Redensarten ohne Stellenhinweis, die meistens ins Französische übersetzt sind. Hier handelt es sich also um ein zweisprachiges Wörterbuch im modernen Sinne, in dem beide Sprachen gleichrangig vertreten sind. Das *Dictionarium seu Latinae linguae Thesaurus* von 1531 – will man ihm eine besondere Rolle zuerkennen – markiert den Beginn der wissenschaftlichen Lexikographie in Frankreich.

Mit dem *Dictionarium Latinogallicum* von 1538, das unserer Meinung nach das erste wirkliche zweisprachige Wörterbuch in Frankreich ist, sind wir bereits an den Anfängen der fr. Lexikographie, denn schon im folgenden Jahr veröffentlichte R. Estienne die erweiterte Umkehrung des *Dictionarium Latinogallicum*, das *Dictionnaire françois-latin*, mit dem das Französische endgültig aus der dienenden Rolle heraustritt und auch in der Nomenklatur erscheint. Das *Dictionnaire françois-latin* von 1539 steht am Beginn einer Entwicklung, die in den folgenden Ausgaben bis hin zum *Thresor de la langue françoise* von J. Nicot (1606) zu einer eindeutigen Verlagerung der Gewichte zugunsten des Französischen führte, indem dieses auch in den definitiorischen Bereich eindrang. Neben der von R. Estienne begründeten fr.-lat. Lexikographie des 16. Jh., die entscheidenden Anteil an der Entstehung reinfranzösischer Wörterbücher gehabt hat, existierten in Frankreich bereits vor 1600 für alle damals wichtigen europäischen Sprachen zweisprachige Wörterbücher. Mehr an praktischen Bedürfnissen orientiert blieben sie – im Gegensatz zu der zweisprachigen fr.-lat. Lexikographie des 16. Jh. – ohne Einfluß auf die Gestaltung der einsprachigen fr. Wörterbücher, wie Quemada zu Recht ausführt. Auch nach dem endgültigen Sieg des einsprachigen Wörterbuchs am Ende des 17. Jh. mit dem Erscheinen des Dreigestirns Richelet, Furetière und Académie ist das Lateinische noch nicht völlig aus den fr. Wörterbüchern verbannt. Vielmehr wird es in einsprachigen fr. wie auch in zweisprachigen fr.-fremdsprachigen Wörterbüchern des 17. und 18. Jh. immer wieder als zusätzliche Definitionshilfe verwendet, was sich aus dem damaligen Charakter des Lateinischen als Universalsprache erklärt. Hinlänglich bekannt ist die Verwendung einer lat. Zweitdefinition in den verschiedenen Auflagen der von den Patres von Trévoux besorgten Bearbeitung des *Dictionnaire universel* von A. Furetière, womit man klassisch gebildeten Ausländern das Verständnis der einzelnen Termini zu erleichtern glaubte. Wie aber Quemada an Hand von Vergleichen feststellen konnte, nehmen die lat. Interpretationshilfen auch in den Ausgaben des *Dictionnaire universel de Trévoux* mit fortschreitender Zeit ständig ab.

Vom Anfang des 16. Jh. bis zum Ende des 17. Jh. (zum Teil auch darüber hinaus) läßt sich in Frankreich – und nicht nur hier – eine auffällige Verbreitung der vielsprachigen Wörterbücher feststellen, die zeitweilig eine spürbare Konkurrenz für die zweisprachige Lexikographie darstellten. Die polyglotten Wörterbücher sind in der Regel aus zweisprachigen hervorgegangen, zu denen man weitere Sprachen hinzugefügt hat. Die in einem polyglotten Wörterbuch vertretenen Sprachen sind nicht alle von der gleichen Bedeutung für die Beurteilung des betreffenden Werkes. Wichtig sind vor allem die Lemmasprache sowie die erste Übersetzungssprache. Die den polyglotten Wörterbüchern inhärenten Mängel treten besonders von der dritten Sprache an zu Tage. Das bekannteste polyglotte Wörterbuch war auch in Frankreich der Calepin, der sich im Vergleich zu anderen als besonders langlebig erwiesen hat. Während seine erste, zweisprachige Ausgabe schon 1502 erschien, war die

letzte, siebensprachige Ausgabe, die Qu. ermitteln konnte, von 1779. Erwähnenswert ist ferner, daß in der Frühphase dieser Wörterbuchgattung, d.h. im 16. Jh., das Englische auffallend schwach vertreten war. Qualitativ stehen die polyglotten Wörterbücher eindeutig hinter den zweisprachigen zurück, da sie im Grunde Wortlisten verschiedensprachiger Äquivalente sind und in der Regel selbst Ansätze zu einer Definition vermissen lassen. Der Fortschritt in der zweisprachigen Lexikographie, der seit R. Estienne festzustellen ist, bleibt praktisch ohne Auswirkungen auf die polyglotten Wörterbücher des 16. und 17. Jh. in Frankreich.

Im zweiten Kapitel des ersten Teiles bemüht sich Qu. zunächst um eine Unterscheidung bzw. Definition von Sprachwörterbuch (dict. de mots) und Sachwörterbuch (dict. de choses), mit der sich bereits D'Alembert im Artikel «*Dictionnaire*» der *Encyclopédie* ausführlich befaßt hat. Entscheidend für die Zuordnung zum einen oder anderen Typus ist, ob Information über das linguistische Zeichen vorliegt oder aber ob das letztere nur dazu da ist, Zugang zur Sachinformation zu verschaffen (cf. die gute Definition von *dictionnaire de mots*, *dictionnaire de choses* und *encyclopédie* p. 77). In der Praxis gehören nur wenige Wörterbücher ausschließlich der einen oder anderen Kategorie an, auch wenn eine der beiden Orientierungen dominiert. Früh schon ist die fr. Lexikographie durch die Vermischung der Gattungen gekennzeichnet. So nimmt das *Dictionnaire françois-latin* von R. Estienne in seinen verschiedenen Bearbeitungen immer mehr enzyklopädische Elemente auf, was besonders augenfällig ist im *Thresor de la langue françoise* von J. Nicot (1606). Auch das erste umfassende einsprachige Wörterbuch des Französischen von P. Richelet (1680) wird im Titel ausdrücklich als *Dictionnaire françois contenant les mots et les choses ...* bezeichnet, und seine Definitionen gehen tatsächlich über das vom linguistischen Standpunkt Erforderliche hinaus, obwohl die Grundkonzeption des Richelet die eines Sprachwörterbuchs ist. Am Ende des 17. Jh. unterscheidet man bereits eine *lexicographie grammaticale*, die vom *Dictionnaire de l'Académie* repräsentiert wird, und eine *lexicographie philosophique* (i.e. *encyclopédique*), ein Begriff, den A. Furetière für sein *Dictionnaire universel* in Anspruch nimmt. Während die Akademie auf die Aufnahme enzyklopädischer Elemente verzichtet, dafür aber auch bei einem großen Teil des Publikums in den Geruch kommt, langweilig und trocken zu sein, wird die Aufnahme wissenschaftlicher und technischer Ausdrücke und deren Beschreibung von Furetière als wesentlich empfunden. Mit der von Basnage besorgten Ausgabe des *Dictionnaire universel* (1701) verstärkte sich noch der Charakter des Furetière als dict. de choses. Artikel gerade aus dem Bereich der Naturwissenschaften, die unsachgemäß von Furetière selbst geschrieben worden waren, wurden von Spezialisten neu redigiert. Mit dem *Dictionnaire universel* von Furetière beginnt in der fr. Lexikographie eine Phase, die vom Enzyklopädismus geprägt ist. Sie fällt zusammen mit der etwa gleichzeitig einsetzenden Entwicklung immer neuer Techniken, deren wichtigste Fachausdrücke sich anschicken, in den allgemeinen Wortschatz einzudringen. Diesem Trend kann sich selbst nicht das *Dictionnaire de l'Académie* verschließen, das in seiner vierten Ausgabe von 1762 zum ersten Mal auch *termini technici* aufnimmt. Es überrascht nicht, daß in dieser Phase stark sachorientierter Lexikographie dem reinen Sprachwörterbuch nur wenig Sympathien gehören. So kann auch Diderot in der *Encyclopédie* (s.v. *encyclopédie*) das Sprachwörterbuch in pointierter Form als «un recueil très-exact des titres à remplir par un dictionnaire encyclopédique et raisonné» (p. 82) bezeichnen. Das Sprachwörterbuch als Stichwortkatalog für ein enzyklopädisches Wörterbuch – eine solche Konzeption konnte nur die der Enzyklopädisten des 18. Jh. sein. Im übrigen machte sich schon im 18. Jh. eine Gegenbewegung bemerkbar, indem von nun an mehr und mehr sprachliche Elemente in die enzyklopädischen Wörterbücher einflossen.

Im weiteren Verlauf des zweiten Kapitels befaßt sich Quemada nur noch mit den Sprach-

wörterbüchern, die er wie folgt definiert: «Les dictionnaires de langue s'attachent à expliquer et à définir l'aspect formel aussi bien que la signification des mots enregistrés et à en dégager les conditions d'emploi» (p. 91). Dabei werden in diesem Zusammenhang nur prinzipielle Fragen des allgemeinen Sprachwörterbuchs behandelt, weil sich ja der gesamte zweite Teil der vorliegenden Arbeit mit dessen Anlage und Bestandteilen im einzelnen befaßt. Qu. zeigt an Hand von instruktiven Textzitaten, wie sich Konzeption und Charakteristika des allgemeinen Sprachwörterbuchs zwischen dem 17. und 19. Jh. allmählich herausgebildet haben. Ferner kommt er zum Ergebnis, daß das reine Sprachwörterbuch aus wesentlichen und ergänzenden Elementen besteht. Zu den ersten gehören die Definitionen sowie die Angaben bzw. Beispiele zum Gebrauch, zu den letzteren normative Angaben sowie solche zur Orthographie, Aussprache, Etymologie, Synonymie usw. Die Schwierigkeit ein ausgewogenes Verhältnis zwischen den wesentlichen und ergänzenden Elementen herzustellen ist für Qu. wahrscheinlich der Grund dafür, daß die Realisierung des allgemeinen Sprachwörterbuchs zu allen Zeiten mit besonderen Problemen verbunden war.

Nach einer summarischen Charakterisierung des allgemeinen Sprachwörterbuchs wendet sich Qu. den speziellen zu: «ils représentent ... des répertoires sélectifs de données complémentaires contenues d'ordinaire dans les dictionnaires de langue» (p. 100). Die speziellen Sprachwörterbücher nehmen insofern einen wichtigen Platz in der Geschichte der fr. Lexikographie ein, als eine ganze Anzahl von ihnen bereits vor der Veröffentlichung der ersten einsprachigen fr. Wörterbücher erschienen sind. Die ältesten unter ihnen sind *Les epithetes* von Maurice de La Porte (1571), die von Godefroy und Huguet ausgewertet worden sind, und das *Dictionnaire des rymes françoises* von J. Le Fevre (1572). Nach einer schematischen Übersicht über die speziellen Sprachwörterbücher unter typologischen Gesichtspunkten befaßt sich Quemada näher nur mit den Aussprache-, Homonymen- und Synonymenwörterbüchern. Interessant – weil weitgehend unbekannt – ist, was Qu. zu den Aussprachewörterbüchern bzw. zur Aussprache in den Wörterbüchern zu sagen hat. So finden sich Angaben zur Aussprache vereinzelt schon in der Serie der Estienne-Wörterbücher und vor allem im Nicot von 1606. Von den drei großen einsprachigen Wörterbüchern, die am Ende des 17. Jh. erschienen sind, macht nur Richelet 1680 gelegentliche Angaben zur Aussprache in zweifelhaften Fällen, wie sich Richelet übrigens auch durch die Verwendung einer vereinfachten Orthographie von Furetière und der Akademie absetzt. Wenn das Akademiewörterbuch auf Ausspracheangaben verzichtet, so kommt darin eine prinzipielle Haltung zum Ausdruck: «quiconque veut sçavoir la véritable prononciation d'une langue qui luy est estrangere, doit l'apprendre dans le commerce des naturels du pays» (préface éd. 1694; p. 107). Erst am Ende des 18. Jh. beginnen einige Wörterbücher die Aussprache systematisch zu notieren, wozu sie sich einer vereinfachten Orthographie bedienten. Den Anstoß für die Ausspracheangabe in den einsprachigen fr. Wörterbüchern, als deren Wegbereiter Féraud, Wailly und Gattel zu gelten haben, geht für Qu. letztlich auf die englischen Wörterbücher zurück, die seit der Mitte des 18. Jh. die Aussprache verzeichneten und auf dem Wege über die englisch-fr. Wörterbücher auch auf die einsprachige fr. Lexikographie einwirkten. Das erste wirkliche Aussprachewörterbuch, das auch diakritische Zeichen bei der Notierung mit verwendet, erscheint erst am Ende des von Qu. untersuchten Zeitraumes; es ist A. Félines *Dictionnaire de la prononciation française* (1851). Féline, der sich unbelastet von irgendwelchen Normen gibt und die gebräuchlichste Aussprache fixieren will, hält sich im allgemeinen aber doch an die Aussprache der besseren Gesellschaft und stellt damit eine Art *Bon usage* der fr. Aussprache um die Mitte des 19. Jh. dar.

Auf die Gruppe der Homonymen- und Homographenwörterbücher, die Quemada im Anschluß daran behandelt, soll hier nicht näher eingegangen werden. Nur so viel sei gesagt,

daß diese Spezialwörterbücher, obwohl sie ihre Entstehung didaktischen Gesichtspunkten verdanken, im ganzen doch von geringem praktischem Wert sind. Offengestanden hätten wir daher an ihrer Stelle auch lieber ein anderes sprachliches Spezialwörterbuch behandelt gesehen.

Schließlich befaßt sich Qu. noch mit den Synonymenwörterbüchern in den sich selbst gesetzten zeitlichen Grenzen, wobei er zwei Richtungen – die *synonymie cumulative* und die *synonymie distinctive* – unterscheidet. Während sich die erste Richtung durch eine sehr extensive Auslegung des Begriffes der Synonymie auszeichnet und damit praktisch Vorarbeit für die Gliederung des Wortschatzes nach Begriffsgruppen leistet, hat sich aus der zweiten Richtung mit ihren eingehenden Bedeutungsanalysen die moderne Synonymik entwickelt. Der letzteren schenkt Qu. denn auch besondere Aufmerksamkeit. In seine Ausführungen bezieht er auch die Abhandlungen zur Synonymik mit ein, da diese oft genug Ausgangspunkt für Synonymenwörterbücher gewesen sind. Dies trifft in erster Linie zu für die in Traktatform abgefaßten *Synonymes françois* des Abbé Girard, aus denen in der Folge verschiedene Synonymenwörterbücher hervorgegangen sind. Es ist derselbe Abbé Girard, der mit der Formulierung eindeutiger Unterscheidungskriterien maßgeblich zur Begründung der modernen Synonymik beigetragen hat. Qu. weist darauf hin, daß die im 18. Jh. aufblühende Synonymik auf Grund der größeren Präzision ihrer Definitionen der zeitgenössischen Lexikographie vielfach überlegen war bzw. für diese eine wertvolle Hilfe darstellte.

Im abschließenden dritten Kapitel des ersten Teiles, das wiederum kontrastiv angelegt ist, befaßt sich Qu. nacheinander mit den extensiven und restriktiven Wörterbüchern. In der ersten Phase der fr. Lexikographie, die das 16. und 17. Jh. umfaßt, dominierte eindeutig die extensive Tendenz. So werden die der Estienne-Serie angehörenden Wörterbücher von Ausgabe zu Ausgabe umfangreicher und vollständiger, so daß der *Thresor de la langue françoise* von Nicot (1606), mit dem diese Serie ihren Höhepunkt erreicht, wohl zu Recht seinen Titel trägt. Und als sich am Ende des 17. Jh. die einsprachige fr. Lexikographie endgültig konstituierte, sieht sie ihre vornehmlichste Aufgabe darin, den Wortschatz möglichst erschöpfend zu registrieren. Dieses Streben nach Exhaustivität tritt deutlich zu Tage im *Dictionnaire universel* von Furetière, dessen erklärtes Ziel es ist, ein enzyklopädisches Wörterbuch zu schreiben. Eine strikte Trennung von allgemeinem Gebrauchswortschatz und speziellem Fachwortschatz, wie sie die Akademie anfangs noch praktiziert, hält Furetière für nicht möglich. In der Folge wird das *Dictionnaire universel* zum Inbegriff des extensiven Wörterbuchtypus. In der Tat geben sich so verschiedene Wörterbücher wie der Trévoux, der Boiste oder der Große Larousse des 19. Jh. allein schon durch den gemeinsamen Titel als zur selben Wörterbuchtradition gehörig zu erkennen.

Bei den restriktiven Wörterbüchern unterscheidet Quemada allgemeine, die von den *dictionnaires d'usage* vertreten werden, und spezielle, zu denen etwa sonder- und fachsprachliche Wörterbücher zählen. Was die Behandlung dieser umfangreichen Wörterbuchgruppe anbelangt, so trifft er wieder eine Auswahl, indem er die speziellen restriktiven Wörterbücher beiseite läßt, um die allgemeinen restriktiven eingehender behandeln zu können. Als allen *dictionnaires d'usage* gemeinsames Charakteristikum ergibt sich eine ausgeprägte synchronische Orientierung, ansonsten zerfallen sie in zwei große Gruppen: die deskriptiven und die normativen Wörterbücher. Es überrascht eigentlich nicht, daß große, der ersten Gruppe angehörende Wörterbücher in den chronologischen Grenzen, die Qu. seiner Arbeit gesetzt hat, praktisch ganz fehlen. Erst gegen Ende des untersuchten Zeitraums erscheint mit dem *Dictionnaire national* von Bescherelle (1843) ein Wörterbuch, das sich zumindest das Ziel setzt, den effektiven Sprachgebrauch zu registrieren ohne Rücksicht auf sprachpuristische Erwägungen. Unvergleichlich charakteristischer sind für diesen Zeitraum die normativen

Wörterbücher, zu denen gleich zwei der großen einsprachigen Wörterbücher vom Ende des 17. Jh. gehören: das *Dictionnaire françois* von P. Richelet und das *Dictionnaire de l'Académie française*. Einen besonderen Platz bei der Behandlung des normativen Wörterbuchtypus nimmt das Akademiewörterbuch ein, in dem Quemada mit Recht den Prototypus dieser Gattung sieht. Andererseits ist aber auch zu sagen, daß im Akademiewörterbuch von 1694 Zielsetzung und lexikographische Realität noch erheblich auseinanderklaffen. Während nämlich im Vorwort (p. II) die Rede davon ist, der Gegenstand des Wörterbuchs sei «la langue commune, telle qu'elle est dans le commerce ordinaire des honnêtes gens et telle que les orateurs et les poëtes l'employent», verfährt das Wörterbuch selbst mit viel Toleranz bzw. Inkonsistenz, indem eine große Anzahl von populären oder vulgären Ausdrücken aufgenommen bzw. nicht ausdrücklich als 'mots bas' bezeichnet werden. Erst in der Akademie von 1718 werden solche Ausdrücke eindeutig gekennzeichnet, sofern sie nicht überhaupt ausgemerzt worden sind. Daß die Akademie von 1694 keineswegs ein einseitig auf den *bel usage* ausgerichtetes Wörterbuch ist, hat I. Schwinzert in ihrer eingehenden Untersuchung der ersten Auflage des Akademiewörterbuchs gezeigt².

In dem noch umfangreicherem zweiten Teil seiner Arbeit befaßt sich Qu. mit den Problemen der praktischen Wörterbuchschreibung; so werden nacheinander untersucht die Nomenklatur und die verschiedenen Möglichkeiten der Anordnung der Lemmata, die Definition, die Klassierung der Bedeutungen, die Verwendung von Beispielen und Zitaten im Wörterbuch. Breiten Raum nimmt dabei die Behandlung der Definition sowie ihrer verschiedenen Arten ein. Auf eine Erörterung der in den Kapiteln des zweiten Teiles aufgeworfenen Fragen müssen wir hier aus Platzgründen verzichten, obwohl gerade dieser zweite Teil für den unmittelbar an der Lexikographie Interessierten reich an Erkenntnissen ist.

Wie aus dem hier zu besprechenden Buch zu entnehmen ist (p. 18 und *passim*), war es Quemadas Absicht, im Anschluß an seine Studie über die fr. Wörterbücher in einem gesonderten Band eine *Bibliographie générale des dictionnaires, lexiques et vocabulaires français* zu publizieren. Diese ist bisher nicht erschienen. Dies ist um so mehr zu bedauern, als ein umfassendes Verzeichnis der fr. Wörterbuchproduktion noch immer fehlt. Dabei wären gerade bei Quemada die Voraussetzungen für ein solches Unternehmen gegeben gewesen, da er nach seinen eigenen Angaben (p. 18 N 2) ca. 3000 Wörterbuchtitel mit mehr als 10000 Ausgaben zusammengetragen hat. Es ist also zu hoffen, daß sich Qu. doch noch entschließt, seine umfangreiche Sammlung fr. Wörterbuchtitel zu veröffentlichen. Wohl gibt Qu. am Ende seiner vorliegenden Arbeit (p. 567ss.) ein *Relevé chronologique de répertoires lexicographiques français* (1539–1863). Leider bietet aber dieses chronologische Verzeichnis nur teilweise Ersatz für eine systematische Bibliographie der fr. Wörterbücher, da es generell nur die Erstausgaben berücksichtigt und lediglich von den wichtigen Wörterbüchern (Estienne, Richelet, Furetière, Akademie) alle Ausgaben aufführt. Sofern der Autor des Wörterbuchs bekannt ist, gewährt im Prinzip der alphabetische Autorenindex Zugang zum chronologischen Wörterbuchverzeichnis. Als nachteilig erweist sich dabei, daß im Autorenindex alle mit F beginnenden Namen mit Ausnahme von Furetière fehlen. Diese Namen, die etwa eine Spalte des Autorenindex ausmachen, dürften im Augenblick der Drucklegung durch ein Versehen weggefallen sein. Schließlich ist uns aufgefallen, daß Qu. in seinem *Relevé chronologique* zum Teil Titel zitiert, die wegen ihrer verkürzten Form über den wahren Charakter des Werkes keinen Aufschluß geben. So kann man aus dem p. 587 für 1770 zitierten Titel Alletz, *Dictionnaire des richesses de la langue françoise* nicht entnehmen, daß es sich um ein

² INGE SCHWINZERT, *Das Akademiewörterbuch von 1694 – das Wörterbuch des «honnête homme»?* Diss. Berlin (Ost) 1962 (1976 erschienen als Band 152 der *Beih. ZRPh.*).

Neologismen-Wörterbuch handelt, was sich erst aus dem nichtzitierten zweiten Teil des Titels (... *et du néologisme qui s'y est introduit*) ergibt. An anderer Stelle (p. 599 für 1809) wird dem Originaltitel des fraglichen Wörterbuchs Gewalt angetan, indem in den verkürzten Titel ein ursprünglich nichtvorhandener Begriff eingeführt worden ist. So wird aus dem *Dictionnaire allemand-fr. contenant les termes propres à l'exploitation des mines, à la minéralurgie et à la minéralogie* von J.-B. Beurard ein *Dictionnaire allemand-fr. des mines et métallurgie* (sic!).

All dies sollte für Qu. Grund genug sein, um seine ursprüngliche Absicht eine Bibliographie der fr. Wörterbücher zu publizieren doch noch in die Tat umzusetzen, wozu wir den Autor hiermit noch einmal ausdrücklich ermuntert haben wollen.

An dieser Stelle sollen sich noch einige ergänzende Angaben sowie Hinweise auf kleine Mängel anschließen. Zur Bibliographie (p. 25ss.) ist zu sagen, daß A. Labhardts Ausgabe der *Reichenauer Glossen* von 1948 ist (p. 26) und daß E. Littré's Erfahrungsbericht *Comment j'ai fait mon dictionnaire*, der vom 1. März 1880 datiert, zum ersten Mal in einem Sammelband (E. Littré, *Etudes et glanures pour faire suite à l'Histoire de la langue française*, Paris 1880, p. 380–442) publiziert worden ist (p. 29). Auf die Arbeit von I. Schwinzert über das Akademiewörterbuch von 1694, die dem Autor offenbar nicht bekannt gewesen ist, wurde bereits weiter oben hingewiesen. Im *Relevé chronologique de répertoires lexicographiques fr.* erwähnt Qu. entgegen seinen eigenen Prinzipien p. 584 die *Description du manège moderne* des Barons von Eisenberg nur in einer Ausgabe von 1759, obwohl die Bibliothèque Nationale über die Erstausgabe von 1727 verfügt. Was den *Index des auteurs cités* betrifft, so ist p. 638b die Zeile Brisson (P.-J.), A-1687; 88 n zu streichen bzw. die Referenz 88 n ist unter Brillon (P.-J.) nachzutragen. Auf das Fehlen aller mit F beginnenden Namen im Autorenindex mit Ausnahme von Furetière wurde bereits aufmerksam gemacht. Unter Furetière (p. 643b) ist ein Hinweis auf A-1684 nachzutragen. P. 644b fehlt eine Zeile Ginguené A-1791. Unter Tibbins (p. 655b) ist noch ein Verweis auf A-1839 nötig. Schließlich soll noch auf ein paar Druckfehler hingewiesen werden, die uns aufgefallen sind: p. 9 Z. 15 lies *meilleures réponses* statt *meilleurs réponses*; p. 72 Z. 1 l. *Minsheu* statt *Minshew*; p. 77 Z. 22, 23 l. *fût, prît, pût* statt *fut, prit, put*; p. 78 Z. 13 v. u. l. *répertoires st. répertoire*; p. 87 Z. 11 v. u. l. *elles* statt *elle*; p. 93 Z. 1 v. u. l. 3^e éd. statt 4^e éd.; p. 643a l. *Eisenberg* statt *Elsenberg*.

Die kleinen Mängel, auf die im vorangehenden hingewiesen wurde, tun dem Werk als Ganzem jedoch in keiner Weise Abbruch. Wenn wir im übrigen Quemadas Arbeit zusammenfassend werten wollen, so wäre zunächst zu sagen, daß der Umfang des Materials, das er herangezogen und ausgewertet hat, geradezu beeindruckend ist. Diese Materialfülle hat ihn aber wiederum in die Lage versetzt, die Entwicklung der fr. Lexikographie auf das genaueste zu verfolgen und die Struktur des Sprachwörterbuchs einer eingehenden Analyse zu unterziehen. Das Resultat dieser intensiven Beschäftigung mit der fr. Lexikographie ist eine Untersuchung mit hohem Informationsgehalt, an der keiner vorbeikommt, der sich heute mit fr. Lexikographie befassen will. Ohne zu übertreiben, darf man sagen, daß es gegenwärtig kein anderes Werk gibt, das in gleichem Maße zur Vertiefung unserer Kenntnisse von der fr. Lexikographie beigetragen hat.

Otto Jänicke



LARS-OTTO GRUNDT, *Etudes sur l'adjectif invarié en français*, Bergen-Oslo-Tromsø (Universitetsforlaget) 1972 (*Contributions norvégiennes aux études romanes* 2), XIV + 434 p.

Rund 60 Jahre nach W. Heises *Zur historischen Syntax des adverbial gebrauchten Adjektivs im Französischen*¹ wird das Thema in dieser norwegischen Dissertation wieder aufgenommen. Inzwischen gelten Etymologievorschläge im allgemeinen nicht mehr als Lösung inner-sprachlicher Probleme, und ein aristotelisches «pars orationis» kann nicht länger ungeprüft als linguistischer Gegenstand betrachtet werden. Ungeachtet dieser erschweren Voraussetzungen hat Gruntz zunächst ein ungewöhnlich umfangreiches Korpus zusammengetragen: der Index der zumeist mehrfach behandelten *adjectifs invariés* enthält 135 Einträge. Von den beiden Hauptteilen bietet Teil I (p. 9–182) eine glossematische Strukturbeschreibung, Teil II (p. 185–410) eine semantische Detailstudie im Sinne Gustave Guillaumes; beides ist jeweils eine außerordentlich ausführliche methodische Einführung vorangestellt. Eine Wahrung der methodischen Einheit über beide Teile wäre durchaus vorstellbar gewesen. Entweder dadurch, daß man der «psycho-sémiologie» des Sprachzeichens eine «psycho-systématique» der allmählichen Verfestigung der Idee vorausgeschickt hätte², oder dadurch, daß die Analyse der «forme du contenu» nach den Vorstellungen Hjelmslevs unterhalb der Zeichenebene bis zu den «figures du contenu» fortgeführt worden wäre³. Da aber eine Reihe einschlägiger Arbeiten von der Guillaume-Schule stammen (Pottier, Moignet), hat sich für Gruntz der methodische Pluralismus gewissermaßen aus dem Zwang des Themas ergeben.

Die glossematische Prozedur besteht bekanntlich aus zwei Phasen: einer Analyse, die vom Text zum Morphem herabsteigt (ch. II: *Syntagmatique*), und einer Klassifizierung der gewonnenen Elemente nach ihren Beziehungen innerhalb syntagmatischer Einheiten von wachsender Ausdehnung (ch. III: *Morphosyntaxe*). Jeder Abschnitt des Analyse-Kapitels enthält eine IC-Analyse (*analyse syntagmatique*), welche die Distribution des *adjectif invarié* innerhalb des Satzrahmens (bzw. innerhalb von Nominalgruppen, Verbalgruppen, Komposita) bestimmt; dazu eine morphologische Analyse, die den invarianten Charakter des Adjektivs feststellen muß. Beides ist nicht unproblematisch. Die Analyse in logische Kategorien wie *attribut*, *apposition* kollidiert immer wieder mit idiomatisierten Wortgruppierungen⁴. In dem Satz

elle se fait fort d'aboutir (p. 128)

kann das *adjectif invarié* nicht zugleich *attribut* und *constituant de locution verbale* sein⁵, sondern entzieht sich als letzteres der logischen Analyse. Ebenso wird in

¹ *RF* 31 (1912), 837–1038.

² G. GUILLAUME. *Psycho-systématique et psycho-sémiologie du langage* (1952), in: *Langage et science du langage*, Paris/Laval 1973, p. 241–249.

³ Cf. L. HJELMSLEV, *Omkring sprogtteoriens grundlaeggelse* (1943). Wir benutzen die französische Übersetzung von UNA CANGER und ANNICK WEWER (*Prolégomènes à une théorie du langage*, Paris 1971). Der erwähnte Ansatz findet sich in Kapitel 14 (*Invariante et variantes*), p. 90ss. Er beruht auf dem Glauben an die Richtigkeit der folgenden Analogie: «Merkmale (figures de l'expression) : Phoneme = figures du contenu : Morpheme».

⁴ So wird p. 98 «il est question de» als *être + attribut du sujet* analysiert, «avoir peur» dagegen als *locution verbale*, woraus man schließen könnte, Gruntz halte Konstruktionen mit *être* für weniger idiomatisierbar als solche mit *avoir*.

⁵ An anderer Stelle unterscheidet Gruntz durchaus korrekt zwischen logisch analysierbarer Verbalgruppe und unanalysierbarer idiomatischer Wendung: «ils font feu» /vs./ «ils font le feu» (p. 120/21).

Madame est fort amie avec Mme de Saint-Alban (p. 132)

durch das Adjektiv *invarié* nicht ein «substantif nu complément de verbe» qualifiziert, sondern die idiomatische Wendung *être ami avec*⁶. Zum anderen kann der morphologische Status des Adjektivs durch die IC-Analyse deswegen nicht erklärt werden, weil die Aufspaltung der Nominalgruppe in *Artikel+Adjektiv+Substantiv* zwischen logischer und grammatischer Identifizierbarkeit verwechselt. Dies führt dazu, daß bestimmte Lexeme auf Grund einer Gebrauchsnorm als Adjektiv, andere als Substantiv angesehen werden, und zwar unabhängig von dem grammatischen Kategoriezeichen des (vorhandenen oder annullierten) Artikels. Dieser ist aber bekanntlich im Französischen seit seiner Grammatikalisierung das einzige Flexiv des Nomens; Substantiv und Adjektiv sind flektierte Nomina und können daher keine eigene Flexionskategorie begründen. Was Grundt als «flexion de l'adjectif» bezeichnet (p. 34ss.), ist die Möglichkeit, bei bestimmten Nomina die Genus- und Numerusangabe des Artikels durch Suffixe zu wiederholen. Diese Redundanz ist aber kein kategorie-spezifisches, sondern ein idiosynkratisches Phänomen. Wenn Grundt in *une femme aimable* das Adjektiv mit Blinkenberg als unflektiert betrachtet (p. 35), so legt er eine markierte Form⁷ zugrunde (z. B. *d'heureuses innovations*), erhebt also gerade eine Derivation (d. h. eine Abweichung vom Flexionsschema) zum Flexionsmodell. Sogar das adverbiale Suffix *-ment* erscheint auf diese Weise als (adverbiales) Flexionselement des Adjektivs (p. 36). Nun hinterläßt aber die Abtrennung dieses Elementes keineswegs immer ein Adjektiv⁸: die Verschmelzung von Basis und Suffix in *sciemment*, *nuitamment*, *notamment*, *instamment*, *journellement* usw. deckt sich mit dem adverbialen Kategoriespezifikum der Unanalysierbarkeit (Nicht-Flektierbarkeit). Die für das Thema wesentliche Unterscheidung zwischen unveränderlich und unverändert kann nur bedeuten, daß entweder die Basis eine Suffixierung ausschließt (*bizarre*), oder daß eine lexikalisch mögliche Suffixierung in einem gegebenen Kontext nicht stattfindet (*elle parle franc*, p. 37). Die Nicht-Suffixierung (Invarianz) wird festgestellt durch Substitution der entsprechenden markierten Formen bzw. dadurch, daß als Substitut eine selbst unanalysierbare Form erscheint (*il fait ferme contre la mort* /vs/. *il fait front contre l'ennemi*). Innerhalb einer in der morphologischen Norm vorhandenen Variabilität gibt es also zwei Grade von Invarianz, je nachdem ob das *adjectif invarié* auch positionell (in der syntagmatischen Norm) variabel ist:

j'ai trouvé bon (/vs./ bonne) la liberté que vous avez prise (p. 123)

– oder ob positionelle Invarianz und positionelle Invariabilität zusammenfallen:
vous avez beau être muets (p. 127).

Im aszendenten Teil der Strukturbeschreibung werden diese beiden Erscheinungsformen (*structure complexe*, *structure simple*) in ihren syntagmatischen Funktionen untersucht. Jede Art von Kombinatorik wird von der Glossematik in der Kategorie der Präsupposition beschrieben. Fungiert ein analysierbares *adjectif invarié* (thème + Ø) als «complément», so gilt sein Nullmorphem als «terme présupposant», welcher das Bezugswort selektiert:

⁶ Cf. p. 132–134 die nicht ganz klare Diskussion beider Möglichkeiten, wobei der in der Überschrift enthaltene Vorgriff auf das Ergebnis der Analyse («complément d'un substantif») zunächst wieder zurückgenommen wird («antéposé à un substantif», beides p. 132).

⁷ Die IC-Analyse vermag zwar die Relevanz einer negativen Markierung zu erkennen (dazu p. 14–16: *la question des signes zéro*), nicht aber die Redundanz einer positiven Markierung.

⁸ Dadurch wird ebenso MOIGNETS Behauptung, das Adverb auf *-ment* sei «une transformée d'adjectif» (zit. p. 190) auf bestimmte Fälle eingeschränkt.

(quelques rôles) *haut* comiques (p. 173).

Fungiert es hingegen als Zentrum einer Nominalgruppe, so ist sein Nullmorphem «à la fois présupposant et présupposé»:

il se fait *gros* d'argent (p. 174).

Der gleiche Befund gilt für

tout le monde le sait *sauf* sa femme (p. 179/180),

wo ein positionell invariables adjektif invarié die Rolle einer Präposition übernimmt. Dieser Doppelstatus (*présupposant-présupposé*) ist nun nicht im Sinne einer Solidarität zu verstehen, wobei sich die beiden Glieder einer exozentrischen Gruppe gegenseitig voraussetzen⁹; vielmehr ist das betreffende Element *présupposant* gegenüber dem vorhergehenden, *présupposé* gegenüber dem folgenden Kontext¹⁰.

Der zweite Hauptteil beschränkt sich auf solche adjektifs invariés, die im Rahmen des Konstruktionstyps «il blâme sa fille tout *haut*» auftreten und untersucht ihre semantischen Beziehungen zum Kontext (*incidence*). An die Stelle der glossematischen Formulierung, wonach das Adjektiv immer (auch) *présupposant* sei, tritt nun die entsprechende psychosystematische Formulierung: «L'incidence de l'adjektif et celle du verbe sont des incidences externes du premier degré, aboutissant à un support substantif» (p. 188). Das Substantiv, da unabhängig (*présupposé*), ist gekennzeichnet durch «incidence interne», das Adverb hingegen, da auf abhängige Elemente bezogen (Adjektiv, Verb), durch «incidence externe du second degré» (p. 188). Den Guillaumeschen Begriff der Inzidenz hat bekanntlich Pottier ersetzt durch den umfassenderen Begriff der Relation, der zusätzlich auf «nicht-prädikable» Elemente (Präposition, Konjunktion) paßt; er unterscheidet qualitative Relationen (subordination directe/indirecte) und quantitative Relationen (coordination). Grundt überträgt diese Systematik auf die adjektifs invariés und erhält folgende drei Hauptkategorien: (1) Die «adjektifs invariés de qualité» entsprechen der direkten (präpositions- bzw. konjunktions-losen) Unterordnung, d. h. dem Verhältnis semantischer Qualifizierung¹¹ (Adjektiv→Substantiv, Adverb→Verb). (2) Die 'adjektifs invariés de position' stehen in Analogie zu den Verbindungselementen der indirekten Unterordnung, so daß in «les hirondelles volent haut» (p. 262) das adjektif invarié eine Verbindung schafft zu einer impliziten Grenze. (3) Die 'adjektifs invariés de quantité' werden als Koordinationselemente behandelt (ähnlich 'et', 'ou' usw.), insofern durch sie gleichartige Sachverhalte zusammengefaßt (quantifiziert) werden, also etwa *l'aimer double* (p. 389) = *l'aimer et l'aimer*.

Diese drei semantischen Klassen sind aber nur in einem Idealzustand (*valeur en langue*) klar trennbar, nicht bei der aktuellen Verwendung (*valeur discursive*). Daher kommt es auf dem Weg vom einen zum andern zu vielfältigen Überkreuzungen: qualifizierende adjektifs invariés erscheinen in quantitativer Funktion (p. 239 ss.), quantifizierende in qualitativer und

⁹ Zum Verhältnis zwischen beiden Begriffen, cf. GRUNDT, p. 14; weiterhin K. TOGEBY, *Structure immanente de la langue française*, Paris 1965, p. 15 (solidarité), sowie BLOOMFIELD, *Language*, London 1935, p. 194 ss. (exocentric /vs./ endocentric groups).

¹⁰ Daher auch MARTINETS Bezeichnung «éléments centrifuges» für Präpositionen und Konjunktionen («monèmes fonctionnels») (*Eléments de linguistique générale*, Paris 1970, p. 120).

¹¹ GRUNDT hätte an dieser Stelle HJELMSLEV und GUILLAUME wenigstens durch den Hinweis in Beziehung setzen können, daß die Glossematik in ihrem paradigmatischen Teil den entsprechenden Tatbestand einer einseitigen Präsposition als «spécification» bezeichnet, im Unterschied zu «sélection», das den syntagmatischen Aspekt des gleichen Phänomens meint.

gelegentlich positioneller Funktion (p.407/8), und positionelle finden sich bald qualifizierend, bald quantifizierend verwendet (p. 268 *voler haut*, aber p. 286 *parler haut*). Bei der Abgrenzung hierarchisch gleichgeordneter Klassen stützt sich Grundt auf das Kriterium der Transformierbarkeit. So wird die Grenze zwischen «qualifizierend» und «quantifizierend» bestimmt durch die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Nominaltransformation, bei welcher das *adjectif invarié* zum attributiven Bestandteil einer Nominalgruppe wird:

qualifizierend: ils conduisent brutal → une conduite brutale (p. 217 et passim)
 quantifizierend: ils ont tenu bon → ? (p. 241)

Weiterhin wird die qualifizierende Klasse unterteilt danach, ob bei der Nominalisierung ein «nom d'action» erscheint (*conduire* → *conduite*) oder nicht (*manger* → *nourriture*). Daß ein *adjectif invarié* eine Handlung qualifiziert, ist mit diesem Verfahren aber nur dann erkennbar, wenn die lexikalische Norm zu dem betroffenen Verb ein *nomen actionis* bereithält. Nicht alles, was als Äquivalent zu «ils conduisent brutal» aufgeführt wird, ist in gleicher Weise nominalisierbar: «j'y vais modeste», «j'ai fait ça facile», «il en obtiendrait facile le triple», «il lui tient solide les pattes» (p. 219) – enthalten idiomatisierte Wortgruppierungen, die sich der Transformation natürlich ebenso widersetzen wie der ihr notwendig zugrundeliegenden IC-Analyse (s.o.). Umgekehrt kann auch die Unmöglichkeit der Nominalisierung in «ils ont tenu bon» idiomatisch bedingt sein und ist kein Kriterium für eine Nicht-Qualifizierung¹². Auch bei der Abgrenzung zwischen «qualifizierend» und «positionell» bedient sich Grundt des transformationellen Kriteriums. Wenn er nämlich den Satz «je l'ai su avant» an dem Relationsschema A-R-B mißt und ihn gewissermaßen zu kurz befindet («le terme B est implicite», p. 194), so führt er – allerdings ohne es zu sagen – das Adverb mit Hilfe einer Tilgungstransformation auf eine Präposition oder Konjunktion zurück (avant son départ, avant qu'il parte, p. 194). Entsprechend heißt es zu «pleurer sec»: «sec dénote l'absence d'un concret qui constitue normalement l'aboutissement de l'action» (p. 354), womit etwa folgende (fakultative) Tilgungsregel umschrieben wird: *sans* + *N* → *sec* + Ø. Im Unterschied zu dem Modellfall *avant* + *N* → *avant* + Ø, und unter Mißachtung der Hjelmslevschen Interpolationsregel¹³ – weisen die beiden Seiten dieser Gleichung keine formale Gemeinsamkeit auf. Daher lassen sich auf diese Weise nicht nur positionelle, sondern auch qualifizierende und überhaupt alle Adjektive auf *Präposition* + *N* zurückführen.

Ähnlich problematisch wie die Unterscheidung gleichgeordneter Kategorien ist nun die Hierarchie der Kategorien untereinander. In den synonymen Ausdrücken «coûter bon» (p. 240) und «coûter gros» (p. 396) sieht Grundt ein qualifizierendes Adjektiv in quantifizierender Verwendung (*bon*), bzw. ein quantitatives Adjektiv, das innerhalb einer qualifizierenden Unterabteilung wiederum quantifizierend verwendet ist (p. 394–96). Die Reihenfolge der Klassifizierungsmerkmale spiegelt eine bestimmte semantische Norm wider; das Merkmal «qualifizierend» könnte in einem anderen Korpus durchaus von der ersten auf die zweite Stelle zurückfallen. Normänderungen müssen also die Hierarchie entweder verändern, oder sie durch Einführung von Subkategorien verlängern. Hätte Grundt von der TG nicht nur

¹² Schließlich steht das *nomen actionis* (*conduite*) in stilistischer Varianz zu dem stets möglichen *façon de conduire*. Daher ist «ils mangent bon» (p. 218) nicht eindeutig nominalisierbar; die Transformation kann zu einem Objekt führen («une bonne nourriture» – so GRUNDTs Interpretation), aber auch zu dem Handlungsabstraktum «une bonne façon de manger» – welches durch semantische Verschiebung natürlich auch den Gegenstand des Essens bezeichnen kann.

¹³ HJELMSLEV, *op. cit.*, p. 122: «La grandeur remplaçante est donc toujours égale à la grandeur remplacée (catalysée) + une grandeur interpolée (introduite par catalyse).» – Dabei ist Interpolation zu verstehen als Umkehrung einer Tilgung.

die transformationelle Komponente zur Kenntnis genommen, sondern auch Chomskys Unterscheidung von Kategorisierungs- und Subkategorisierungsregeln innerhalb des Basis-teils¹⁴, so wäre er vielleicht Guillaume nicht gefolgt auf seinem Weg von einer semantischen Potentialität zu einer semantischen Aktualität. Denn aus der Perspektive der TG erscheint dieser Weg als der untaugliche Versuch, mit den streng hierarchisierten Regeln der Phrasenstrukturgrammatik lexikalische Elemente zu erzeugen. Dem Lexikon aber werden bekanntlich nur nicht-redundante (weder untereinander noch kontextuell gebundene) Merkmale zugeschrieben, die nicht hierarchisierbar sind. Auf jeden Fall ist das deszendente Nacheinander des Guillaumeschen *acte de langage* unvereinbar mit Saussures Erkenntnis «qu'il est faux d'admettre en linguistique un seul fait comme défini en soi. Il y a donc véritablement absence nécessaire de tout point de départ»¹⁵. Es zeugt wiederum von Grundts etwas naivem Eklektizismus, wenn er glaubt, er sei Guillaume nur insoweit gefolgt, wie seine Lehren «compatibles avec la doctrine saussurienne du signe linguistique» seien (p. 187). Was wir naiv nennen, ist nicht das an sich läbliche Bestreben, sich an mehreren Stellen Rat zu holen. Vielmehr der Glaube, daß scheinbar lineare Sprachtheorien tatsächlich in Teilstrecken zerlegt werden könnten, die, hintereinandergesetzt als «struktureller» und «semantischer» Teil, wiederum eine irreversible Linearität ergäben. Es liegt im Wesen des Gegenstandes Sprache, daß diese Irreversibilität schon bei ihrer Beschreibung immer wieder dementiert wird.

Michael Herrmann

★

GERHARD BOYSEN, *Subjonctif et hiérarchie. Etude sur l'emploi du subjonctif dans les propositions complétives objets de verbes en français moderne*, Odense (Odense University Press) 1971, 190 p. (Etudes romanes de l'Université d'Odense 1).

Uneinigkeit über das angestrebte Erkenntnisziel ist sicherlich einer der Gründe für das nie erlahmende Interesse am französischen Konjunktiv: was von einer «endgültigen» Beschreibung zu erwarten sei, ist bis heute nicht einvernehmlich definiert. Die hier zu besprechende Kopenhagener Dissertation möchte daran gemessen werden, wie weit es ihr gelinge, «à décrire, aussi complètement que possible, les relations entre les morphèmes du subjonctif et les autres éléments de la langue» (p. 16), und bekennt sich damit zu einer «immanenten» Methode, d. h. zu der von Togeby vertretenen Spielart der Glossematik (der Name Hjelmslev erscheint weder im Text noch in der Bibliographie). Von Togeby stammt auch die Anregung, den Subjonctif mit Hilfe des Begriffs Hierarchie zu beschreiben; zwischen Modus und Kontext ergebe sich «une véritable hiérarchie des facteurs régissant le subjonctif. Les facteurs voisins de l'élément 'subjonctif' sont plus forts que ceux qui en sont plus éloignés»¹. Dabei besteht die Minimaldistanz zwischen Modus- und Tempusmorphem des gleichen Verbs, die Maximaldistanz zwischen dem Lexem eines übergeordneten und dem Modusmorphem eines untergeordneten Verbs. Innerhalb dieser Skala beschränkt sich Boysen auf Verben, welche Objektsätze regieren. Die bereits im Untertitel erscheinende Verbindung der morphologischen Kategorie 'Verb' mit der logisch-semantischen Kategorie 'Objektsatz'

¹⁴ *Aspects of the theory of syntax*, Cambridge (Mass.) 1965, ch. II § 2, 3; ch. IV § 2.

¹⁵ C.L.G., éd. crit. de T. DE MAURO, p. 362.

¹ K. TOGEBY, *La hiérarchie des emplois du subjonctif*, *Langages* 3 (1966), 67–71, hier p. 67.

ergibt sich gerade aus der sprachimmanenten Anlage der Arbeit: genau weil Boysen den Modusfaktor morphologisch eingrenzen möchte, muß er innerhalb der *que*-Sätze eine semantische Auswahl treffen, da andernfalls jede morphologische Kategorie als Antezedenz erscheinen könnte. Vor der Untersuchung des übergeordneten Verbs müssen alle nähergelegenen Modusfaktoren eliminiert werden. Zunächst im homonexen Bereich, definiert als «*emploi du subjonctif qui ne dépend pas de facteurs extérieurs à la proposition*» (p. 26). In dem Satz

Il eût préféré avoir lui-même un rôle pénible à jouer (p. 26)

ist der Konjunktiv aber nicht kontextuell (anaphorisch), sondern situationell (deiktisch) bedingt, somit indifferent gegenüber jedem syntaktischen Rahmen². Eine Hierarchisierung bereits im homonexen Bereich liegt dagegen vor in

Je ne pense pas que des sanctions seront prises à leur égard (p. 28)

da hier das Futurmorphem einen Synkretismus zwischen Indikativ und Konjunktiv bedingt, wobei der Indikativ als Neutralisierungsprodukt erscheint. Daß eine kontextuelle Beeinflussung des Modus notwendig zu einem Synkretismus führt, kann Boysen deshalb nicht erkennen, weil er überzeugt ist, Begriffe wie «Opposition» und «Neutralisierung» gehörten zur Ausdrucksseite und ließen sich auf der Inhaltsseite, wenn überhaupt, nur metaphorisch verwenden (p. 8, 10, 12 u.ö.). Diese verbreitete Meinung ist unvereinbar mit der Zeichendefinition Saussures und mit dem Isomorphismus der Glossematik, deren Begriffsapparat Boysen im übrigen verwendet. Zum homo-heteronexen Bereich, wo der heteronexe Kontext nur als Bezugspunkt fungiert, gehört die Position des Nexus. Sie ist irrelevant, da nicht wählbar, in

qu'il pleuve, je ne sortirai pas (p. 36);

– und irrelevant, obgleich wählbar, in

Le malheur est qu'il vienne

Qu'il vienne, c'est le malheur (p. 37)³.

Das heteronexe Verb (p. 40–163) hat also zunächst insgesamt als Modusfaktor seinen bestimmten Platz in der Hierarchie. Boysen versucht nun, die Modusrelevanz der Verben im einzelnen dadurch zu differenzieren, daß er innerhalb der ersten eine zweite Hierarchie aufstellt, in welcher die Modusfaktoren sich in spezifischer Weise um das Lexem gruppieren und damit jedem Verb eine bestimmte «*personnalité modale*» (p. 14) geben. Es wird zunächst danach eingeteilt, ob an der Spitze dieser zweiten Hierarchie die Negation erscheint (p. 40–128), oder ob diese den Modus nicht beeinflußt (p. 129–163). Weiterhin danach, ob die Modusfaktoren untereinander in einer Präsuppositionskette stehen, oder sich staffeln nach ihrer Frequenz. Beispielsweise bedeutet das Diagramm $C_n \leftarrow S_6 + S_7$ für 'empêcher' (p. 72ss.), daß bei Negation (C_n) grundsätzlich der Indikativ stehen kann, sofern außerdem (S_6) eine subjektlose Konstruktion (*n'empêche que ...*) bzw. (S_7) ein unbelebtes Subjekt

² Deswegen ist es auch inadäquat, Beispiele dieser Art als «Konjunktiv im Hauptsatz» einzurichten, da der Hauptsatz-Status nichts mit der Wahl des Konjunktivs zu tun hat (z. B. M. GREVISSE, *Le bon usage*, p. 588: «Le subjonctif dans la proposition indépendante et dans la principale»).

³ Die Stellungsfreiheit wird keineswegs beeinträchtigt durch das Argument, daß sich dadurch die logische Funktion (attribut/sujet) ändere, wie Boysen glaubt (p. 37). Dagegen scheint Boysen die Stellungsfreiheit der Relativsätze zu überschätzen (p. 36), denn auch ein «vorgestellter» Relativsatz ist notwendig seinem Bezugswort nachgestellt.

vorliegt. Es sollen also semantische Unterschiede eines Lexems durch Differenzierung seiner Kontexte⁴ objektiviert werden. Dem stehen bekanntlich zwei Gründe entgegen. Einmal kann die distributionelle Beschreibung eines Lexems nur dessen redundantes Verhältnis zum Kontext darstellen. Die von Boysen für die Zukunft erhoffte stärkere Zurückdrängung des Lexems zugunsten des Kontextes (p. 18) käme einer Einschränkung der Wählbarkeit gleich. Im vorliegenden Fall ist die Zuhilfenahme des Kontextes außerdem dadurch eingeschränkt, daß ja ein Element dieses Kontextes, der Modus des untergeordneten Verbs, seinerseits erst bestimmt werden soll: die Bedeutungsdifferenz von *j'entends qu'il vient / j'entends qu'il vienne* kann wohl der Sprachbenutzer, darf aber nicht der Konjunktivforscher am Modusunterschied erkennen⁵. Vor allem aber erspart der Distributionalismus keineswegs die «évaluations purement sémantiques» (p. 19). Denn die Oppositionen in *absentia*, die sich per definitionem nicht am Text sichtbar machen lassen, werden durch die Distribution nicht ersetzt, sondern diese ist ja ihrerseits Ergebnis einer Wahl, d.h. gar nicht definierbar ohne Oppositionen. Das vermeintlich umgangene semantische Feld verlagert sich auf den Kontext, bei dessen Beschreibung sich zwangsläufig immer wieder semantische Kriterien einschleichen, etwa die Alternative belebtes/unbelebtes Subjekt, oder die Frage, ob sich im folgenden Satz das Adverb *certes* auf das Verb oder den ganzen Satz bezieht (p. 109):

On comprend, certes, qu'elle n'ait pas voulu s'exposer à se contredire elle-même en approuvant l'intervention de M. «H».

Auch die Negation als Schlüsselkriterium ist eine formell nicht abgrenzbare semantische Kategorie, die sich keineswegs auf ein 'ne-pas' bechränken läßt. Es gehören dazu die vielfältigen Möglichkeiten, eine Verneinung zu implizieren durch das rhetorische Mittel der Frage oder Hypothese; dieses läßt sich wiederum nicht durch materielle Kriterien wie Inversion, Interrogativum, 'est-ce que', 'si' erschöpfen, die stets sowohl zu eng wie zu weit, d.h. inadäquat sind⁶. Die Liste der Synonyme von 'ne-pas' umfaßt ebenso alle Arten von 'racines environnantes' (p. 52–54: il hésitait à, il est difficile de, c'est une erreur de croire que ... usw.), deren Inventar nur durch das Korpus des Autors begrenzt ist.

Zu der Schwierigkeit, die verschiedenen Elemente des Kontextes zu beschreiben, wobei, wie gesagt, die vermeintlichen Moneminventare sich als offene Listen von Synonymen erweisen, tritt nun die weitere Schwierigkeit hinzu, den modalen Einfluß dieser verschiedenen Elemente gegeneinander abzugrenzen. Diese Abgrenzung ist notwendig zumindest bei Aufstellung einer quantitativen Hierarchie. Die Reihenfolge 1. Derivative 2. Flexive 3. syntaktische Faktoren 4. Wurzel (Lexem) – beruht nach Boysen auf der «force relative des facteurs en question, ce qui veut dire la fréquence du changement modal qu'ils provoquent» (p. 81). Ein solcher Wirkungsvergleich ist aber nur bei getrenntem Auftreten möglich. Hat man etwa bei *comprendre* beobachtet, daß einfache Tempora außer Passé simple den Subjonctif hervorrufen (F3) und zusammengesetzte Tempora den Indikativ (S1), so ist der Satz

⁴ BOYSEN unterscheidet 3 Flexionskontakte (F1–3), 7 syntaktische Kontexte (S1–7), Negation (Cn) und Derivative (D).

⁵ In einem ähnlichen Fall (p. 79: dites-lui qu'il attende / dites-lui que je suis en conférence) spricht Boysen von «influence de la racine». Er meint damit in Wirklichkeit, daß sich über dem (unveränderten) Lexem jeweils andere semantische Felder konstituieren.

⁶ So ist es trotz gegenteiliger Behauptung von K. TOGEBY, *op. cit.*, p. 69/70) und BOYSEN (p. 56: «le subjonctif est à peu près inusité dans les cas où l'interrogation est faite au moyen de l'intonation») nicht möglich, die Intonation als Modusfaktor völlig auszuschließen. Boysen selbst zitiert (p. 57): «Tu crois qu'il n'y ait que lui à savoir?» (Simenon).

Je comprenais qu'elle soit touchée par sa sollicitude (p. 104)

– nicht eindeutig zu interpretieren, da der Konjunktiv sowohl auf das Nicht-Passé simple (F3), wie auf das Nicht-Passé composé (S1) zurückgeführt werden kann. Denn die kategorie-spezifischen (flexionellen) Phänomene sind ja in jeder Verbform strukturell vorhanden: auch Formen ohne Auxiliar können negativ die Relevanz der Auxiliarien belegen. Da kein deutlicher Bezugspunkt genannt wird, bleibt auch das einem Faktor zuschreibbare «changement modal» ein unklarer Begriff: zählt dazu nur die Durchbrechung eines durch materielle An- oder Abwesenheit wirkenden Nachbarfaktors, oder ist der einem Faktor x zugerechnete Moduswechsel meßbar auch ohne Nebenfaktor, durch Vergleich mit Nicht-x? Unklar ist auch der Zusammenhang zwischen der Frequenz eines Moduswechsels und der «Stärke» des Faktors, dem er zugeschrieben wird. Ist neben dem sehr häufigen Typ

Supposons que, mardi ou mercredi matin il ait eu rendez-vous avec quelqu'un (..) (p. 89)

– ein vereinzelter Satz der Art

Supposons que vous avez dit la vérité (p. 90)

– zu interpretieren als Ausnahme, d. h. als Schwächung des Konjunktivfaktors Imperativ? Statistisch belegtes gemeinsames Auftreten zweier Elemente (Imperativ-Indikativ) begründet aber nicht unbedingt einen Zusammenhang zwischen beiden. Wir können entweder Indikativ wie Konjunktiv als «ausgelöst» betrachten, d. h. als abhängige Variable des Imperativs von *supposer*; ebensogut kann aber der Indikativ eine frei wählbare stilistische Variante sein, die sich jeder syntagmatischen (anaphorischen) Hierarchie entzieht. Letztere Möglichkeit kann Boysen deswegen nicht erfassen, weil er situationell bedingte Modi von vornherein aus der Betrachtung ausschließt. Sind dagegen beide Modi kontextuell bedingt, so werden sie als Regel- und Ausnahmefall zu einem Gesamtbild zusammengefaßt (p. 90: «caractère presque absolu de l'emploi du subjonctif après *supposer* à l'impératif»). Der statistische Mittelwert muß aber als Interferenz zweier Normen aufgefaßt werden: «Regel» und «Ausnahme» ergeben sich mit gleicher Zwangsläufigkeit und sind durch eine Normgrenze getrennt. Die Mißachtung solcher Normgrenzen, die einer Konjunktivuntersuchung im höchsten Grade hinderlich sein muß, ist kennzeichnend für die Glossematik überhaupt. Da idiomatische Differenzierungen schon bei der Erstellung des Korpus ausgeschaltet werden⁷, kann durch sie auch die grundsätzlich im System angelegte Analysierbarkeit von Derivativen nicht beeinträchtigt werden. In dem Bestreben, das Lexem als nichtformalisierte Teil (p. 18) möglichst weit zurückzudrängen, trennt Boysen davon alles ab, was in irgendeiner archaischen Norm trennbar gewesen sein mag. Im «français moderne», auf das sich Boysen bereits im Untertitel bezieht, ist es dagegen eine Normverletzung, wenn zu 'sentir' als «Derivativ» und «Modusfaktor» das Element 'con-' gestellt wird (p. 88)⁸. Paradoxe Weise ist es gerade dieses Bestreben, die Modusfaktoren im übergeordneten Satz ungeachtet aller Normgrenzen zu formalisieren, welches eine klare Begrenzung dieser Modusfaktoren unmöglich macht. Einerseits kann Boysen, wie gezeigt, das Eindringen semantischer Kriterien nicht verhindern. Andererseits verhindert die Beschränkung auf eine morphologische Kategorie die Aufstellung wirklicher semantischer Felder: *vouloir* wird aufgrund des morphologischen Kri-

⁷ So etwa K. TOGBY, *Structure immanente de la langue française*, Paris 1965, p. 16: «Mon corpus (texte) étant la langue française nationale dans son ensemble, on ne fera pas état des différentes formes de cette langue (..)».

⁸ Das gleiche gilt für *douter/redouter* (p. 83), *prouver/approuver* (p. 88), *mettre/permétre*, *admettre*, *promettre* (p. 142).

teriums in die Betrachtung einbezogen, *avoir envie* bleibt dagegen ausgeschlossen. Genormte, d.h. normgebundene semantische Felder sind aber die einzige adäquate Ordnungskategorie für heteronexe Modusfaktoren. Ebenso, wie Boysen mangels normativer Abgrenzung die semantischen Felder für unabgrenzbar, d.h. für unbrauchbar halten muß, ebensowenig fragt er nach syntagmatischen Normen. Vielmehr vertraut er auch in diesem Bereich auf die Formalisierbarkeit des Zusammenhangs zwischen Modusfaktoren und Modus, wie der immer wieder auftauchende Begriff «syntaxe modale» (p. 58 u.ö.) zeigt. Damit folgt er der glossematischen Betrachtungsweise, die als syntaktische Beziehungen ohne Unterschied solche zwischen gleichartigen Morphemen (*relations homo-catégoriques*) und solche zwischen ungleichartigen Morphemen (*relations hétéro-catégoriques*) ansieht⁹. Im Unterschied zu grammatischen Relationen wie Genus- oder Numeruskongruenz sind die hetero-kategorischen Beziehungen aber von idiosynkratischer Art: der Ausschluß bestimmter Flexive nach einem gegebenen Lexem (Defektivität) ist eine Unregelmäßigkeit, die sich nicht vorhersagen, sondern nur von Fall zu Fall konstatieren läßt. Nichts berechtigt zu der Annahme, daß der Zusammenhang zwischen den Modusfaktoren eines übergeordneten und den Modi eines untergeordneten Verbs weniger unregelmäßig sei: so führt der Modusfaktor 'sujet animé' bei *supposer* zum Indikativ, bei *faire* dagegen zum Konjunktiv (p. 93, 100). Anders als bei Genus- und Numeruskongruenzen, deren Redundanz gerade eine syntagmatische Formalisierung (Syntagma) anzeigt, kann zwischen Lexem und Modus keine Redundanz bestehen; die Hypotaxe, durch welche beide zusammengefaßt werden, ist eine syntaktisch nicht formalisierbare logisch-normative Gruppenbildung. Boysens immanente Analyse zeigt somit unfreiwillig, daß der Konjunktiv ohne den Begriff der Norm, in ihrer paradigmatischen und syntagmatischen Form (als Feld bzw. Gruppe) nicht in Regeln gefaßt werden kann. Durch die Unmöglichkeit, strukturelle Konjunktivregeln zu entdecken, wird paradoxe Weise der Konjunktiv in seiner strukturellen Existenz gerettet, denn bei erfolgreicher Formalisierung seiner Distribution hätte sich «le mode le plus fascinant qui soit»¹⁰ als bloße kombinatorische Variante des Indikativs erweisen müssen.

Michael Herrmann



WILHELM KESSELRING, *Die französische Sprache im 20. Jahrhundert. Charakteristika – Tendenzen – Probleme*, Tübingen 1970, 245 p. (Tübinger Beiträge zur Linguistik 17).

Das hier zu besprechende Werk richtet sich an den Studenten, den Sprachlehrer und an den an der französischen Sprache interessierten Laien, dem eine Synthese der Sprachgestalt des Französischen seit 1900 geboten werden soll.

Die Darstellung ist nach Lautsystem, Morphologie, Syntax und Lexikologie aufgegliedert. Besondere Erwähnung verdient die gegen den Schluß des Buches abgedruckte, 57 Seiten starke Zeittafel (1900–1969), da nach Ansicht des Verfassers «jedes Studium der französischen Sprache der Gegenwart Kenntnisse des sozialen, politischen, ökonomischen, historischen background voraussetzt.» Eine 50 Seiten starke Bibliographie beschließt den Band.

Im Kapitel *Vokalismus* wird erwähnt, daß das Phonem *in* im Begriffe sei, das Phonem *un* zu verdrängen: *in lindi* an Stelle von *un lundi*. Phonetisch wird sich dieser Prozeß dadurch

⁹ So, einschließlich Terminologie, bei TOGEBY, Structure immanente *op. cit.*, p. 101.

¹⁰ Titel eines Artikels von H. NORDAHL, *Revue Romane* 5 (1970), 106–119.

erklären, daß die Artikulationsstellen von *un* und *in* nahe beieinanderliegen. Die phonologische Begründung der Aufgabe der Opposition *un* : *in* (zu geringer funktioneller Ertrag) dürfte erst sekundär eine Rolle spielen. Bei kultivierten Parisern ist nach Warnant, *Dictionnaire de la prononciation française*, Gembloux 1968, p. IX, diese Aussprache weit davon entfernt allgemein zu sein.

Was der Verfasser im Kapitel *Morphosyntaktische Veränderungen* über das *passé simple* sagt, ist stark übertrieben. Es ist kaum anzunehmen, daß das geschriebene Französisch auf die funktionellen Unterschiede, die das *passé simple* vom *passé composé* abheben, einfach verzichtet. Gaston Mauger, ein ausgezeichneter Kenner des modernen Französisch, sagt zu dieser Frage: «Le passé simple a repris une vigueur nouvelle (à la 3^e personne) dans cette langue particulière qui est celle des journaux et de la radio. On peut affirmer que la connaissance du passé simple est toujours nécessaire à qui veut entendre (et même écrire) le français quotidien¹.»

Was Mauger von der Sprache der Zeitungen und des Radios sagt, gilt in besonderem Maße von der Literatursprache. Man hat nicht den Eindruck, daß die fast ausschließliche Verwendung des *passé composé* in *L'Etranger* von Camus Schule gemacht hat.

Richtig ist das über die Vitalität des Konjunktivs Gesagte. *Après que* + Konjunktiv läßt sich nicht erst seit etwa 1920 belegen. Der älteste Beleg stammt aus dem Jahre 1886. Die Ansicht, nach welcher der Konjunktiv nach affirmativen *verba sentiendi* (*nous pensons que la paix doive durer*) immer häufiger auftritt, ist kaum richtig.

In den von Lars Börjeson untersuchten Materialien tritt sogar nach fragend verwendetem *penser* (bei Inversion) der Konjunktiv nur 24 mal auf, der Indikativ aber 40 mal. In diesem Zusammenhang ist seine Feststellung interessant, wonach auch nach einer Intonationsfrage (*ordre progressif*) der Gebrauch des Konjunktivs eine Ausnahme bilde².

Im Kapitel *Syntactica* wird mit vollem Recht auf das Vordringen nominaler Konstruktionen hingewiesen. Ohne einleuchtenden Grund wird ein Adjektiv oder ein Verb durch ein abstraktes Substantiv ersetzt. Diese Tendenz läßt sich vor allem in der Verwaltungssprache und in der des Parlaments feststellen. Beispiel: «Israël n'évacuera pas Gaza avant l'obtention de garanties formelles pour sa sécurité, déclare M. Ben Gourion.» Nichts hinderte den Verfasser dieses Satzes zu schreiben: «... avant d'avoir obtenu des garanties formelles ...» Was der Verfasser zum Problem der Adjektivitis sagt, spiegelt allzu einseitig den Standpunkt von Aurélien Sauvageot wider. Sein Aufsatz in *Vie et Langage* 1969, p. 482–487, verschweigt völlig die Nachteile, die mit einer unkritischen Verwendung eines Adjektivs an Stelle einer nominalen Ergänzung verbunden sind. Auf der ersten Seite von *Le Monde* vom 26./27. Oktober 1975 las ich den folgenden Satz: «Quelle voix saura, dans cette région, s'élever au-dessus de la mêlée, surmonter les amertumes laissées par l'histoire, renoncer à défendre ce qui n'est pas défendable, y compris le génocide arménien.» Warum soll jemand, der von der im 19. und 20. Jahrhundert erfolgten Ausrottung der Armenier durch die Türken nichts weiß, diesen Satz richtig verstehen? In der gleichen Nummer von *Le Monde*, p. 3, liest man: «Mais il a toujours revendiqué le sens politique de cet acte: protester contre le génocide du peuple arménien en 1915, protester contre l'expulsion des Arméniens de ce qui avait été leur patrie, protester contre l'oubli où a été engloutie, depuis soixante ans, la question

¹ GASTON MAUGER, *Grammaire pratique du français d'aujourd'hui, Langue parlée, Langue écrite*, Paris 1968, p. 242.

² LARS BÖRJESON, *La fréquence du subjonctif dans les subordonnées complétives introduites par «que» étudiée dans des textes français contemporains*, *Studia Neophilologica* 38 (1966), 35; HELGE NORDAHL, *Les systèmes du subjonctif corrélatif*, Bergen-Oslo 1969, p. 216–217.

arménienne.» Ohne Zweifel handelt es sich im Satz aus dem Leitartikel von *Le Monde* um eine unzulässige, der Klarheit abträgliche Verkürzung. Kesselring verschweigt auch die Kritiken, die in Frankreich in bezug auf die Bezugsadjektive geäußert wurden³.

Den Veränderungen auf dem Gebiet der Morphologie und der Syntax widmet der Verfasser ganze fünfeinhalb Seiten. Das ist sicher zu wenig. Sein Interesse gilt zu ausschließlich der Lexikologie, denn er beschäftigt sich mit ihr auf mehr als hundert Seiten, wobei das Kapitel: *Die sprachliche Relevanz historischer Ereignisse* (57 Seiten), in dem es in der Hauptsache um die Datierung von Neologismen geht, nicht inbegriffen ist. Aus den für das 20. Jahrhundert typischen syntaktischen Erscheinungen, die nicht erwähnt werden, greife ich drei heraus:

1. *Aussi mince soit-il, aussi mince qu'il soit*, Sätze, in denen *aussi* an die Stelle von *si* tritt. Diese Wendung ist typisch für die Prosa von François Mauriac, sie hat sich derart verbreitet, daß sie heute gleichberechtigt neben *si* tritt⁴.

2. In den konzessiven Nebensätzen herrscht der Konjunktiv nach *tout* + Adjektiv + *que* fast unumschränkt vor, während er früher nur vereinzelt auftrat (Molière, Voltaire, Lamartine, etc.)⁵.

3. Vor den drei männlichen europäischen Ländernamen *le Danemark*, *le Luxembourg* und *le Portugal* ist seit ungefähr 1920 die Präposition *en* vor *au* ständig zurückgewichen. Heute sagt man nur noch *au Portugal*, *au Danemark*, *au Luxembourg*⁶.

Im interessanten Kapitel *Dynamik im Wortgut* wird ausgeführt, warum der Bedarf an Wortgut ständig gestiegen ist. Es sei schwer, den Tod von Wörtern festzustellen. Die gleichen Schwierigkeiten begegneten nicht bei der Datierung des ersten Auftretens eines Wortes. Schade, daß der Verfasser den Aufsatz von André Goosse in der Festschrift Paul Imbs *La date de décès des mots*, Strasbourg 1973, p. 65, nicht berücksichtigen konnte. André Goosse ist in bezug auf die Datierung des ersten Auftretens von Wörtern ganz anderer Ansicht als Kesselring.

Besonders reich und lesenswert ist das unter *Bestandsvermehrungen durch Aufbau neuer Zeichen* (z.B. Präfixe und Suffixe) Gesagte. Dazu einige Bemerkungen: Seite 80: *septante* und *nonante* sind auch in der französischen Schweiz bekannt; *une affaire conséquente* = *importante* sagt man nicht nur in Belgien, sondern auch in Paris. *Aller au docteur* ist nicht spezifisch wallonisch. Maurice Grevisse weist diese Wendung auch bei französischen Schriftstellern (Gide, Alain) nach⁷.

Im Kapitel über die Anglizismen im heutigen Französisch (Seiten 82–87) findet man, Irrtum vorbehalten, nichts über Anglizismen, die nicht sofort als solche erkennbar sind (*anglicismes clandestins, camouflés*)⁸. (Beispiel: *une reddition inconditionnelle* aus *unconditio-*

³ PAUL STAPFER, *Récréations grammaticales et littéraires*, Paris 1909, p. 9; RENÉ GEORGIN, *Problèmes quotidiens du langage*, Paris 1966, p. 71–72; ROBERT LE BIDOIS in verschiedenen Artikeln von *Le Monde*. Zur Frage der Bezugsadjektive ist jetzt die Zürcher Dissertation von RAYMOND PITTET einzusehen: *Adjectif de relation und Bezugsadjektiv in der französischen und deutschen Gegenwartssprache*, Zürich 1974, wo sich auch die genauen Angaben über die Zeitungsartikel von ROBERT LE BIDOIS finden.

⁴ MAURICE GREVISSE, *Le Bon Usage*, Gembloux 1975, p. 1178.

⁵ MAURICE GREVISSE, *op. cit.*, p. 1186.

⁶ *Mélanges de grammaire française offerts à M. Maurice Grevisse*, Gembloux 1966, p. 131.

⁷ MAURICE GREVISSE, *Problèmes de langage*, Gembloux 1961, p. 110.

⁸ M.-M. DUBOIS, *Anglicismes camouflés*, *Vie et Langage* 1956, p. 157–159; ROBERT LE BIDOIS, *Le Monde* du 4 septembre 1957 et du 21 september 1960.

nal surrender. Seite 86: *réaliser = se rendre compte* ist schon 1895 bei Paul Bourget belegt⁹.) Seite 88: *maquis* ist nicht erst 1942, sondern schon 1829 bei Prosper Mérimée, *Mateo Falcone*, bezeugt; Dolores Ibarruri wurde *la Pasionaria* nicht *Passionaria* genannt. Seite 118: *téléférique* sollte wie *téléphérique* mit *ph* und nicht mit *f* geschrieben werden¹⁰. Seite 130: *l'alunissage* ist älter als Kesselring glaubt. Ich fand dieses Wort schon 1923 bezeugt¹¹.

Im Kapitel *Die sprachliche Relevanz historischer Ereignisse, Chronologie du XX^e siècle*, bemüht sich der Verfasser, einen Katalog sprachlicher Neuschöpfungen von 1900–1969 im Zusammenhang mit historischen Ereignissen und wissenschaftlichen Leistungen zusammenzustellen. Es handelt sich dabei zweifellos um eine eindrückliche Leistung. Man fragt sich nur, ob er dabei stellenweise nicht zu weit gegangen ist. Beim Lesen dieses Kapitels ist mir einiges aufgefallen: Seite 140: 1902 J. Gilliéron et E. Edmont commencent avec l'*ALF* anstatt commencent l'*ALF*. Seite 142: Das Werk von Paul Seippel trägt den Titel *Les deux Frances*. Seite 143: *Le Petit Larousse* erschien zum ersten Mal 1905 nicht 1906¹².

Seite 150: Das italienische Adjektiv *irredento* besitzt m.W. keine Entsprechung im Französischen. *Les provinces irrédentes* sollte in *les provinces non libérées* abgeändert werden. Seite 151: Tristan Tzara nicht Tzara. Seite 152: Clemenceau wurde *Père la victoire* genannt, nicht *de la victoire*. Seite 154: *assassinat* de Rosa Luxemburg et de Karl Liebknecht, für *assassinat*. Seite 161: Das Werk von Ch. Beaulieu trägt den Titel *Histoire de l'orthographe française*. Seite 163: Im Jahre 1930 erschien nur der 6. Band von K. Nyrop, *Grammaire historique de la langue française*. Das sechsbändige Werk erschien von 1899–1930. Seite 166: 1935 Rosselli assassiné par la Cagoule ist ungenau. Es sollte heißen: Les frères Rosselli assassinés par la Cagoule. Übrigens wurden Carlo und Nello Rosselli 1937 ermordet. Seite 188: Der Verfasser des *Dictionnaire du vocabulaire essentiel* heißt Georges Matoré, nicht Georges Gougenheim. Der letztere ist der Verfasser des *Dictionnaire fondamental de la langue française*, Paris 1958, ein Werk, das Erwähnung verdient hätte, ebenso wie *Le français élémentaire*, erschienen 1955, an dessen Ausarbeitung Georges Gougenheim wesentlich beteiligt war.

Die Bibliographie läßt da und dort die notwendige Genauigkeit vermissen. Seite 195: A. Bottequin, *Le français contemporain*, Bruxelles 1937, gehört nicht in die Rubrik der Gesamtdarstellungen. Der Untertitel *Incorrections – Difficultés – Illogismes – Bizarneries ou le bon usage du français d'aujourd'hui* zeigt, daß das Werk in die Rubrik *Sprachpflege* (p. 213) gehört. Seite 212: Der Titel der Untersuchung von Alexandre Lorian, *L'ordre des propositions dans la phrase française contemporaine*, Paris 1966, ist unvollständig. Das Wichtige, nämlich *La Cause*, ist weggelassen. Bei den beiden Arbeiten von Hector Renchon wäre es nützlich zu wissen, daß der erste Band seiner *Etudes de syntaxe descriptive* der Konjunktion *si* gewidmet ist und der zweite der Syntax der Frage. Seite 213: René Georquin ist nicht der Verfasser der *Syntaxe du français moderne*. Er bespricht in *Vie et Langage* 1967, p. 442–444 dieses Werk, dessen Verfasser Georges et Robert Le Bidois sind. Seite 240: Maurice Grevisse, *Problèmes du (sic!) langage*. Warum wird verschwiegen, daß es sich um fünf Bände handelt, die von 1961–1970 erschienen sind?

In einer eventuellen Neuauflage des Buches sollten die Artikel der *chroniqueurs de langage*, die regelmäßig in der französischen Presse erscheinen, herangezogen werden. Sie geben Ein-

⁹ EDOUARD BONNAFFÉ, *Dictionnaire des anglicismes*, Paris 1920, p. 117.

¹⁰ RENÉ GEORQUIN, *Pour un meilleur français*, Paris 1951, p. 29, 30.

¹¹ CHARLES NORDMANN, *Le royaume des cieux*, Paris 1923, p. 15. Cf. jetzt im *Dictionnaire Robert, Supplément*, Paris 1970, s.v.

¹² *La Nouvelle Revue des Deux Mondes*, octobre 1975, p. 250.

blick in die syntaktischen und lexikologischen Probleme, die dem *chroniqueur* von den Lesern der betreffenden Zeitung unterbreitet werden. «Les questions abordées sont toujours révélatrices de situations propres au français du moment. Considérées dans leur ensemble, elles apportent des données significatives sur l'évolution des principaux aspects de la langue d'aujourd'hui¹³.» Einige dieser Artikel sind in Buchform erschienen. Ich nenne nur diejenigen von Albert Dauzat, Robert Le Bidois, Louis Piéchaud, Maurice Grevisse und André Goosse.

Trotz der erwähnten Mängel ist *Die französische Sprache im 20. Jahrhundert* ein lesenswertes Buch, das vor allem dem lexikologisch interessierten Leser viel zu bieten vermag.

Hugo Glättli



RŮŽENA OSTRÁ, *Structure onomasiologique du travail en français. Etude diachronique d'un champ conceptuel*, Brno 1974, 127 p. (*Opera Universitatis Purkynianae Brunensis Facultas Philosophica 191*).

Nach vorbereitenden Studien zum Begriffsfeld der Arbeit¹ hat Růžena Ostrá das schon 1971 druckfertige Manuskript der *Structure onomasiologique du travail en français* 1974 in den *Opera Universitatis Brunensis* publiziert.

Die Autorin geht von dem Konzept des «champ conceptuel» aus, in dessen Zentrum ein gegebener Begriff steht (Kap. 1, p. 7–24). Sie bezieht sich dabei auf die von Otto Ducháček im *Précis de sémantique française*² entwickelte Unterscheidung von vier Typen sprachlicher Felder; unter einem Begriffsfeld versteht Ducháček:

«Les champs conceptuels sont des ensembles lexicaux structurés à valeur sémantique unitaire comportant tous les mots qui impliquent un certain concept ..., peu importe si ce concept est la dominante sémantique ou seulement un des éléments notionnels complémentaires. Ils contiennent un noyau formé par le terme (les termes) le(s) plus communément employé(s) pour exprimer le concept en question et, généralement, plusieurs aires, dont quelques-unes peuvent être situées dans la proximité du noyau, d'autres, à la périphérie du champ. (p. 34)»

Ausdrücklich betont Ostrá die Notwendigkeit einer strukturellen Analyse des durch den Begriff «Arbeit» bestimmten «plan conceptuel»:

«... il est analysable en éléments pouvant entrer en différents rapports les uns avec les autres et constituer des hiérarchies organisées selon des principes qui sont analogues à travers le plan tout entier. (p. 9)»

¹³ *Bibliographie des chroniques de langage publiées dans la presse française*, I 1950–1965, Paris 1970, p. I. Der 2. Band, enthaltend die Bibliographie der Jahre 1966–1970, ist 1972 erschienen.

¹ R. OSTRÁ, *Le champ conceptuel du travail dans les langues romanes. Domaines français, espagnol et roumain*, *Etudes romanes de Brno* 3 (1967), 7–84; cf. die Rezension von J. ŠKULTÉTY/G. PODOLCOVÁ, *Le champ conceptuel du travail dans les langues romanes*, *Philologica Pragensia* 15 (1972), 230–232; R. OSTRÁ, *Le champ conceptuel du travail en ancien français*, *Etudes romanes de Brno* 5 (1971), 19–44.

² Brno 1967 (*Opera Universitatis Brunensis* 126), p. 30–38.

Dabei sind die jeweiligen Feldglieder als lexikalische Einheiten selber wieder in unterscheidende Inhaltszüge analysierbar; Ostrá spricht von drei Typen³: a) die *traits d'identification* erlauben die Zuordnung einer lexikalischen Einheit zum Begriffsfeld; b) die *traits de spécification* dienen der Diversifikation des Feldes durch verschiedene lexikalische Einheiten bzw. zu deren Hierarchisierung; c) die *traits de classification* schließlich weisen lexikalische Einheiten den großen lexikalischen Klassen zu. Die Unterscheidung von a) und b) hat natürlich nur innerhalb eines bestimmten Feldes Gültigkeit, da diese beiden Typen von Zügen im Grunde gleicher Natur sind. Ganz anders verhält es sich mit den *traits de classification* «(qui) correspondent en partie aux catégories grammaticales classiques en pratiquant la distinction animé (inanimé, concret) abstrait, etc., mais ils peuvent se rapporter aussi à des faits possédant un degré de généralisation moindre, donc non grammaticalisé» (p. 11). Den *noyau sémantique* einer lexikalischen Einheit bilden die *traits d'identification et de spécification*; je größer die Anzahl der speziellen semantischen Züge ist, um so weiter rückt eine lexikalische Einheit an die Peripherie des Feldes. Für diachronische Fragestellungen der Feldforschung wichtig ist eben diese Unterscheidung der Prager Schule von «Zentrum» und «Peripherie», wie auch die Beachtung der sog. Rede- oder Textbedeutungen, die zu situativ und kontextuell bestimmten Akzentuierungen und Modifikationen der hierarchischen Inhaltsstruktur lexikalischer Einheiten führen (p. 12). Ostrá rechtfertigt eigens ihr strukturell-diachronisches Vorgehen, wobei sie sich auf ähnlich orientierte Arbeiten beruft⁴. Sie geht von drei synchronischen Schnitten aus: 12./13.–16.–20. Jh.; den Sprachzustand des 16. Jh.s (Kap. 4, p. 85–104) benutzt sie jedoch nur als Orientierung für die Skizze der Entwicklung der einzelnen Feldglieder; systematisch dargestellt wird nur die Feldstruktur im Afr. (Kap. 2, p. 25–54) und Nfr. (Kap. 3, p. 55–84). Zu erwähnen ist noch, daß nicht nur die im strengen Sinne paradigmatischen Feldglieder behandelt werden, sondern daß daneben auch andere Ableitungen und kategoriale Transpositionen in der Darstellung Beachtung finden⁵; andererseits sind die lexikalischen Einheiten ausgeschlossen worden, «qui relèvent de la sphère notionnelle du verbe *faire* et celles qui désignent le travail dans ses manifestations spécialisées» (p. 23). Bei polysemen Wörtern wurden nicht zum Feld gehörige Bedeutungen dort erwähnt, wo diese Aufschluß über bestimmte später relevante Bedeutungsentwicklungen von Feldgliedern geben (p. 23).

Das eigentlich Interessante der Arbeit von Ostrá sind jedoch weniger diese methodisch-theoretischen Vorüberlegungen, sondern ihre Anwendung auf verschiedene Sprachzustände des Fr.; dabei gibt es bei einer Abgrenzung und strukturellen Analyse von Begriffsfeldern im Afr. (im Unterschied zum Nfr.) einige zusätzliche Probleme, die mit der dialektalen Gliederung des Afr., dem Fehlen einer verbindlichen Sprachnorm sowie den Schwierigkeiten einer Erfassung gerade der semantischen Erscheinungen älterer Sprachzustände zusammenhängen⁶. Ostrá bezieht sich zudem auf meist literarische afr. Texte aus einem Zeitraum von ca. hundert Jahren, für den natürlich keineswegs von unveränderten semantischen Verhältnissen ausgegangen werden kann.

Die den Einzelanalysen zugrundegelegte Definition des «concept de travail» lautet: «effort ordonné à la production d'une œuvre utile» (p. 26). Die Begriffe «effort», «résultat», «utilité» sind mithin die drei feldkonstitutiven *traits d'identification*. Bei den gut belegten

³ *Op. cit.*, p. 10ss.

⁴ *Op. cit.*, p. 18–20; OSTRÁ verweist dabei auf die Arbeiten der Prager Schule sowie auf W. VON WARTBURG, K. BALDINGER, S. ULLMANN und E. COSERIU.

⁵ *Op. cit.*, p. 11; cf. *ovrer*, *œuvre*, *ovraigne*, *ovrage*, *ovraille*, (*l'*)*ovrer*, *ovrier/ovriere*, *ovreor/ovroir*, *ovrable*.

⁶ Cf. *op. cit.*, p. 25s.

Verwendungstypen der verbalen Feldglieder ergeben sich dazuhin folgende *traits de spécification*: «fatigue», «difficulté», «tourment», «art», «besoin», «culture des terres», «affectivité positive/négative»; diese *traits* definieren in je verschiedener Kombination den *noyau sémantique* der Verben *ovrer*, *besogner*, *laborer*, *ahaner*, *pener* et *travailler* und erlauben «la division du champ en deux aires dont la première est représentée par les noyaux des verbes *ovrer* et *besogner* et la deuxième par les noyaux de *laborer*, *ahaner*, *pener* et *travailler*» (p. 50), wobei die *traits* «tourment» und «fatigue» sowie «affectivité négative» die zweite Gruppe markieren. In den beiden Teilstücken sind *ovrer* (betont ‘rезульт’at’) und *laborer* (betont ‘effort’) die jeweiligen Zentren, da sie als am wenigsten markierte Werte zu gelten haben. Für die *nomina actionis* des Begriffsfeldes kommt Ostrá mit Hilfe der Inhaltszüge «action: genre d’activité/action déterminée», «objet», «manière» zu folgenden Ergebnissen: allein die zu *ovrer* gehörenden *Nomina œuvre*, *ovrage*, *ovraine* können auch das Resultat der Arbeit bezeichnen; *labor*, *ahan*, *peine*, *travail* bleiben dagegen – das begriffliche Element ‘effort’ ist ja dominant – auf die Tätigkeit selber beschränkt. Somit ergibt sich für das Afr. eine dichotomische Feldgliederung mit zwei zentralen lexikalischen Einheiten (*ovrer*, *laborer*)⁷. Ostrá begnügt sich jedoch nicht mit diesem Ergebnis, sondern skizziert kurz den Zusammenhang dieses sprachlichen Befunds mit der mittelalterlichen, durch religiöse und gesellschaftliche Faktoren bestimmten Auffassung der menschlichen Arbeit⁸.

Das Nfr. weist demgegenüber völlig veränderte Verhältnisse auf: Das Begriffsfeld ist ganz eindeutig im Verb *travailler* und im entsprechenden *travail* zentriert, die im Afr. an der äußersten Peripherie des Feldes anzutreffen waren. Ostrá diskutiert *travail*, *ouvrage*, *œuvre*, *labeur*, *peine*, *besogne*, *tâche*, *corvée*, *boulot*, *turbin*, *bricolage* und *veilles*, die durch dreizehn, teilweise noch untergliederte *traits* systematisch im Feld geordnet werden; die Verhältnisse im entsprechenden Verbereich sind analog, d.h. dem extensiven *travailler* stehen – spezifisch markiert – *œuvrer*, *peiner*, *besogner*, *bricoler*, *trimer*, *marner*, *turbiner* und *gratter* gegenüber⁹.

Es würde zu weit führen, auf die aufschlußreichen sprachgeschichtlichen Details, die Ostrá hinsichtlich der «Reorganisation» des Feldes und der Entwicklung der einzelnen Feldglieder angibt, einzugehen¹⁰; auch hier vermeidet sie eine Isolierung der sprachgeschichtlichen Gesichtspunkte und Befunde und weist auf die Transformationen mittelalterlicher Arbeitsformen und ihrer konzeptuellen Fassung («le concept travail-art» und «travail-effort») hin, die zu einem allgemeinen und neutralen Arbeitsbegriff in der bürgerlichen Gesellschaft geführt haben¹¹.

«A l'époque contemporaine, certaines modalités de l'activité appelée *travail* présentent de très grandes différences par rapport au 13^e siècle: le résultat est souvent introuvable, tandis que l'effort a perdu, dans des cas très nombreux, ses caractéristiques sensibles.

⁷ Cf. die Schaubilder auf p. 49 und 50.

⁸ *Op. cit.*, p. 52s.; cf. zur mittelalterlichen Auffassung der Arbeit als ‘Mühe’, ‘Strafe’ bzw. als ‘Handwerkskunst’ das ganze Kapitel 2, p. 25–54.

⁹ Die *spécification socio-stylistique* (p. 74) der angeführten, zumeist aus dem *argot* stammenden Ausdrücke *bosser*, *boulonner*, *turbiner*, *trimer*, *marner*, *gratter*, *bûcher*, *chiader*, *piocher*, *chiner* hätte etwas ausführlicher erläutert werden können.

¹⁰ Cf. Kap. 4, p. 85–104; faszinierend ist dabei besonders das Einrücken der peripheren afr. *travailler* ins Zentrum des nfr. Feldes sowie das Schicksal der Glieder der Wortfamilien von afr. *ovrer* und *laborer*.

¹¹ Cf. besonders p. 111; OSTRÁ bezieht sich dabei auf Arbeiten von K. MARX, M. WEBER und M. FOUCAULT.

Ainsi c'est la notion d'utilité (sociale) qui permet d'identifier une activité comme travail et la fait désigner comme tel¹².»

Vielleicht hätte mancher Leser sich in den methodisch-theoretischen Teilen der Arbeit eine stärkere Berücksichtigung weiterer Literatur zur Wortfelddiskussion¹³ und etwas mehr definitorische Strenge¹⁴ gewünscht; dem wäre jedoch entgegenzuhalten, daß der Schwerpunkt der Monographie in der Konkretion des «champ conceptuel du travail en français» liegt. Diese Konkretion ist gelungen: Ostrá hat eine gut dokumentierte, umsichtig argumentierende und ertragreiche Arbeit vorgelegt, die weitere anregende Fragestellungen zu diesem wichtigen Thema eröffnet.

Wulf Oesterreicher

★

HANS-JOSEF NIEDEREHE, *Die Sprachauffassung Alfons des Weisen*, Tübingen (Niemeyer) 1975, 204 p. (ZRPh. Beih. 144).

Es ist nicht leicht zu sagen, woran es liegt, daß dieses Buch den Leser widerwillig macht. Die Daten und deren Interpretation stimmen – und stimmen doch nicht. Offenbar hat Niederehe eine aberrante Vorstellung von der mittelalterlichen Wissenschaft, die sich, wie man allgemein sagt, fast ausnahmslos im Rahmen bestimmter Traditionen und im Bezug auf einen Kanon bestimmter Autoritäten entfaltet hat. Die Grundannahme des Verfassers, der «gelehrte König» habe eine eigenständige «Sprachkonzeption» oder eine eigene «Sprachtheorie» zu vertreten gehabt, wird trotz allem nicht bestätigt.

Viele Leser werden an bestimmten Gedankengängen Anstoß nehmen. Wenn man z.B. sagt (p. 45), «Der Vergleich zeigt, daß sowohl Priscian als auch Alfons der Weise zwischen bedeutungstragenden und bedeutungslosen *voces* unterscheidet», widerspricht das – sofern

¹² *Op. cit.*, p. 114; für die von OSTRÁ als Hintergrund der Argumentation benutzte sozioökonomische Dimension der Geschichte des Begriffsfeldes können die von BARBARA V. GEMMINGEN-OBSTFELDER 1973 vorgelegten *Semantische(n) Studien zum Wortfeld 'Arbeit' im Französischen. Versuch einer Darstellung unter Berücksichtigung handwerklich-fachsprachlicher Texte des 13.–17. Jahrhunderts* (= *Tübinger Beiträge zur Linguistik* 35) ergänzend herangezogen werden; GEMMINGEN-OBSTFELDER beschränkt sich – trotz ihrer umfassenden Definition des Arbeitsbegriffs (p. 3) – allerdings auf den Bereich des Handwerks, der *arts et métiers* (p. 1).

¹³ So fehlen etwa: K. BALDINGER, *Problèmes fondamentaux de l'onomasiologie*, in: *Actas del XI Congreso Internacional de Lingüística y Filología Románicas I*, Madrid 1968, p. 175–213; K. BALDINGER, *Teoría semántica. Hacia una semántica moderna*, Madrid 1970; M. BIERWISCH, *Strukturelle Semantik, Deutsch als Fremdsprache* 6 (1969), 66–74; E. COSERIU, *Structure lexicale et enseignement du vocabulaire*, *Actes du premier Colloque International de Linguistique Appliquée*, Nancy 1966, p. 175–217; E. COSERIU, *Bedeutung und Bezeichnung im Lichte der strukturellen Semantik*, in: *Sprachwissenschaft und Übersetzen*, hg. von P. HARTMANN und H. VERNAY, München 1970, p. 104–121; K. HEGER, *Die methodologischen Voraussetzungen von Onomasiologie und begrifflicher Gliederung*, ZRPh. 80 (1964), 486–516; G. MOUNIN, *Un champ sémantique: la dénomination des animaux domestiques*, *La Linguistique* 1, (1965), 31–54; G. MOUNIN, *Essai sur la structuration du lexique de l'habitation*, CLEX 6 (1965), 9–24; nachdem OSTRÁ ihre Monographie erst 1974 publiziert hat, hätte man wenigstens einen Hinweis auf H. GECKELERS Buch *Zur Wortfelddiskussion. Untersuchungen zur Gliederung des Wortfeldes 'alt – jung – neu' im heutigen Französisch* (München 1971) erwarten dürfen.

¹⁴ So wäre beispielsweise eine Definition von «Onomasiologie» sowie der sog. soziostilistischen Merkmale oder auch eine Klärung des Verhältnisses der von OSTRÁ verwendeten Termini zur gängigen Terminologie der strukturellen Semantik (Sem, Semem, Archisemem, Klassem) durchaus angebracht gewesen.

mehr als nur eine Doxoskopie zur Diskussion stehen soll – den mittelalterlichen Spielregeln. Alfons ist kein *sabio* wie Priscian. Zur Debatte steht die Frage, in welchem Maße der alfonsinische Kreis Priscian oder genauer: der mittelalterlichen Priscian-Tradition verpflichtet war (cf. p. 123). Fragen dieser Art sind in diesem Buch nie ausdiskutiert.

Dasselbe gilt für die Diachronie. Die Geschichte der Wissenschaft ist heutzutage in dem vorteilhaften Sinne ahistorisch als sie die jeweiligen Lehrmeinungen als Beitrag zur Lösung eines objektiv umschriebenen Problems in Betracht zieht. Wenn man aber zur mittelalterlichen Mehrsprachigkeit (z.B. p. 82) nur zu sagen hat, «Alles steht im Dienste des Kommunikationsziels», dann ist dies die Perversion des eben genannten Prinzips, und zwar deshalb, weil davon auszugehen ist, daß der Kommunikationszusammenhang im Mittelalter ein völlig anderer war als heutzutage. «Der Sprachwissenschaftler» oder «Die Sprachwissenschaft» in einem derzeitigen *ego hic et nunc* ist auf keiner Zeitachse verschiebbar. Unter diesem Gesichtspunkt gibt es trotzdem ein aktuelles Bewußtsein von Geschichte, eine zugrundeliegende Struktur des Denkens in geistigen Zusammenhängen, die man in diesem Buch vermißt. Was nützt es über Alfons zu sagen, «Eine theoretisch untermauerte Entscheidung zugunsten von Latein oder Volkssprache gibt es nicht» (p. 83)?

Niederehe behandelt nun zunächst die «Elemente der Sprache» (p. 27–50), d.h., er sammelt Wörter wie *sennal, nombre, cosa, palabra, entendimiento, voz, sueno, letra, figura* und kommentiert sie anhand der Belegstellen. Doch geht dieser Kommentar über einige Hinweise auf Schulautoren nicht hinaus. Nur andeutungsweise erscheint die Frage nach dem mehrfachen Schriftsinn (p. 38). Die Sprachlogik, soweit sie angesprochen ist, hat eine stark semiotische Komponente, die der Verfasser ebenfalls nicht weiter berücksichtigt. Die *vox significativa ad placitum* (p. 55) bedeutet bekanntlich etwas nach Übereinkunft; was «der freie Wille» dabei soll, ist nicht auszumachen.

Die interessanten Belege zum Thema Sprache und Mensch sind unterschiedlich interpretierbar. Es geht nach meinem Verständnis aus keiner Stelle hervor, daß die Veränderlichkeit der Sprache (p. 56) je angesprochen wurde. Der Satz, *los sabios mudauan los nombres*, ist sprachlogisch zu verstehen. Es steht hier auch keine Enzyklopädie dahinter, wie Niederehe insinuiert, sondern das logische Prinzip der Zeigbarkeit. Alfons hielt ja auch viel von Etymologien. Doch möchte ich bezweifeln, daß es z.B. im Falle der Eigennamen angemessen ist zu sagen: «Namen spiegeln also Machtverhältnisse» (p. 61), etwa im folgenden Satz, wo die Änderungen von Städtenamen ausgesprochen wird: *e pudo ser por auenimiento et ell otro por postura que gele pusiesen los pastores*. Hier geht es in einem ganz scholastischen Sinne um Klassifikation. Was Niederehe übersieht (p. 62) ist die Tatsache, daß die Veränderlichkeit nicht historisch-diachron zu begreifen ist, sondern als Variation in einer Welt, die die Vorstellung des linearen Ablaufs noch nicht kannte.

Die Geschichte der Sprachenverwirrung, nach Niederehe die «große sprachliche Katastrophe» von Babel, warf im Mittelalter schwierige Probleme auf, u.a. auch dasjenige der Ursprache. Die Ansichten Dante Alighieris, die in diesem Zusammenhang angeführt werden, sind nicht genügend spezifiziert¹; die besondere Position des alfonsinischen Kreises wird nicht klar. Dasselbe gilt für den Sprachenkatalog des Jiménez de Rada, der übrigens schon früher untersucht wurde². Dieser Katalog erscheint bei Alfons etwas verändert (cf. p. 70/72). Aber die Anzahl der Sprachen variiert je nach der syntaktischen Gliederung des Textes, die man vornimmt, und es ist nicht gerechtfertigt, im Falle der Stellung Polens innerhalb der

¹ Cf. G. INEICHEN, *Das Verhältnis Dantes zur Sprache*, Deutsches Dante-Jahrbuch 48 (1973), 63–78.

² Cf. die Zusammenfassung bei E. COSERIU, *Andrés de Pozo y las lenguas de Europa*, in: *Festschrift R. Lapesa*, Madrid 1975, vol. III, p. 199s. und N 1.

Slawen vom «kleinen Versehen des gelehrten Königs» (p. 72) zu sprechen, zumal dann, wenn keine Unterscheidungskriterien angegeben werden. Im Falle der Vlachen z.B. findet man gleichfalls lat. *Blaci et Bulgari*, span. dagegen *los de Blanquia, los de Bolgria*.

Interessant ist ferner, daß die alfonsinische Redaktion das Lateinische allen anderen Sprachen gegenüberzustellen scheint, und zwar im Rahmen des iaphetischen Stammes. Man liest:

De los linages de Japhet, que poblaron Europa, ovo muchos dellos que usaron de la lengua que dezimos latina, e otros que ovieron otros lenguages: ...

In der üblichen Fassung lautet die Stelle bei Jiménez wie folgt:

Hi post divisionem linguarum, ut regiones adirent, et ut Nemrod tyrannidem evitarent, divisi sunt in linguas et nationes, et linguam quae nunc latina dicitur, observarunt: alii et filii Iaphet qui in Europae partibus resederunt, linguas alias habuere, Graeci aliam, Blaci et Bulgari aliam, ...³

Das Lateinische erhält auf diese Weise eine Sonderstellung. Die japhetischen Sprachen sind dann genau 15, ohne die Manipulationen Niederehes und auch ohne die Ausrede vom «kleinen Versehen des gelehrten Königs» (p. 72). Trotzdem sind derartige Rechnungen unrealistisch, weil die Liste durch die syntaktische Gliederung bedingt ist, durch Sachkenntnis aber kaum gestützt sein dürfte: Die *Blaci et Bulgari*, die in der spanischen Fassung als *los de Blanquia, los de Bolgia* erscheinen, also die Vlachen z. B., sind doch wohl von Alfons nicht identifiziert worden.

Die Tatsache, daß bei Alfons keine romanischen Sprachen einzeln zitiert werden, erklärt sich anhand des *nuestro latin* (p. 78) genügend. Das hat weder mit «mangelndem Bedürfnis» noch damit etwas zu tun, «daß es ihm [dem König] nahezu gänzlich an einem terminologischen Instrumentarium mangelte, mit dem er sie hätte beschreiben können» (p. 76). Auch sonst: Was hätte ein alfonsinischer Redaktor «sprachwissenschaftlich» schon mehr sagen können als z. B. *los caballos que los moros llaman en so arabigo alfarazes*⁴.

Niederehe äußert sich auch kurz zur Funktion der im Kreise Alfons' geläufigen romanischen Sprachen. Was ihn intrigierte, ist dabei wiederum die Mehrsprachigkeit, und zwar in der Weise, daß die französische Fassung der *Escala de Mahoma* zu einer «europäisch-kosmopolitischen Tat des gelehrten Königs» gestempelt wird. Zusätzlich dazu erscheint (unter Berufung auf W. Pabst) als Idealbild «das zäh bewahrte Bewußtsein einer universal gerichteten abendländischen Tradition» (p. 83). Alles Klischees, die die Sprachsituation weder charakterisieren noch erklären. Von der Bindung der Sprachen an bestimmte Gattungen ist nirgends die Rede.

Ein Punkt ist hier, wie Niederehe richtig sieht, die *divisio scientiarum* und das Problem der Vulgarisierung⁵, dazu kommt – in Spanien besonders schwierig – die Fixierung der

³ Nach unserer Vorstellung ist die Stelle bei Jiménez folgendermaßen zu lesen: ... *divisi sunt in linguas et nationes. Et linguam quae nunc latina dicitur observarunt alii, et filii Iaphet, qui in Europae partibus resederunt, linguas alias habuere: ...*

⁴ Es ist peinlich, daß Niederehe selbst hier unpräzis vom «arab. Plural von *al-faras* 'Pferd': *afrāsun*» spricht. Genau müßte es heißen: *al-faras* bzw. *al-faras^u*, Plural *al-afrās* bzw. *al-afrās^u*, oder aber *faras* bzw. *faras^u*, Plural *afrās* bzw. *afrās^u*. – Der Verfasser gibt sich auch andere Blößen. Aus dem königlichen Skriptorium stammende Handschriften, sagt er (p. 52), sind fast ohne Kürzel geschrieben: «Ihre Lektüre ist dementsprechend ein Vergnügen». Die Form span. *truiaman* 'Dolmetscher' (p. 158 N) wird ohne jeglichen Hinweis auf einschlägige Wörterbücher besprochen.

⁵ Große divulgative Werke mit explizit literarischem Anstrich sind mehr oder weniger gleichzeitig, und sie charakterisieren einen jeweils anders gelagerten kulturellen Raum: der zweite Rosenroman und das *Breviari d'Amor*.

Jurisprudenz (p. 90–97). Nach der Lektüre Niederehes ist jedoch nicht klar, was unter «Medizin» zu verstehen ist und wie sie eingestuft wird. Dasselbe gilt für *metafísica*. Die in der europäischen Geistesgeschichte periodisch auftretende Streitfrage, wer in der Wissenschaft die Gewichte zu setzen habe, die «Logiker» oder die «Literaten» – hier: die nach der Mitte des 13. Jh.s vor allem an den französischen Hochschulen ausgefochtene Querele –, scheint Niederehe für Spanien ausklammern zu wollen. Aber es wird für die *gramática* festgesetzt, daß sie eindeutig «in den Dienst der Logik» gehörte (p. 110, sowie variiert p. 114, 124, 145, 155). Dies entspricht nach unserer Vorstellung auch der Mentalität des arabischen Aristotelismus. Andererseits kannte der alfonsinische Kreis bereits die Modisten (p. 122).

Im fünften Kapitel kommt Niederehe auf die Zitierung der «sprachwissenschaftlichen» Schriften im Werke Alfons' des Weisen zu sprechen (p. 116–57). Es geht um Quellen, und weniger um die Rekonstruktion der «Bibliothek des gelehrten Königs». Dazu wären kodikologische Recherchen notwendig. Man weiß auch, daß es nicht genügt, wie wir oben schon sagten, Autoren einfach als solche zu identifizieren. Trotzdem: das Kapitel ist instruktiv. – Zur *expositio* p. 128; zum *integumentum* p. 143; Alfons und Italien p. 154.

Demgegenüber sind die Kapitel über die alfonsinische Philologie (p. 158–80) wiederum in vielen Punkten unerhört naiv. Sie zeigen, daß der Verfasser in der mittelalterlichen Philologie nicht viel Erfahrung hat (cf. auch p. 18–22). Die Einstellung zum Text war im Mittelalter eine moralische. Ob bei den Übersetzungen das Problem der «Nachschöpfung der sprachlichen Form» je akut war, müßte gezeigt werden. Den modernen Begriff der Textkritik verwechselt Niederehe mit irgendwelchen Formen von Quellenkritik, die Lexikologie zum Teil mit Enzyklopädiik. Wenn «man bei Diez ja gelernt hat, wie Etymologien zu machen sind», so müßte doch klar sein, daß die mittelalterliche Etymologie etwas vollkommen anderes ist als die heutige und daß diese im Mittelalter überhaupt nicht erfunden werden konnte⁶. – Übrigens: nach Niederehe hält die scholastische Suppositionslehre «ein terminologisch weitaus subtileres Instrument bereit, als uns heute mit dem recht groben Kategorisierungsprinzip zur Verfügung steht, demzufolge wir ‘Sprache’ und ‘Metasprache’ unterscheiden» (p. 168)⁷.

Aus dem Gesagten soll hervorgehen, daß Niederehe in den sprachwissenschaftlichen Disziplinen nach einem Ort sucht, wo die «Leistung Alfons des Weisen», d.h. seine Bedeutung bei der Entfaltung von Sprache und Kultur, behandelt werden könnte. Um dies festzustellen, sollten die Vorstellungen untersucht werden, die «der gelehrte König von Sprache und Sprachen» hatte (p. 6). Es ist ein durchaus legitimes Verfahren, Auffassungen über die Sprache und die Sprachsituation aus Werken abzuleiten. Fragwürdig sind für uns vielmehr die methodologischen Positionen Niederehes selbst (p. 3–15). Diese führen offenbar nicht allzu weit⁸.

Gustav Ineichen

⁶ Der Sachlage entspräche besser die Fragestellung z.B. von JEAN ROUDIL, *Alphonse le Savant, rédacteur de définitions lexicographiques*, in: *Mélanges P. Fouché*, Paris 1970, p. 153–175.

⁷ Man vergleiche gegebenenfalls J. M. BOCHENSKI, *Formale Logik*, Freiburg/München 1970, p. 190.

⁸ Mit anderen Worten: ein strikt philologisches Vorgehen böte sicher mehr Aussicht auf Erfolg. Man müßte es dann allerdings auf sich nehmen, die alfonsinische Überlieferung (oder Teile davon) einer umfassenden kritischen Recensio zu unterwerfen. Es gibt in der mittelalterlichen Überlieferung einige hochgradig komplexe Fälle, die weitgehend aufgeklärt worden sind und deren Aufklärung über den Text hinaus entscheidende Einsichten zutage förderte. In anspruchsvollen thematischen Untersuchungen stets die unbefriedigende Editionslage monieren zu müssen, ist ein schlechtes Zeichen.

MICHAEL STUDEMUND, *Bibliographie zum Judenspanischen*, Hamburg (Helmut Buske Verlag) 1975, 148 p. (*Romanistik in Geschichte und Gegenwart* 2).

The Iberian speech of the Sephardic Jews exiled from Spain in 1492—Judeo-Spanish (called variously by native speakers *judézmo*, *jidió*, *judió*, *spaniolít*, *ladino*, etc.)—is a subject that attracts linguists in various disciplines. Hence, a compendious bibliography of Judeo-Spanish can be expected to interest a wide audience. Students of Spanish seek in Judeo-Spanish clues to the reconstruction and description of late 15th century Spanish dialects; students of dialectology find in Judeo-Spanish a laboratory par excellence in which to follow the interrelationships between colonial or transplanted dialects as well as their relationship to the mother dialects; students of bilingualism have ample opportunity to study the development of an Iberian fusion language in the new Balkan and Arabic habitats of the Sephardic Jews; finally, students of comparative Jewish interlinguistics can profit by comparing the structure and development of Judeo-Spanish dialects with those of other dialects used exclusively by Jews, e.g., Yiddish, Judeo-Arabic, Judeo-Persian, etc.¹. The bibliography under review, however, will prove a bitter disappointment to anyone interested in exploring the multi-faceted field of Judeo-Spanish.

Studemund's bibliography immediately invites comparison with the previous most comprehensive bibliography—that of Marcus². In contrast to Marcus who listed 645 items, Studemund's guide contains over 1300 entries. Did the field of Judeo-Spanish gain in ten years some 700 new articles, books, text publications, etc? Hardly. The overwhelming majority of additional items turn out to be a pot pourri on the sociology, history, music, culinary arts and literature of the Sephardic Jews (not necessarily Judeo-Spanish-speaking)—with but few additions of linguistic relevance. Therefore, the title “Judenspanisch” is downright misleading. So what is the aim of this bibliography? The author, in an epilogue to the volume, informs us that the bibliography is intended to be “ein Teil einer umfangreichen soziolinguistischen Studie zum Balkanspanischen” (p. 147). But what would be the point of a narrowly conceived bibliography of only the Balkan dialects of Judeo-Spanish? A quick perusal of the items reveals that this bibliography of “Balkanspanisch” in fact includes a large number of items on Moroccan Judeo-Spanish (Bénichou, Nos. 0189, 0190, 0193–0196; Benoliel, Nos. 0197, 0198) and on the Spanish (not “Judeo-”) and Portuguese brought by

1 All diaspora Jewish languages have a number of common features: access to a Hebrew-Aramaic component, tendency to become fusion languages, lack of identity with any contiguous dialect of the non-Jewish population and use of a modified Hebrew script. A feature of most, if not all Jewish languages is the development on another Jewish substratum (e.g., Yiddish developed on Judeo-Romance, Judeo-Spanish on Judeo-Arabic). These common features of development are the basis for positing the field of Jewish interlinguistics. Moreover, in the case of related Jewish languages, we may raise the possibility of a common ancestor rather than assume that each Jewish dialect is a development of the immediately coterritorial non-Jewish dialect. For example, Moroccan and Iraqi Judeo-Arabic are usually compared with Muslim Moroccan and Iraqi Arabic respectively. A direct comparison of Moroccan and Iraqi variants of Judeo-Arabic would permit us to explore the question of whether each dialect of Judeo-Arabic is a derivation of the general Arabic dialect of the area or whether Moroccan and Iraqi Judeo-Arabic are more immediate cognates, descended from a common colloquial Judeo-Arabic. Similarly, Judeo-Spanish could be compared with other Judeo-Romance languages to ascertain if a Judeo-Vulgar Latin once existed. Cf. D. S. BLONDHEIM, *Les parlers juédo-romans et la Vetus Latina*, Paris 1925, and M. WEINREICH, *The Jewish languages of Romance stock and their relation to earliest Yiddish*, *RomPhil.* 9 (1955/56), 403–428. So far, no detailed studies of Jewish interlinguistics exist.

2 S. MARCUS, *Hasafa hasfaradit-yehudit*, Jerusalem 1965.

Marranos (crypto-Jews) to the Low Countries, Italy, Germany and subsequently to England and the Americas (e.g., Emmanuel, No. 0410; van Praag, No. 0914; Szajkowski, No. 1077). Moreover, many entries deal with Romance languages other than Spanish spoken by the Jews, e.g., Judeo-Italian (Jochnowitz, No. 0586) and Judeo-Portuguese (Tavani, No. 1109). There are even a number of works dealing pre-eminently with the non-Romance languages spoken by the Jews (Birnboym [and not Birnbaum], No. 247; Loewe, No. 0716; Mieses, No. 0724; Schatzki, No. 1079).

Such an eclectic sampling might allow us to infer that Studemund recognizes the importance of comparing Judeo-Spanish with other Jewish languages as a prerequisite to understanding both the genesis of Judeo-Spanish itself as well as the nature of Jewish language development. We can certainly concur with such a view, but why then are there no references to the Judeo-Arabic spoken in Spain between the 8th and 13th centuries (if not later), a language which contributed in many subtle ways to the differentiation of Judeo-Spanish from general Spanish. For example, there is evidence that Judeo-Spanish, being more receptive to Arabic influences, acquired *x* (limited mainly to the Arabic and Hebrew components) perhaps four centuries before this segment appeared in Spanish (in both its Arabic and Romance components). Similarly, we look in vain for items on Christian-Arabic and Mozarabic (the Spanish dialect written in Arabic characters and probably used by Romance speakers of all ethno-religious groups)³.

The greatest defect of this bibliography is the absence of annotated notes or at least of an arrangement by topics⁴. The reader has no way of differentiating popular literature (copiously represented here) from serious scholarly contributions. Consequently, it is impossible for the student of Spanish to utilize the findings of Judeo-Spanish in any meaningful way, for the student of Judeo-Spanish to acquaint himself with the scholarly debates commanding the attention of specialists which directly influence the choice of models and research, and finally for the student of Jewish interlinguistics to know what items are of immediate relevance to his special interest. For example, the reader has no way of uncovering the arguments (still unresolved) over whether Judeo-Spanish is to be defined (1) as 15th century Castilian and hence the present-day differences in the Romance component of the two languages are to be ascribed to independent innovations since 1492 and to non-Castilian components introduced into Judeo-Spanish by Portuguese, Aragonese and Catalan Jews, or (2) that Judeo-Spanish was distinct from Old Spanish even before 1492—and not just because of greater receptivity to Arabic or the differentiating impact of a Hebrew-Aramaic component in the former. Supporters of the first view include Bernfeld, No. 0207; Grünbaum, No. 0513; Révah, No. 0950; Sala, No. 1005; Spiegel, No. 1057; Spitzer, No. 1062; Wagner, No. 1162. Proponents of the second view include Benarroch, No. 0180; Birnboym, No. 0247; Blondheim, No. 0253; Luria, No. 0719; Peri, No. 0904; Spitzer, No. 1064; M. Weinreich, Nos. 1176, 1177. Unfortunately, Studemund omits book reviews which are relevant to these discussions, e.g., Wagner, No. 1162, is listed without Levy's review⁵; conversely, Levy, No. 0684, is listed without Wagner's reply⁶.

³ Cf. J. BLAU, *The emergence and linguistic background of Judeo-Arabic*, Oxford 1965, and S. M. STERN, *Les vers finaux en espagnol dans les muwaṣṣahs hispano-hébraïques*, *Al-Andalus* 13 (1948), 299–346.

⁴ How unfortunate that STUDEMUND didn't have a look at U. and B. WEINREICH, *Yiddish language and folklore. A selective bibliography for research*, The Hague 1959.

⁵ *Volkstum und Kultur der Romanen* 4 (1931), 316–320.

⁶ *ZRPh.* 50 (1930), 745–750.

An annotated bibliography would have removed the doubts the reader is likely to have about titles which, on the surface, seem irrelevant to the study of Judeo-Spanish, such as F. (and not I. as listed), Baer, No. 0138. Baer's collection of Spanish, Latin and occasionally Hebrew texts relating to Jews and the trials of the Inquisition in Castile, Navarra and Aragon is a major source of original spellings of hundreds of Arabic and Hebrew proper and family names current among the Iberian Jews between the 11th and 15th centuries—a corpus important for reconstructing the pronunciation norms of Hebrew among the Iberian Jews, and indirectly for the reconstruction of the Romance speech patterns of the Jews. Moreover, the serious lacunae in the listings of texts both of the pre- and post-1492 periods is disconcerting. There is also no mention of the rich Judeo-Spanish (and Ladino) literature and periodical press. Studemund provides a map on p. 69 of Southeast Europe showing centers of the Ladino (sic!) periodical press⁷, but the locales given constitute a partial listing. The only Judeo-Spanish dictionary cited is Chérélzli⁸. There is also a map of Sephardic (should read Judeo-Spanish-speaking) settlements in the "Orient" and "Maghreb" (p. 93) which is a confusion of synchronic and diachronic facts (no date for the map is given). If Valona, Albania is given (presumably for its 16th century Judeo-Spanish settlement), why leave out Temeşvar, Rumania (where the Sephardic community merged with the local Ashkenazim in the 18th century)? Other omissions include Pazardžik, Bulgaria and Karaferia, Greece. The map of Bulgarian communities on p. 133 is in stark contradiction to the general map on p. 93. The population map on p. 137 mysteriously leaves out the Maghreb and Israel (where the greatest number of speakers is found today). And what is the source of these figures? The photostated title page on p. 141 is not even included in the bibliography itself.

Besides the methodological shortcomings, the book suffers from a colossal number of errors in the citation of articles and journal titles; a large number of Hebrew and Yiddish titles, not to mention Judeo-Spanish titles given in the original modified Hebrew orthography, are misspelled. But the listings are a study in chaos! Some Hebrew titles are given in Latin transliteration (e.g., No. 1288) while others are given in the original Hebrew (e.g., No. 1289—and misspelled!). Cyrillic titles are given in Latin transliteration, (e.g., No. 448), but a Moldavian title (No. 449) is given in its original Cyrillic orthography (misspelled) and the Moldavian language journal in which it appears is spelled in a pseudo-Romanian orthography! No. 859 is listed in the Bulgarian Cyrillic script with the Bulgarian journal title in Latin transliteration *Godisnik* (for correct *Godišnik*) and immediately after it, No. 860—also in Bulgarian—is translated into English and the journal *Godišnik* now appears under its English title *Annual* (but in No. 578a the journal is cited as *Annual/Godisnak*). The items beginning with *S-* on p. 114–6 are out of alphabetical order. And so on and on ...

A number of relevant items which have been omitted from this bibliography (and for the most part from Marcus as well) are:

- B. F. Alonso, *Los judíos españoles de Oriente*, *España Moderna* 195 (1905), 71–80.
 M. Banitt, *Une langue fantôme: le judéo-français*, *Revue de linguistique romane* 27 (1963), 245–294.
 F. Fernández y González, *Ordenamiento formado por los procuradores de los aljamas hebreas pertenecientes al territorio de los Estados de Castilla en la asamblea celebrada en Valladolid*

⁷ Until recently, the name Ladino was apparently reserved by native speakers for the archaic written language, mainly of Bible translations, which was probably never spoken. The mêlée of language epithets in the text should not have gone without comment. A better title would have been "Judeo-Spanish and Ladino".

⁸ S. I. CHÉRÉZLI, *Nwevo čiko diksiyonariyo žudiyo-espanyol-franses*, Jerusalem 1898–99.

- el año 1432, Boletín de la Real Academia de la Historia* 7 (1885), 145–189, 275–305, 395–413; 8 (1886), 10–27.
- M. A. Gabinskij, *Balkanskaja utrata infinitiva v svete dannyx sefardistiki. Problemy diaxronii v izučenii romanskix jazykov*. Tezisy dokladov, Minsk 1967, p. 44–47.
- H. Kahane, *M. Sala, *Estudios sobre el judeo-español de Bucarest*, Mexico 1970 and *Phonétique et phonologie du judéo-espagnol de Bucarest*, The Hague-Paris 1971; *Language* 49 (1973), 943–948.
- M. Kosover, *Arabic elements in Palestinian Yiddish*, Jerusalem 1966.
- I. Loew, *Gloses romanes des écrits rabbiniques*, *Revue des Etudes Juives* 27 (1893), 239–249.
- Y. Malkiel, *The Jewish heritage of Spain*, *Hispanic Review* 18 (1950), 328–340.
- M. Menachem, *Milon kis sfaradi-yehudi-ivri*, Salonika 1934.
- E. K. Neuvonen, *Los arabismos del español en el siglo XIII*, Helsinki 1941.
- Romances de Tetuán*, ed. por A. de Larrea Palacín, 2 vol., Madrid 1952.
- M. Papo, *El tražuman o libro de konverzasiyon*, Vienna 1844 (Judeo-Spanish-German glossary).
- A. D. Pipano, *Diksiyonariyo žudiyo-espanyol-bulgaro*, Sofia 1913.
- J. A. van Praag, *Gesplete zielen*, Groningen 1948.
- G. Remiro, *Sobre algunos vocablos y frases de los judeo-españoles*, *Boletín de la Real Academia Española* 1 (1914), 449–555; 2 (1915), 77–84, 294–301; 3 (1916), 67–74, 186–196, 498–509; 4 (1917), 107–121, 327–335, 631–642; 5 (1918), 350–364.
- W. G. Schaufler, *Ocar divre lashon hakodesh o diksiyonariyo de la lingwa santa kon la diklarasiyon de kaða byervo en la lingwa sfaradit*, Constantinople 1855.
- A. Steiger, *Contribución a la fonética del hispano-árabe y de los arabismos en el ibero-románico y el siciliano*, Madrid 1932.
- P. Wexler, *The cartography of unspoken languages of culture and liturgy* (Reflections on the diffusion of Arabic and Hebrew), *Orbis* 23 (1974), 30–51.

The few new additions on Judeo-Spanish published since Marcus's bibliography hardly serve as a *raison d'être* for this "new" bibliography. It is regrettable that Studemund, by providing no annotated notes and by not deciding on some principle of selection and arrangement, missed a golden opportunity to produce a sorely needed bibliography of joint interest to students of Old Spanish, Judeo-Spanish, comparative Romance linguistics and Jewish inter-linguistics.

Paul Wexler

